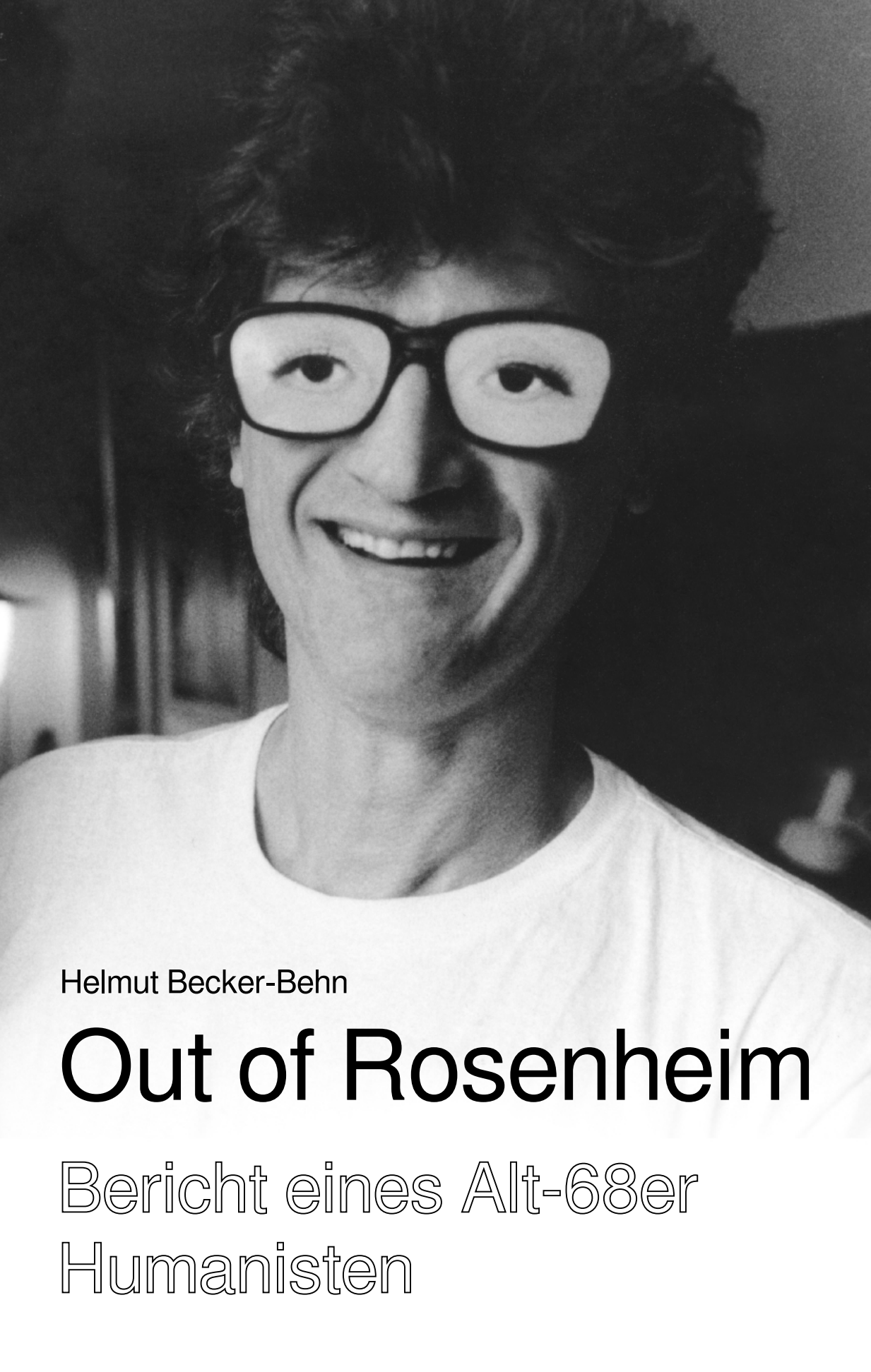




Helmut Becker-Behn

Out of Rosenheim

Bericht eines Alt-68er
Humanisten

Helmut Becker-Behn

Out of Rosenheim

Bericht eines Alt-68er Humanisten

Danksagung

Ich danke Hubert Cancik und Frieder Otto Wolf für die Ermutigung zum Schreiben des „Berichts“, meinem Sohn Trutz Behn für zweimaliges Layout und Satz, dem Freund Christoph Speier für die kostenlose Drucklegung und meiner Frau Petra Behn für ihr geduldiges Verständnis bei der Abfassung des Textes.

Helmut Becker-Behn
Duisburg, im Mai 2021

*Dies ist die Skizze meines Lebenslaufs, geschrieben zur
Selbstverständigung und Selbstvergewisserung darüber, wie ich
als Alt-68er zum Humanisten geworden bin.*

*Gedacht als ein persönlich-konkreter – etwas verspäteter –
Beitrag zur 68er Debatte im 50. Jubiläumsjahr, der in dem zu
gründenden elektronischen „Archiv humanistischer
Erinnerungen“ erscheinen soll.*

Inhaltsverzeichnis

Steckbrief	1
Vorwarnung	1
Herkunftsfamilie	2
Fahrradfahren	7
Deschner: Kirchengeschichte	9
Deschner ohne Ende	11
Rosenheim-Berlin-Freiburg-Berlin	11
Eltern als Nazis	12
Nachforschungen über den Vater	14
Carla Cohn	19
Polizei-Reserve-Bataillonen	21
Nochmals die Mutter	21
NS-Rassenkunde/Rassenwahn	23
Kommentar 2020	23
NS-Jugenerziehung	24
Alte und neue Männerbewegung I	24
Politische Suchbewegung	25
Neue Männerbewegung II	26
„Alter, Neuer, Später Vater“	26
Zum Bewerbungs-Karussell	27
Bewerbungen zur Psychologie	29
Eindrücke und Einflüsse	30
Marsch durch die Institutionen	31
Ehrenamt I: Stolpersteine	31
Ehrenamt II: Bildungslotse	33
Ehrenamt III: Flüchtlings-Pate	33
Ermordung meiner Schwester	34
Ute: meine Frau in Berlin	36
Freunde	37
Familie Eins: Berlin	39
Nützlichkeit	39
Schöne Zeit	40
Sexuelle Revolution: Sexbücher	41
Simone de Beauvoir I.	42
Männerforscher	42
Helmut Kentler	43
Episode „Dora“	44
Meine Nachforschungen	45
Juden-Verfolgung und Vernichtung	45
Lanzmann: Shoah	46
Praktische Aufarbeitung	47

Holocaust-Gedenktag	48
Ergänzung Lanzmann	50
Antisemitismus Heute	51
Exkurs: Filmforum Duisburg	52
Zwei Film-Beispiele	54
Atomkraft	55
AfaS Duisburg	56
Kleine Leute/Arbeiterklasse	56
Friedensnobelpreise	57
Stolpersteine: Gunter Demnig	58
Helmut Fleischer; Sozialphilosoph	59
Wehrmachtsausstellung	64
Psychologie im NS.	65
Kritische Psychologie	66
Schulinterner Berater	68
Fürstenau, Brück, Kleffmann, Reimer: Psychoanalytische Pädagogik	72
Fortsetzung Berufstätigkeit: Kommunikationspsychologie HH	75
Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus	76
HKWM-Stichworte zum Bericht	77
Frigga Haug: Marxismus und Feminismus	78
Öko-Feminismus	78
Deutsch-Feministische Gedenktage	79
#MeToo Kampagne	81
Nachsatz zum Marsch durch die Institutionen	82
Frieder Otto Wolf	83
Petra – Meine Frau aus dem Ruhrgebiet	86
Meine Gewalt gegen Petra	88
Spätfolgen	89
Kulturwissenschaften	90
Nochmals: Stolpersteine	94
Stolpersteine Aktuell	95
Noch ein Nachklapp	97
Freundschaften. Die Dritte: Jürgen Mietz	98
Duisport-Logport	101
Humor	102
Lesen	104
Geschichte des Lesens	107
Weiterlesen.	108
Scherz, Satire, Ironie	110
Politische Satire: Die PARTEI	110
Heinz Bude.	111
Politisches Erbe aus 68	112
Christoph Speier, neuer Freund	113

Humanitäre Hilfe	118
Reformkommunismus	119
Alfred Grosser	120
Barbara Sichtermann	121
Joschka Fischer	122
Leben aus Büchern.	123
Ergänzung zu „Tschernobyl“	127
Geschichte von unten: USA	127
Männerbewegung	128
Todesstrafe	130
Buch: Bild der Menschenrechte.	133
70 Jahre Menschenrechte	135
UN-Sonderberichtsersteller	137
Interkultureller Humanismus	139
Binnenhafen Duisburg	142
Männer-Frauen-Gesundheit	144
Wikipedia	145
Die Andere Bibliothek	146
„Männer und Frauen sind gleichberechtigt“: Grundgesetz Art. 3 Abs. 2	148
Holocaust-Leugnung	149
Kolonialismus-Kritische Kulturtheorie	150
Sich-Fremdsein	152
Mensch ist Mensch	153
Politische Ökologie	154
Aggressiver Humanismus	156
Leitkultur	158
Leitkultur/Integration/Richtig-Reden/Grundkonsens	159
Grüne: Dialogischer Ansatz	161
Grundkonsens statt Leitkultur	164
Ungläubige.	165
Früher war alles schlechter	166
Atomwaffen	168
Ärzte ohne Grenzen	169
Achtundsechzig in Duisburg	170
Neuerscheinungen zum Jubiläumsjahr 1968	171
Gerd Koenen	172
Gretchen Dutschke.	173
Humanismus der DDR	173
Tod und Trauer	175
Trauer und Humor	178
Vorurteile und Diskriminierung	179
Welt der Bücher und Lesen	183
Errungenschaften der neuen Frauenbewegung	184

Der 30-jährige Krieg	186
Pressefreiheit	188
Sinti und Roma	191
Überleben mit Büchern: Marcel Reich-Ranicki	192
Büchergilde, Buchhandlung, Bibliothek	193
Simone de Beauvoir / Alice Schwarzer	195
Reclams Universal-Bibliothek	196
Männerbewegung	197
Männerbild/Männlichkeiten	198
Emanzipatorische Arbeit mit jungen Männern	201
Rad/Verkehrswende	203
Das Lasten-Fahrrad	205
Aktion Dritte Welt Saar	206
Geschichtsvergessenheit vs. Geschichtsbewusstsein	209
Deutsch-Jüdisches Kulturerbe	209
Spenden	211
Kafka und Dora	213
Lokale Erinnerungskultur Duisburg	215
Praktischer Humanismus: Die menschenfreundliche Stadt	216
A propos Humor	217
Ergänzung: Menschenrechte	219
Ergänzung: Ustinov	219
Eine Ermahnung.	220
Bücher und Frauen.	221
Vornamen-Eltern	222
Ein Kuriosum.	223
Biosphäre und politische Ökologie	224
Antisemitismus und Bundesjustiz	225
Nochmals: Saul Friedländer	226
Harald Welzer	228
Stadtteil-Kultur	229
Enkeltaugliche Lebensweise	230
Für ein neues Achtundsechzig	231
Fazit: Mein Werdegang zum Humanisten	231
Das konvivialistische Manifest	234
Effektiver Altruismus.	235
Kunst der 68er	237
Die Farbe Blau	240
Kitsch.	241
Politischer Humanist: Was nun? Was tun!.	244
Jugendproteste gegen Erderwärmung	245
PS: Auschwitz-Appell 2020	249
Zwei Anmerkungen	251

STECKBRIEF

Zur Orientierung ein paar Eckdaten:

Geburt Anfang 1945, Kindheit und Jugend in Oberbayern, als drittes von vier Kindern des Bahnhofsbuchhändlers Kurt Becker und seiner Frau Herta – dort *mithelfende Familienangehörige*.

Abitur 1964 an der Oberrealschule Rosenheim, ziviler Ersatzdienst in Freiburg im Breisgau, Umzug nach Berlin 1967.

Studium an der Freien Universität Berlin im Fach Psychologie, *Studentenbewegung* in der Westberliner Stadtgesellschaft, Entwicklung des Ansatzes der *Kritischen Psychologie*.

Mord an meiner Schwester Ellen im Studentenwohnheim in Charlottenburg und Heirat mit Krankenhausärztin Ute 1970, Mietwohnung in Schöneberg, Geburt der Tochter Winnie 1972.

Diplomarbeit 1973 über *Test und Evaluation in der kompensatorischen Vorschulziehung*, erste Berufserfahrungen in Kindertagesstätte und Ganztagsgrundschule, jahrelang im „Bewerbskarussell“, Ehescheidung 1980, Umzug nach Duisburg 1981, wegen fester Stelle dort als schulinterner Berater an einer Gesamtschule, d.h. als Schulpsychologe.

Bekanntschaft mit Petra 1982, Heirat mit ihr 1988, zwei Söhne, Trutz 1991 und Ruben 1994. Erbe und Erwerb eines alten Mietshauses 1993, „von privat an privat“, als Elternhaus für die Kinder, in Duisburg-Stadtmitte, am Park.

Mehrere Fortbildungen, wie die am *Sieger Privatinstitut für Psychologie* unter Helmut Johnson.

Weiterbildung zur *Supervision und Institutionsanalyse* Ende der 90er Jahre in Berlin und Hamburg am *Institut Triangel* unter Harald Pühl und Heidrun Heinecke.

Vermehrt supervisorische Tätigkeit außerhalb meiner „Stammschule“ im dienstlichen Rahmen und als privater Nebenverdienst.

In den letzten Berufsjahren Wechsel zur *Schulpsychologischen Beratungsstelle* in Duisburg, von dort aus drei Jahreskurse für Beratungslehrer, zusammen mit einer erfahrenen Realschullehrerin. Berufsausstieg mit 68 Jahren, weil mein grüner Parteifreund Daniel Cohn-Bendit einmal zu uns Alt-68ern

sagte, ihr wisst ja, ihr müsst bis 68 arbeiten, damit euer Leben eine runde Sache wird.

Dadurch etappenmäßiger Abschied von der Erwerbsarbeit, weil zunächst wegen der Kinder auf normale Teilzeit, dann wegen Geldmangels wieder auf volle Stelle gegangen, was Voraussetzung für die Altersteilzeit war, die ich in Teilzeitform wählte, d.h. für die letzten zehn Arbeitsjahre, von 2000 bis 2010 mit halber Stelle, aber etwas mehr Geld, an dreien von fünf Arbeitstagen wöchentlich weitermachte. Die abschließenden drei Arbeitsjahre danach bekam ich von der Bezirksregierung Düsseldorf je einen Arbeitsvertrag über 10 Stunden wöchentlich.

Politisch habe ich mich nach den Irrungen und Wirrungen in den Berliner Jahren (1967 bis 1981) 1983 zum Eintritt in die Grünen NRW entschlossen, mit z.B. zwei *Männerpolitischen Kongressen* 1993 und 1995 in Wuppertal. Austritt aus den Grünen Ende der 90er Jahre wegen deren Zustimmung zum Balkankrieg.

Seit den Nullerjahren vermehrt Aktivitäten beim HVD*-NRW, dem ich zum Halbjahr 2004 beitrug. Ehrenamtliche Tätigkeiten wie z.B. die *Humanistische Lebensberatung*.

Dreimalige Einladung von Frieder Otto Wolf nach Duisburg, die erste aus Anlass des Europawahlkampfes (MdEP** für die Grünen 1994-1999), die zweite nach der Vorlesungsreihe *Humanismus für das 21. Jahrhundert* an der Urania Berlin 2007 und die dritte im Rahmen der *Mercator-Matinee* 2017 mit dem Vortrag *Vom Humanismus der Mercator-Zeit zum heutigen Humanismus*.

In dieser Zeit Anstoß von Hubert Cancik als Gast meines *Humanistischen Forums* zum Thema: Religionsfreiheit und Toleranz, sowie Anregung von Frieder Otto Wolf in Duisburg, einen solchen Bericht humanistischer Erinnerungen in Angriff zu nehmen.

VORWARNUNG

Ich habe mich bei der Rückschau auf mein gelebtes Leben von spontanen Einfällen und Erinnerungen leiten lassen, die hinterher nur schwer in einen zeitlich-chronologischen Lebensrahmen zu zwingen waren. Meine Darstellung ist daher reichlich sprunghaft, geht

* *Humanistischer Verband Deutschlands*

** Mitglied des Europäischen Parlaments

hin und her, vor und zurück und ist auch mal ganz durcheinander. Und manches wiederholt sich auch, fast wie im wirklichen Leben. Dafür hoffe ich bei der Leserschaft auf Verständnis und dennoch weiterlesendes Interesse.

Machen wir also den Anfang mit SZENEN und SITUATIONEN aus der

HERKUNFTSFAMILIE.

Kriegsdienstverweigerung im Jahre des Vorbabiturs 1963: als Schüler der Oberrealschule Rosenheim allein nach Zugfahrt in München zum dortigen Landgericht, wo eine teils uniformierte Altherrenriege mich in eine Art Kreuzverhör nahm. So musste ich Rede und Antwort stehen zu meinem Antrag.

Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung war nachträglich ins Grundgesetz aufgenommen worden und in den ersten Jahren danach mit einer hochnotpeinlichen *Gewissensprüfung* verbunden.

Ich wurde mit Notwehrsituationen konfrontiert, in denen ich mich doch sicher für meine Geschwister und sonstigen Familienangehörigen einsetzen würde, notfalls mit der Waffe in der Hand. Doch ich ließ mich nicht einschüchtern und fragte zurück, wessen Leben in so einer Szene denn nun wertvoller sei als das eines Anderen?

Schließlich und endlich wurde ich im ersten Anlauf „aus ethisch-humanitären Gründen“, wie es dann in dem amtlichen Schriftsatz hieß (der in den vielen studentischen Wohnungsumzügen verloren ging) als Kriegsdienstverweigerer anerkannt und verpflichtet, einen Wehr-Ersatzdienst zu leisten, der zur Abschreckung um einige Monate länger war als der Wehrdienst.

Im Hochgefühl meines Erfolgs fuhr ich zurück nach Rosenheim und berichtete begeistert meinen Eltern zuhause davon.

Folgende SZENE ergibt sich: Da poltert mein Vater Kurt los, „Ja bist du denn von allen guten Geistern verlassen, ohne den Barras* kannst du doch bei uns nichts werden!“.

Ich verstand nicht gleich, was er damit meinte, fühlte aber die tiefe Enttäuschung über seine fehlende Anerkennung meiner, wie ich fand, bravourös bestandenen Gewissensprüfung.

Ein anderes Mal hatte ich bei einem Fernsehbericht über die antikonkoloniale Befreiungsbewegung in Belgisch-Kongo meine Freude über den dortigen Schwarzen-Führer Patrice Lumumba geäußert (der später im Auftrag der belgischen Kolonialherren bestialisch ermordet wurde), da springt mein Vater vor dem TV-Gerät (das wir noch nicht lange hatten) wie von der Tarantel gestochen auf und brüllt mit einer wahnsinnigen Lautstärke los: „Da muss man mal ein paar SS-Staffeln runterschicken, dann herrscht da in wenigen Wochen wieder Ruhe und Ordnung“, lässt sich in den Sessel fallen und ist wieder der brave Familien-„Papi“, wie wir vier Kinder ihn nannten.

Eine andere SZENE mit meiner Mutter Hertha:

Ich hatte als Schüler vor Kurzem den Schriftsteller Franz Kafka für mich entdeckt, und las im Taschenbuch das erste Kapitel aus dem Roman *Amerika*, betitelt *Der Heizer*, für den sich der 16-jährige Karl Rossmann – der Held des Romans – auf der Überfahrt mit einem Ozeandampfer nach den Vereinigten Staaten von Amerika einsetzt.

EINSCHUB. Dieses Kapitel hatte Franz Kafka noch selbst veröffentlicht. Es erschien auch 1947 separat als *Der Heizer: Ein Fragment* in der *Streifenbuch-Reihe* im *Der Neue Geist Verlag* Berlin. Ich bekam es 1982 von meiner Mülheimer Freundin Irmelind geschenkt und habe es immer noch in meinem Besitz. Es ist aus Papierkarton und hat knapp 50 Seiten.

Da kam meine Mutter von ihrer Arbeit nach Hause, schaut mir auf der Liege unter der Trauerweide im elterlichen Garten über die Schulter, sieht, was ich da lese, und zischt mir auf ihre geradezu despotische Weise ins Ohr: „Was willst du denn mit dem morbiden Jud?“ Ich blickte entgeistert auf und fühlte mich ihr als meiner „Mutti“ sehr fremd in diesem Moment.

Wohlgemerkt, das war eine Familienszene Anfang der 60er Jahre. Dazu passt ein Eintrag aus einem ihrer Tagebücher, die ich nach ihrem Tod im Jahr 1991 einsehen konnte, den hatte sie Anfang der 70er Jahre notiert: Da schreibt sie über eine Bahnhofsbuchhändler-Tagung zum Thema „Belastungen aus der NS-Zeit“. Ihre Anmerkung dazu: „Angst vor Nachforschungen“ – das war dick rot unterstrichen.

* ugs. Militär

Da dachte ich bei mir: In welchem Lebensgefühl hatten meine Eltern all diese Nachkriegsjahre zugebracht, wohl gebunden an ein Versprechen, das sie sich gegeben hatten: uns vier Kindern (Inge, geb. 1941, Gerd, geb. 1943, Helmut, geb. 1945, und Ellen, geb. 1946) nichts von ihrer Zeit im Nationalsozialismus, dem sog. Dritten Reich, zu erzählen, sondern zeitlebens den Mantel des Schweigens darüber zu breiten. Was ihnen auch weitgehend gelungen ist, denn sie haben dieses ihr Geheimnis mit ins Grab genommen.

Dazu passt, dass meine Mutter uns (verbliebenen zwei) Kindern beim Ableben unseres Vaters im Jahr 1982 dessen Krankenhaus-Aufenthalt und Zustand verheimlichte, also uns beiden, der Inge und mir, nichts davon berichtete, bis er unter der Erde lag. Ich vermutete – und habe das in ihren Tagebüchern später bestätigt gefunden – aus Angst davor, dass er in seinem derangierten Zustand bei Besuchen unsererseits etwas von seinen Kriegserlebnissen ausplaudern könnte.

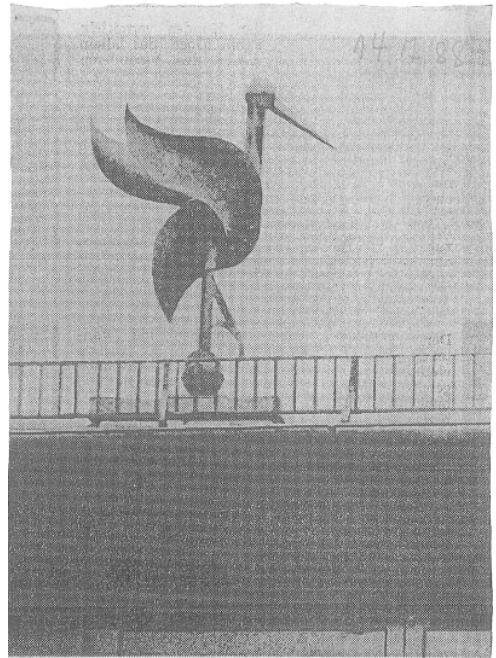
Eine SITUATION mit meiner Mutter:

Sie hieß Herta BECKER, geb. DETTMER, und schilderte mir ihre Niederkunft bei meiner Geburt am 5. Februar 1945 im Schloss Pähl bei Weilheim in Oberbayern, das kriegsbedingt zur Entbindungsstation umfunktioniert wurde, für Ausgebombte wie meine Eltern, Mutter und Vater Kurt BECKER, Sohn des Rechtsanwalts und Notars Adam BECKER aus Berchtesgaden, die am Englischen Garten in München eine Mietwohnung hatten.

Also diese Herta – von ihrem Mann „Herzi“ genannt, von uns Kindern aber „Mutti“ im Unterschied zu der Oma Anna, die wir „Mami“ nannten, wir also mit zwei Müttern aufwuchsen, was uns aber damals nicht so recht bewusst war – berichtete, dass während die US-Bomberteppiche in Richtung München übers bayrische Voralpenland donnerten um der *Hauptstadt der [braunen] Bewegung* den Garaus zu machen bei ihr die Wehen einsetzten und ich auf die Welt kam!

Heute denke ich nach über die Duplizität der Ereignisse: so wie Hertas Wehen aus Kriegsgründen einsetzten, so setzten bei meiner Frau Petra dieselben ein, als sie ein Telefonat aus Bad Tölz entgegennahm, und mir vom dortigen Krankenhaus mitgeteilt wurde, dass meine Frau Mama an diesem Tag verstorben war. Noch am selben Tag gebar Petra

unseren ersten Sohn Trutz, mit dem Nachnamen BEHN.



In Hertas Nachlass fand ich dieses Foto des Storchs auf dem Ersatzneubau der Entbindungsstation des Tölzer Krankenhauses, direkt neben dem Versorgungs Krankenhaus, wo sie morgens um 9:10 Uhr starb. Abends um 20:16 Uhr kam Trutz im Bethesda-Krankenhaus zur Welt, keine 100 Meter von Hertas Geburtshaus in Duisburg entfernt.

Ein Foto aus den späten 80er Jahren zeigt mich mit voller Haarpracht und Petra mit zum Zopf zurückgebundenen Haaren beim Besuch von Herta in ihrem letzten Domizil, einer Gastwirtschaft mit Pension in der Jachenau im Isartal.

Davor hatte sie, seit dem Tod ihres Mannes, unseres Vaters Kurt im Jahr 1982 und nach dem Verkauf des kleinen Familienhäuschens der BECKER's für sich allein in verschiedenen Pensionen im Umfeld von Rosenheim gewohnt. Also praktisch ihre letzten zehn Lebensjahre so zugebracht.

EINSCHUB. Dieser Familienname meiner Frau Petra BEHN, war von mir unter anderem deshalb gewählt worden, weil ich durch meine Nachforschungen – vor denen sich meine Mutter noch in den 70er Jahren gefürchtet hatte – und nach meines Vaters (1982) und meiner Mutters Tod (1991) erstmals über deren aktive Beteiligung am Nazi-Regime Kenntnisse aus amtlichen Quellen und Dokumenten erhielt.

Bis dahin war die Auskunft bei meinen Ersuchen immer gewesen: ja, leben denn ihre Eltern noch, oder, nach dem Tod meines Vaters, lebt denn ihre Mutter noch, da fragen sie doch erstmal die! Erst nach ihrem Tod erhielt ich Zugang zu den Unterlagen.

Hier nur soviel:

Ich als Vater wollte nicht diesen so belasteten Familiennamen an meine zwei Söhne weitergeben, weswegen ich den Doppelnamen BECKER-BEHN annahm, was nach damaligem Namensrecht den Familiennamen BEHN meiner Frau aus Mülheim an der Ruhr für die Kinder bedeutete, und ich durfte meinen Geburts- bzw. Jungensnamen diesem Familiennamen voranstellen, das war der Name meiner Herkunftsfamilie BECKER.

Meine Tochter Winnie, geboren 1972, hat in Berlin mit ihrem Partner Jakob zwei Kinder, Klara und Anton, von mir „Toni“ genannt, und die haben den Familiennamen STRAUB von ihrem Vater erhalten.

Und auch dessen schweizerische Staatsbürgerschaft, also auch hier verliert sich der Familienname BECKER.

Das ist so eine ähnliche – mich heute fast magisch anmutende – Überlegung wie die, als Eltern zu Kindern sich von diesen nicht als „Vater“ oder „Mutter“ bzw. entsprechenden Kurznamen anreden zu lassen, sondern darauf zu bestehen, von den Kindern sich nur mit dem eigenen Vornamen, also in meinem Fall als „Helmuth“ ansprechen zu lassen.

In der 68er Bewegung war dies eine recht übliche Vorgehensweise, womit man den Gefahren des autoritären Umgangs mit den eigenen Kindern einen Riegel vorschieben wollte.

Das habe ich schon in meinen Berliner Jahren von 1967 bis 1981 in meiner ersten Ehe mit der Ute so gehalten, das war eine geborene Werner; unsere Tochter Winnie, geboren 1972, hatte zwar noch den Familiennamen BECKER bekommen, aber auch sie sollte uns schon als Eltern

nur mit unseren Vornamen ansprechen und tat dies auch.

Der Münchner Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer hat in einem Abschnitt seines Buches: „Wie wir wurden, was wir sind. Psychogramm der Deutschen nach 1945“ diese Zeiterscheinung der „Vornamen-Eltern“ kritisch unter die Lupe genommen.

Ich habe dieses lesenswerte Taschenbuch auch im Sinne der Selbstreflexion darüber gelesen, wie man dem Zeitgeist der 68er Bewegung verhaftet war.

Zurück zu meiner MUTTER:

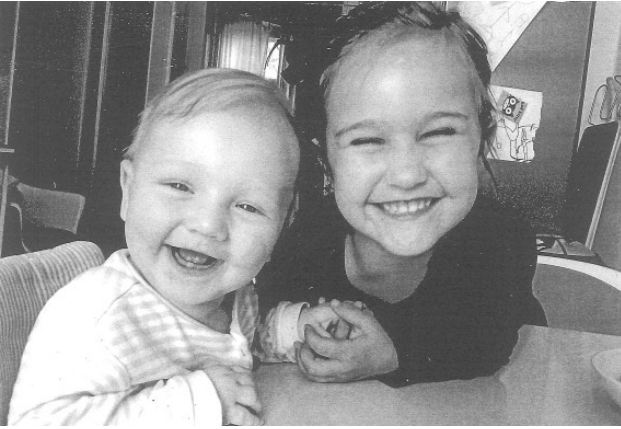
Sie holte aus Anlass ihrer ersten Schwangerschaft (und der Geburt meiner großen Schwester Inge am 18. Juli 1941 in München) ihre Mutter, Anna DETTMER, geb. BRINKMANN, und deren Mutter, Wilhelmine BRINKMANN, geb. LINDEMANN als ihre „Ersatzmütter“ aus dem Ruhrgebiet nach Oberbayern, wohl wissend, dass sie keine Mutter für ihre dann vier Kinder würde sein können, Mutter im Sinne der Alltagsversorgung und Fürsorge.

Meine Urgroßmutter mütterlicherseits starb bald darauf 1943 in Altstadt, Oberbayern. Meine Großmutter Anna, geb. 1882, zog uns vier Kinder groß. Wir nannten sie daher „Mami“ und unsere Mutter „Mutti“.

Unsere Mami starb 1963 in Rosenheim.

Dass wir damit mit zwei Müttern aufgewachsen sind, war für uns Kinder ein selbstverständlicher Umstand, der aber später noch seine besondere Bewandnis bei meiner Partnerwahl zeigen sollte: meine erste Frau, die Ute war als Ärztin die „Studierte“, Intellektuelle, – wie meine Mutter als „abgebro-





chene“ Studentin, aber herausragende Einer-Schülerin am Lyzeum in Bochum.

Petra dagegen die „Praktische“ als Alltagsversorgerin unserer beiden Jungs – wie schon unsere Oma damals für uns vier Kinder.

Tja, bei mir scheint sich das Diktum von Sigmund Freud von der Partnerwahl als „Eldorado des Unbewussten“ wahrhaftig zu bestätigen.

Aber auch meine Berufswahl zur Psychologie hatte viel mit meiner Herkunftsfamilie und ihrem seltsamen Gebaren zu tun.

Nochmal zurück zu meiner Geburt: meine Oma Anna sagte zu mir: „Die Fürstin von Vrede hat dich aus dem Bauch deiner Mutter gezogen. Das war der erste Mensch, der dich berührt hat, und das im Schloss Pähl!“ – worauf sie offenbar mächtig stolz war. Diese Person war wohl damals als Hebamme dort zwangsrekrutiert. „Schwergewichtig, wie du warst, ein Zehnpfünder, so dass dir gleich nach der Geburt die Drei-Monats-Jäckchen gepasst haben“, soweit meine Mami zu mir.

Ich habe später im Leben das Schloss Pähl bei Weilheim, zwischen Starnberger und Ammersee gelegen, per Rennrad besucht. Dort

ist eine kleine Gedenkecke über die Zeit im Krieg als Entbindungsstation eingerichtet.

Altenstadt im Alpenvorland war die erste Station nach München, die zweite Station war dann Grassau im Chiemgau, in der Nähe des Chiemsees, des „Bayrischen Meeres“, bis wir 1951 nach Heilig Blut bei Rosenheim am Inn in ein eigenes kleines Haus umzogen. Dort verlebten wir Vier unsere ganze Kindheit und Jugend.

Ich erinnere eine SZENE dort in Grassau, wo ich 1951 im Spätsommer eingeschult wurde.

Die Klassen 1 bis 4 waren in einem gemeinsamen Klassenzimmer untergebracht – wegen der Lehrer- und Schulraumknappheit nach dem Krieg.

Da war ich einmal „stolz wie Oskar“, als ich als Erstklässler ein dem ganzen Klassenverband aufgegebenes Rätsel lösen konnte. Ich weiß nicht mehr die Frage, die richtige Antwort aber schon: es war die Kartoffel.

Ich erinnere mich auch an eine SZENE aus den späten Kindheits- und Jugendjahren in Heilig Blut: da hatten wir Kinder im Schuppen ein Paket zusammengeschnürter Briefe aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren ent-

deckt, Briefe von Herta an Kurt an seine Einsatzorte in Polen, aber auch an den amerikanischen Besatzungsoffizier, mit dem sie unsere kleine Schwester Ellen 1946 bekam. Wir erzählten abends davon, am nächsten Morgen war das Briefe-Paket verschwunden.

A propos: wir Kinder nannten ihn „Onkel Bill“, und da meine Mutter einzelne dieser Briefe behalten hatte, erfuhr ich daraus, dass die Verbindung mit ihm über 10 Jahre bestand, von 1945 gleich nach Kriegsende – unser Vater Kurt kam „abgerissen“ erst im August 1945 wieder nach Hause, d.h. nach Grassau im Chiemgau – bis 1955.

Den wenigen Briefen – Englisch geschrieben – konnte ich entnehmen, dass es unter anderem darum ging, ob sie, die Herta mit ihrer gemeinsamen Tochter Ellen ihm in die USA nachfolgen sollte. Was sie letztlich dann doch nicht tat.

D.h. unser Vater Kurt wurde nach seiner Rückkehr mit dieser Liebschaft konfrontiert und hat sie wohl oder übel akzeptiert, ich vermute, auch deswegen, weil die Herta ihn „in der Hand hatte“ durch ihr Wissen um seine mörderische Tätigkeit in Polen.

Das Foto zeigt meine Mutter auf Besuch in Polen.

In einem Antwortbrief von ihm aus Polen, aus Kielce auf ihre Fragen schreibt sie, sie kenne jetzt die Wahrheit über „die an sich abscheulichen Tatsachen“ und lese weiter eifrig im *Günther* – das war das NS-Standardwerk zur rassistischen Rechtfertigung für die „arischen Übermenschen“ – die polnisch-jüdischen „Untermenschen“ zu vernichten.

Ich brauche jetzt beim Schreiben etwas Abstand von diesem grausigen Thema – das mich für den Rest meines Lebens nicht mehr loslässt – und erzähle etwas anderes, was mich schon mein ganzes Leben beglückt.

Das Leben ist wie ein Fahrrad. Man muss sich vorwärts bewegen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

— *Albert Einstein*

Auf den Feldwegen und Wiesen im Chiemgau lernte ich noch vor dem Schuleintritt das Fahrradfahren, hatte anfangs aber Schwierigkeiten mit dem Auf- und Absteigen und hielt mich dazu dann an Zaunpfosten und Hauswänden fest.



Meine frühe Leidenschaft fürs Fahrradfahren und später dann fürs Rennradfahren wurde von meinen sportlichen Eltern begrüßt und gefördert, so dass ich mit 13 Jahren mein erstes Rennrad der italienischen Marke *Cinelli* bekam, das mein Vater in seinem BMW-Auto über die Grenze am Brenner-Pass geschmuggelt hatte, um das Zollgeld zu sparen, wie er mir stolz erzählte.

Es folgten dann bald größere Radtouren, teils mit Zug-Einsatz erst noch mit den Eltern, dann als Heranwachsender erste Rundfahrten allein in den Alpen, z.B. über die Silvretta-Hochalpenstraße.

SZENE 1 aus meinem jugendlichen Sexualleben:

Da kam ich bei einsetzender Dunkelheit und durch Vermittlung von Einheimischen noch an ein privates Übernachtungs-Quartier, worüber ich sehr froh war. Mitten in der Nacht wache ich in dem Halbdunkel auf mit meinem steifen Glied im Mund des Gastgebers. Nach dem ersten Schreck ließ ich ihn angesichts der Situation gewähren und bin dann in seinem Mund gekommen. Worüber er sich erfreut gezeigt hat und mir zuflüsterte: „Ich wusste, dass du schon so weit bist.“

Ich war damals so 14, 15 Jahre alt. Das war das erste Mal mit einer mir nicht bekannten

Person, einem Mann, noch dazu nicht ganz freiwillig. Dann führte er noch meine Hand an seinen harten Ständer – aber da war ich schon wieder am Einschlafen wegen der anstrengenden Rennradfahrt bis dahin.

Dazu am nächsten Morgen kein Wort von dem nächtlichen Übergriff, auch von mir nicht. Aber ich war doch froh, als ich bei schönstem Sommerwetter wieder auf dem Rad saß.

Später hab ich öfters mal an diese Szene zurückgedacht. Aber natürlich hatte ich da schon längst die Selbstbefriedigung für mich entdeckt, teils unterstützt durch sog. „Hefterln“ mit spärlich bekleideten oder ganz nackten jungen Frauen: aber nicht nur allein, sondern auch mit gleichaltrigen Jungen, versteckt in sog. „Heumanderln“ auf den abgetretenen bzw. abgemähten Feldern.

SZENE 2:

Diese „Wichsvorlagen“ – wie wir Jungs die nannten – die ich aus der Bahnhofsbuchhandlung meiner Eltern hatte, wo sie an entsprechende Kunden „unter der Ladenbudel“ verkauft wurden, versuchte ich vor der Anna unserer „Mami“ zu verbergen, aber vergebens, denn ich wohnte mit ihr bis zu ihrem Tod in einem gemeinsamen Schlafzimmer im ersten Stock des Elternhauses. Ich war ihr erklärter Liebling, denn ich habe immer alle Töpfe und Pfannen leergemacht, und Reste aufgegessen, was sie als unsere Köchin gut haben konnte. Dementsprechend hat sie auch über meine „Sportsflecken“ auf dem Bettuch, so nannten wir das damals, verständnisvoll hinweggesehen.

SZENE 3:

Dazu kam, dass mein älterer Bruder Gerd, geb. 1943 an und mit mir seine homosexuelle Neigung entdeckt und ausgelebt hat. Das ging von den Jugendjahren übers erste Erwachsenenalter bis fast zu seinem frühen Tod mit 37 Jahren.

Der Grund: er hat sich „totgesoffen“, wie meine Mutter unverblümt und kaltherzig (von wegen „Herzi“) von sich gab. Konkret: er starb 1980 an fortgeschrittener Leberzirrhose im Rosenheimer Kreiskrankenhaus, dort, wo mein Freund Jim aus der gemeinsamen Schulzeit an der Oberrealschule inzwischen als Arzt und Internist tätig war, aber für meinen Bruder nichts mehr tun konnte.

Der Hintergrund war ein Drama, das mit

der Prägung meiner Eltern aus der Nazizeit zusammenhing: sie haben ihn wegen seinem Schwulsein abgewertet, ja verachtet, und das, obwohl er als gelernter Buchhändler ihre beste Stütze im gepachteten Laden im Bahnhof Rosenheim mit Zeitungen, Zeitschriften und (Taschen-) Büchern war.

Meines Bruders Versuche, vom Alkohol wegzukommen, schlugen auch deswegen fehl, weil das soziale Umfeld im Oberbayerischen ebenfalls wenig Verständnis für Jungs und junge Männer „vom anderen Ufer“ aufbrachte. So dass ihm ein offenes Ausleben seiner sexuellen Orientierung sehr erschwert, ja zeit- und teilweise unmöglich war.

Weswegen er dann ja auch mit mir als seinem kleinen Bruder vorlieb nahm. Auch deswegen blieben wir in dieser körperbezogenen Hinsicht so lange miteinander verbunden.

FAHRRADFahren

SITUATION aus der Volksschulzeit in Aising:

Bei einem Tagesausflug meiner Klasse mit unserer Lehrerin passierte auf der kurvenreichen Straße nebenan ein entsetzlicher Unfall: zwei junge Burschen hatten sich offenbar ein Wettrennen auf ihren Motorrädern geliefert und wurden dabei aus einer Kurve herausgehoben und gegen die Natursteinwand einer Hütte geschleudert.

Die Beiden waren, damals noch ohne Helm unterwegs, sofort tot, und unsere Lehrerin führte uns schnell von dem Blutbad fort.

Diese Szene hat auf mich als „Bub“ einen nachhaltigen Eindruck gemacht, dergestalt, dass ich mir sagte, so möchte ich nicht enden, und somit schon früh eine Abneigung gegen alles motorisierte Unterwegs-Sein entwickelte.

Das war sozusagen meine „Urszene“ fürs lebenslange Fahrradfahren, wie ich später dann im halben Scherz und Ernst immer sagte, als alltäglicher und „lebenslänglicher“ Fahrradfahrer.

Ich habe später keinen Führerschein gemacht, hatte also keinen „Lappen“ – wie man im Ruhrgebiet sagt – hatte eben nichts anderes gelernt und auch nicht lernen wollen, als eben Fahrrad zu fahren. Ich nannte mich dann gern den „Akrobat auf dem Rad“, denn ich hatte damit im Laufe des Lebens wirklich viel erlebt: einmal musste ich, das war schon in



Duisburg, Strafe zahlen dafür, dass ich nachts mit Petra auf dem Gepäckträger ohne Licht bei „Rot“ über eine Ampel fuhr – ich hatte ja am Rad keinen Rückspiegel! In den Berliner Jahren wurden die vielen Umzüge damit organisiert. Und ich habe in Duisburg einmal ein Bettgestell für unseren älteren Sohn Trutz in mehreren Transporten auf dem Pedal nach Hause geschafft.

Natürlich gab es auch Stürze, Unfälle und dergleichen. Der folgenschwerste jedoch geschah am Ofenpass in den Dolomiten, wo ich per Rennrad mit einer Sporttruppe unterwegs war, sie hieß „Carousel“, glaube ich. Da traf ich bei einer Abfahrt plötzlich auf Schmelzwasser von Schneeresten in einer S-Kurve; um nicht an die Felswand zu knallen, musste ich scharf abbremsen und brach mir durch den Aufprall auf dem Asphalt den rechten Oberschenkelhals-Knochen.

Ooperiert wurde ich aber nicht vor Ort, denn die Ärzte in St. Leonhard sahen in meinem Pass, dass ich aus Duisburg kam und kannten die dortige renommierte BG-Unfallklinik. Dahin wurde ich im Kleinbus als Krankentransport überführt und sofort operiert.

Das war 1983, da war ich als Diplom-Psychologe in meinem dritten Berufsjahr als interner Schulberater an einer großen Gesamtschule tätig, wobei die Unfallklinik nahebei lag.

Nach einem Jahr wurde der Metallstab entfernt, weil der Knochen wieder zusammengewachsen war. Das hat dann über 30 Jahre gehalten, bis ich wegen zunehmender Schmer-

zen schließlich mit der Diagnose: „post-traumatische Cox Arthrose rechts“ im Jahr 2015 operiert wurde und heute (Ende 2017) beschwerdefrei bin.

Zum „lebenslänglichen FAHRRADFAHREN“ gibt es noch eine ganz aktuelle Pointe:

Zur Weltklimakonferenz in Bonn Ende 2017 in Nachfolge derselben in Paris 2016, stellte die WAZ* die Frage der Woche:

Was tun Sie persönlich für den Klimaschutz?

Das hat mich zum ersten und wohl auch letzten Leserbrief meines Lebens gebracht, in dem ich sinngemäß zum Ausdruck brachte, dass meine über 65 Jahre als Fahrradfahrer, und zwar als Alltags-, Allwetter- und Alljahres-Pedaleur meinem Geldbeutel, meiner Gesundheit und wohl auch der Umwelt gut getan haben. Meine Frage sei nur die, wo um alles in der Welt ich mir dafür jetzt die Ehrenurkunde abholen könnte.

Leider blieb die WAZ, obwohl sie meinen Leserbrief abdruckte, hierauf die Antwort schuldig. In der gleichen Ausgabe war jedoch im Lokalteil ein längerer Bericht über die Ehrung von Autofahrern für jahrzehntelanges unfallfreies Fahren zu lesen.

Notabene: ich habe nichts gegen unfallfreies Fahren, gerade von Autofahrern, aber sehr wohl etwas gegen die immer noch zunehmende Motorisierung, vor allem mit sog. „Benzinern“, d.h. Benzin-Verbrennern im Otto-

* Westdeutsche Allgemeine Zeitung

Motor, der mehr als 100 Jahre unangefochten die technische Leitfigur abgab, aber auch die sog. E-Autos bleiben vor allem auch Autos mit dem entsprechend großen „ökologischen Fußabdruck“. Alle diese sog. „Fahrzeuge“ sind eigentlich die meiste Zeit „Stehzeuge“, man sehe sich nur einmal in den Städten, aber nicht nur dort, um.

Doch es gibt Zeichen der Hoffnung: in den Großstädten, wie Berlin, kommen immer mehr junge Menschen ohne eigenen PKW aus, und sind mit dem Fahrrad dort bestens mobil. Die sind auch mit die treibende Kraft für ein integriertes Verkehrskonzept unter Einschluss von Bus und Bahn und stärkerer Berücksichtigung der beiden schwächsten Verkehrsteilnehmer: der Fußgänger und der Radfahrer.

Jedenfalls bin ich stolz darauf, dass ich im 200. Jubiläumsjahr der Erfindung des Fahrrades durch einen Herrn Drais (1817) immerhin ein Drittel dieser Zeit auf meinem DRAHTESEL unterwegs bin.

Letztendlich hat mir mein wunderbarerweise in Berlin wiedergefundener Freund Ingo (siehe Foto) aus der Volksschulzeit in Aising, er wohnte in Aisingerwies, ich wie gesagt, im benachbarten Heilig Blut – beides am Rand von Rosenheim – aus der Anerkennungs-Patsche geholfen, indem er mir als Trostpreis einen in Fotomontage entstandenen Pokal zugesandt hat, einen Radfahrer zeigend, das Jubiläumsjahr 2017 vermerkend, mit der Inschrift *Helmut Becker-Behn, Sieger in der Disziplin: Kategorischer Radfahrer*. Oder war es gar keine Fotomontage, sondern eine in Tages- und Nacharbeit entstandene Bronze-Skulptur? Umso besser!

DESCHNER: KIRCHENGESCHICHTE

Ich hatte 1963 schon das dicke Buch von Karlheinz Deschner gelesen, mit dem Titel *Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII*, das Ende 1962 erschienen war.

Darin war auch die Rede von den schrecklichen Schulterschlüssen der christlichen Kirchen mit der Hitler-Diktatur; bei den Katholiken bis hin zu Pius XII und bei den Protestanten mit den „Deutschen Christen“.

Äußerer Anlass dieser Lektüre war, dass ich als Konfirmand beim langen Stehen in der



Evangelischen Kirche direkt gegenüber der Oberrealschule (dem heutigen Finsterwalder Gymnasium) ohnmächtig umkippte (ich war damals in einem sog. Wachstums-Schub) – das gab mir zu denken!

Offenbar war dies ein „Wink des Himmels“, dass das mit dem Glauben und der Kirche doch eher nichts für mich war.

Ich habe mich dann als Religionsmündiger und Ungläubiger vom Religionsunterricht abgemeldet und hatte im Vorabitur daher auch das Fach Religion abgewählt. Weil ich stattdessen Geschichte als Fach im Abitur nehmen sollte, bin ich zum Religionslehrer hin und bat ihn, trotzdem in Religion das Abitur ablegen zu dürfen. Das hat er mir gestattet, was dann dazu führte, dass ich meine einzige Note Eins im Fach Religion bekam. Der Grund dafür war das Abitur-Thema: „Mein Verhältnis zum Körper“, was mich als pubertierenden Jugendlichen sehr beschäftigte und ich ihm gegenüber auch keine Hemmungen hatte, mich freimütig dazu zu äußern.

Wegen der Frömmigkeit meiner Großmutter Anna, und um sie nicht zu enttäuschen, trat ich erst später, mit knapp 20 Jahren, aus der evangelischen Kirche aus. Sie war im Mai 1963 gestorben, mein Kirchenaustritt erfolgte im Januar 1965.

Sie starb nach kurzem Aufenthalt im Krankenhaus in Rosenheim.

Der letzte Kontakt mit ihr ging ganz ohne Worte vor sich, sie konnte noch ihre Augen bewegen und meine Hand drücken. Mei-

Standesamt Aising

Aising, den 26. Januar 1965

Nr. 1/1965

Niederschrift

über den Austritt aus einer Kirche, Religionsgesellschaft oder Weltanschauungsgemeinschaft

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien ~~am~~ heute:

1. Helmut Becker

~~persönlich bekannt~~ ausgewiesen durch Bundespersonalausweis

geboren am 5. Februar 1945 in Pöhl, Kreis Weilheim

getauft zu Grassau Obb., Familienstand: ledig

wohnhaft in Aising-Heilig Blut, Hauptstrasse 20

Ich trete hiermit aus der evangelischen Kirche _____, der (m) ich bisher angehörte, aus.

Die Ausgabekategorie soll sich auf folgende T-T-Kontingenzjahre (T-Kinder-T-Mütter-T-erstrecken):

1. _____, geboren am _____

in getauft zu

.....-.-....., geboren am-.-.....

in , getauft zu

3. _____, geboren am _____

in , getauft zu

Ich versichere; daß mir die elterliche Gewalt / Personensorge für diese Kind zu(bleibt) zusteht.

III IIII

des Erschienenen zu, persönlich bekannt, ausgewiesen durch

geboren am XX

 und erklärte:

~~Ich trete ebenfalls aus der oben genannten Kirche / Religionsgesellschaft / Weltanschauungsgemeinschaft, der (m) ich~~

Bitte angeheftet zus. Der Erklärung meines Ehegatten über den Austritt unsere... gemeinsamen Kind... ist mitzuz.

In einer Ziff. über 12, jedoch unter 14 Jahren alt(n) - Kind(-e) Mündel persönlich bekannt-

Hüselwieser, Wirth **Indar, Indre I.I.**

Ich + Wir-Stimme...I dieser Erklärung über meinen + unseren Austritt aus der oben genannten Kirche + Religionsgesellschaft +

[illegible]

Ich, _____, Erschene(n) _____ zu _____ und _____ erkläre _____, ich bin _____, Wir sind _____, damit einverstanden, daß diese Auskunftsbeurteilung zu _____

_____ in Heinsberg Nr. 11111111 (Geschäfts-Nr. _____) xxx

TTTTT EdnUeAbUdh

I f f t r u n g s w e i t : I

Inhalt und eingetragen wird.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben

Helmut Becker

Gebühr: 5,00 DM

Der Standesbeamte

Verz. Nr. 16/1965

In Vertretung:

S c h m i d

(Schmid)

Fußnoten 1–3 siehe Rückseite.

 Bestell-Nr. D 359. Auch zum Durchschreiben mit D 358.

 (Komplett-StAmt Mappe III Tasche 78a).
Abschrift der Niederschrift über den Austritt aus einer Kirche usw. Nachdruck verboten!
Verlag für Standesamtswesen GmbH., Frankfurt a. M.-München H 617-10

Bitte wenden!

D 359

ne Trauer hab ich dann auf dem Rad an diesem strahlend schönen Maitag abgestrampelt.

DESCHNER OHNE ENDE

Die Lektüre von Deschners Buch: *Abermals krähte der Hahn* von 1962 hat auch mein Nachdenken über den Kriegsdienst angeregt, – der von den Kirchen immer als selbstverständlich angesehen und von Heeresgeistlichen abgesegnet wurde – und zu meiner Kriegsdienstverweigerung in 1963 geführt.

Ich habe Deschners Schriften im Weiteren immer im Blick behalten, seine frühen literarischen Versuche wie *Die Nacht steht um mein Haus*, literaturkritische Schriften wie *Kitsch*, *Konvention*, *Kunst* und dann vor allem sein Hauptwerk, die *Kriminalgeschichte des Christentums* in am Ende zehn Bänden, das ihn jahrzehntelang beschäftigte und das er noch kurz vor seinem Tod 2014, da war er 90 Jahre alt, fertigstellen konnte.

Besonders beeindruckt haben mich seine Ausführungen zu der Art Geschichtsschreibung, die er im ersten Band beschrieb. Sinngemäß, dass diese, wie auch alle anderen geschichtlichen Werke, nicht „objektiv“ sein könnten, weil sie immer Zeit- und Interessenbedingt seien. Der Unterschied sei nur, ob dem jeweiligen Autor das bewusst sei oder eben nicht.

Soweit zum Methodischen aller Geschichtsschreibung, einerseits.

Andererseits inhaltlich, wie gewaltförmig, gewaltgesättigt und gewalttätig die Geschichte der christlichen Kirchen über die Jahrhunderte gewesen ist, Stichworte sind z.B. die Kreuzritter, die Inquisition, die Hexenverbrennungen und der 30-jährige Krieg, bis hin zur größten Weltreligion des angehenden 21. Jahrhunderts.

Nach seinem Tod erscheinen seine Schriften in der sog. „Deschner Edition“, an denen mir seine Skepsis als Agnostiker und sein grundlegender Humanismus imponierten, verbunden mit der Redlichkeit der Kirchenkritik, die nicht unwidersprochen blieb, doch niemals widerlegt wurde.

ROSENHEIM-BERLIN-FREIBURG-BERLIN

Nach dem Abitur 1964 an der Oberrealschule Rosenheim wartete ich sehnsüchtig auf meine

Einberufung zum Zivilen Ersatzdienst, aber die kam und kam nicht. Wir Kinder mussten immer schon in der Bahnhofsbuchhandlung der Eltern mithelfen, entweder vorn im Verkauf oder hinten beim „Abreißen“ nicht verkaufter Zeitungen und Zeitschriften. Ich tat das verstärkt während meiner Wartezeit und wurde zunehmend ungeduldig, weil mein Freund Ingo aus der Volksschule in Aising bereits nach Westberlin gezogen war und mir ein Zimmer als erste Bleibe bei ihm angeboten hatte.

Schließlich entschloss ich mich kurzerhand per Bahn nach dem eingemauerten Westberlin zu fahren, – wir in der Studentenbewegung sagten „Restberlin“ dazu, im Unterschied zu Ostberlin als „Rostberlin“. Ingos Altbauwohnung lag an der Wilmsstraße in Berlin-Kreuzberg.

SZENE: Als ich am Bahnhof Zoo ausstieg – das war damals der „Hauptbahnhof“ von Westberlin – empfing mich eine unübersehbare Menschenmenge, ein Lärm und Chaos, von dem ich zunächst gar nichts begriff. Viel Polizei, junge Leute, die Tomaten oder Ähnliches auf sie warfen, also da war erstmal kein Durchkommen.

Ingo berichtete mir später, es habe dort eine Demonstration gegen den Vietnamkrieg der USA gegeben, weil das Amerikahaus direkt neben dem Bahnhof Zoo lag. So nichtsahnend war ich dort 1967 eingetroffen.

Inzwischen war aber zuhause in Heilig Blut der Einberufungsbefehl zum Zivilen Ersatzdienst in Freiburg im Breisgau da, was mir meine große Schwester Inge an Ingos Adresse mitteilte.

Ich war in der Zwickmühle, entweder zu bleiben und Glück zu haben, wie viele junge Männer, die vor der Einberufung nach Westberlin geflüchtet waren, und unbehelligt bleiben, oder aber wegen des Einberufungsbefehls „in der Tasche“ nach Westdeutschland zwangsrückgeführt zu werden. Ich entschloss mich daher schweren Herzens, den Ersatzdienst in Freiburg anzutreten.

Ich habe dort allerdings meinen Grund-Zivildienst nur vom Oktober 1967 bis März 1968 abgeleistet, und das kam so:

Ich war als „Zivi“ im zentralen Hol- und Bringedienst der Universitätsklinik eingesetzt und fuhr tagtäglich Verbandsstoffe und Medikamente durch die unterirdischen Gänge und

Flure dieser Anstalt, oft kam ich dabei auch durch die sog. „Leichenhalle“.

Da sah ich einmal ein nacktes, wunderschönes Mädchen aufgebahrt auf einer dieser großen Liege-Schubfächer, offensichtlich tot, aber ohne ein Zeichen irgendeiner Verletzung oder dergleichen.

Es war sonst niemand anwesend, weswegen ich mich noch wunderte, warum sie da so „mutterseelenallein“ draußen lag und nicht in ein Schubfach in der Wand geschoben war.

Dieser Anblick eines jungen Menschen, der nicht mehr lebt, hat sich mir eingebrannt.

Es war für mich die zweite Tote nach dem Tod meiner „Mami“ 1963, die noch im offenen Sarg auf dem Friedhof in Aising im Leichenhaus aufgebahrt wurde.

Halt, nein, die beiden jungen Motorradfahrer waren die beiden ersten Toten, die ich aber nicht aus der Nähe gesehen habe.

Wir Zivis waren in einem Trakt des Klinik-Gebäudes untergebracht, und direkt daneben war die Unterkunft der Schwestern-Schülerinnen. Naturgemäß gab es da immer mal recht rege Kontakte, auch meinerseits, mit diesen „Azubi-Mädchen“, d.h. Auszubildenden.

Eines Abends kam ein unangemeldeter „Kontrolletti“ in unseren Schlafrum, in dem ich gerade mit einem dieser Mädchen herum-machte. Ich zog ihr schnell die Decke über den Kopf, wobei ihre und meine Füße unten rausschauten.

Ich wurde vom Kontrolleur zum Rapport bestellt, der erfreulicherweise uns nicht die Decke wegzog.

Zwischenzeitlich hatte ich davon gehört, dass ein Zivi wegen homosexueller Aktivitäten aus dem Dienst entlassen worden war.

Das machte ich mir nun zunutze, und mimte in dem hochnotpeinlichen Dienstgespräch mit dem Zivildienstleiter einen Schwulen, der da gerade mit einem anderen Jungen zugegangen gewesen war, was nach dessen Bericht tatsächlich zu meiner vorzeitigen Entlassung im März 1968 führte. Ich freute mich natürlich diebisch über meinen schauspielerischen Genie-Streich.

Ich fuhr dann schnurstracks wieder nach „Restberlin“ zum Ingo, der sich über meine unerwartete Rückkehr sehr freute.

Meine Eltern haben dann aktiv die sog. Wirtschaftswunderjahre zugebracht, der Vater Jg. 1903, die Mutter Jg. 1912.

Mein Vater war in der Zwischenkriegszeit „Korrespondent bei der *Münchener Neueste Nachrichten*“, der späteren *Süddeutschen Zeitung*.

Im Zuge meiner Nachforschungen habe ich dort einmal angerufen, und gefragt, was für eine Art Journalismus er dort ausgeübt hat. Die Antwort war ernüchternd: wegen Kriegsschäden seien viele Unterlagen, auch diese, verlorengegangen. Ich habe mich damals damit zufrieden gegeben, heute frage ich mich, ob ich dort nicht doch noch einmal nachhaken sollte.

Dies Zeit war mit ihrem Schweigen darüber verbunden, was sie in den Jahren der Nazidiktatur gemacht haben – das habe ich aber erst sehr viel später begriffen.

Nur die oben genannten Szenen waren wie Nadelstiche, die diese heile Welt platzen ließen. Und die Jähzornsanfälle unseres Vaters, die oft wie aus heiterem Himmel über uns hereinfielen. Da schlug er alle Möbel kurz und klein und brüllte dabei immerfort in ohrenbetäubender Lautstärke für mich als Kind meistens unverständliches Zeug.

Aber als ich einmal die Glastür zum Wohnzimmer versehentlich kaputt machte, wurde ich von ihm verdroschen und meine Geschwister gleich mit.

Viel später habe ich mir daraus den Reim gemacht, dass die Gewalt, die im Naziregime gewünscht und gewollt war, aber nach außen gerichtet war, nämlich auf die Eroberung fremder Länder und die Versklavung bzw. Vernichtung der einheimischen Bevölkerung von Juden und sonstigen „Untermenschen“ sich nach Kriegsende und der *bedingungslosen Kapitulation* sich mehr und mehr nach innen, in die Familien der Nazi-Täter verlegte und dort zu Mord und Totschlag unter den eigenen Familienmitgliedern führte – so wie auch Hitler selbst seinen Vernichtungswillen auf das eigene Volk, die Deutschen, richtete, als die *bedingungslose Kapitulation* drohte.

Ansonsten hatten wir vier Kinder viele Freiheiten, waren oft ganze Tage draußen, d.h. auf Straßen und Wegen, Feldern und Wiesen, an den Bächen und Seen und im Wald un-

BUNDESAMT FÜR DEN ZIVILDienst

I 5.11 - PK: 050245-B-13862

Tel. (0 22 1) Köln Datum 27.07.79
36 73 - 293
oder 36 73-1Bundesamt für den Zivildienst - Postfach 520120 - 5000 Köln 51Herrn
Helmut Becker
Rosenheimer Str. 39

1000 Berlin(West) 30Betr.: Kontenklärung /Sozialversicherung;
h i e r: Zivildienstzeit

Bezug: Ihr Schreiben vom 22.06.79 , hier eingegangen am 06.07.79

Sehr geehrter Herr B e c k e r !

In Beantwortung Ihrer o.a. Anfrage teile ich Ihnen nachstehendes mit:

- a) Bei Ihrer Entlassung aus dem Ersatzdienst wurde Ihnen eine Dienstzeitbescheinigung vom ^{04.03.68}~~10.07.67~~ ausgehändigt---
- b) Gemäß Ihrer Akten sagt diese Bescheinigung aus, daß Sie Grundersatzdienst vom 02.10.67 bis 10.03.68 abgeleistet haben. Ihre Entlassung erfolgte gem. § 43 Abs. 1 Nr.7 i.V. mit § 8 Abs. 1 Ersatzdienstgesetz-EDG- .

Für die Zeit Ihres Ersatzdienstes wurden Beiträge an die BfA abgeführt vom damals dafür zuständigen Bundesverwaltungsamt.

Mit freundlichen Grüßen
Im Auftrag

Heinrich

terwegs. Dazu kamen regelmäßige Fahrradtouren, meistens mit unserer Mutter, im Sommer z.B. zum Baden von Rosenheim aus zum Chiemsee, den ganzen Tag im Wasser und am Schwimmen, dann die 30 km zurück nachhause.

Auf dem Tandem mit meiner Mutter pasierte mir, übermüdet wie ich war, mal ein Missgeschick, mein großer Zeh, da barfuß auf den Pedalen, geriet in die Kette und war fast ganz abgebrochen, konnte aber wieder zusammengeflocht werden. Und wir waren oft beim Wandern im nahegelegenen Gebirge, auf die Hochries oder den Wendelstein, den Rosenheimer Hausbergen unterwegs.

Überhaupt war das Kennzeichen meiner Herkunftsfamilie das Unkonventionelle, das Nonkonformistische unserer alltäglichen Lebensweise, was besonders durch unsere Mutter an den Tag gelegt wurde.

Ein Beispiel: mein Vater kam zurück von einem Besuch bei seinen Verwandten in der Pfalz, und brachte ein paar Flaschen Wein mit. Er ließ Herta kosten, die verzog das Gesicht und sagte: „Ist ja Marke saure Bisswurz“, kippte kurzerhand ein paar Löffel Zucker in den Wein und bemerkte dann: „schon besser“. Mein Vater sitzt sprachlos daneben angesichts solchen „Banausentums“.

Sie sprach nicht bayrisch wie mein Vater, kam ja aus dem Ruhrgebiet, wie auch ihre Mutter Anna und die Großmutter Wilhelmine.

Sie war nicht auf den Mund gefallen und legte sich gerne mit sog. Autoritäten an und hatte überhaupt „das Format von Zweien“, wie meine Oma einmal zu mir sagte.

Ich habe später begriffen, dass diese „Anti-Bürgerlichkeit“ meiner Mutter ein später Reflex war auf ebendiese Haltung der Nazis mit ihrer „Braunen Revolution“, die sich u.a. auch gegen viele der sog. gutbürgerlichen Gepflogenheiten richtete – was von Seiten der Nazis mit oft dümmlicher Arroganz und auch Gewalt verbunden war.

Meine Familie lebte trotz eines Berufslebens in aller Öffentlichkeit in der Bahnhofsbuchhandlung in Rosenheim, diesem Kommen und Gehen, zuhause sehr zurückgezogen und nur für sich. Ja, unsere Eltern hatten so gut wie nie Besuch von und machten auch kaum Besuche bei anderen Leuten. Uns Kindern kam das lange Zeit ganz normal vor, das

war eben so und musste wohl auch so sein.

Erst als Heranwachsendem kamen mir als Jugendlichen durch meine Besuche bei Mitschülern und Freunden erste Zweifel durch den Vergleich mit deren Familienleben.

Ein Familienfoto aus späterer Zeit, wohl aus der zweiten Hälfte der 60er Jahre, von mir selbst aufgenommen, zeigt meine drei Geschwister Inge, Gerd und Ellen mit meiner Mutter Herta.

NACHFORSCHUNGEN ÜBER DEN VATER

Viel später – ich war schon als interner Schulberater an einer Gesamtschule in Duisburg tätig – kam ich im Zuge einer beruflichen Fortbildung in Kontakt mit dem *Siegener Privatinstitut für Psychologie* und dem dortigen Mitarbeiter Helmut Johnson.

Der analysierte die „Familiensysteme“ der Teilnehmenden und sagte zu meiner Familie: „Eine kleine Familie, aber mit großer Dynamik.“

Durch die Arbeit mit ihm fanden wir auch heraus, dass ich mütterlicherseits von Weizenbauern in Westfalen und väterlicherseits von Weinbauern in der Pfalz abstamme. Und es war in Folgegenerationen dann ganz typisch, dass deren Angehörige Staatsdiener wurden, wie mein Vater, meine Mutter, die ein Lehrerstudium in Marburg begann, meine Schwester Inge als Lehrerin in Bayern, ich als Psychologin in Nordrhein-Westfalen und die Schwester Ellen als Sportlehrin, ebenfalls in Bayern.

Meine Eltern fuhren kaum jemals zu Verwandten, wie mein Vater in die Pfalz, oder meine Eltern zur Oma in München-Obermenzing, wir Kinder nannten sie „Tante Bertha“. Zu mir als jungem Mann sagte Herta einmal, die Bertha sei „bigott“. Ich fragte nach – sie meinte damit frömmelnd und scheinheilig.

Erst viele Jahre später begriff ich, was sie damit andeuten wollte; am Siegener Institut hatte ich durch die Familienanalyse aus amtlichen Quellen festgestellt, dass

1. mein Vater Kurt, nicht in München, wo sein Vater Adam Jura studierte, sondern in Frankfurt am Main geboren wurde, und
2. was noch verwunderlicher war, zwei Mütter hatte: Als erste Mutter ist eingetragen: Rosine Heim, katholischen Glaubens, stellunglose Klavierlehrerin, das ist der Ein-



trag von 1903 in seiner Geburtsurkunde. Viele Jahre später – zur Zeit des sog. *Ariernachweises* – wurde dieser Eintrag gestrichen und als Kurts Mutter fungiert nun Bertha Ruck, Tochter des Polizeidieners August Ruck.

Die Vermutung von Herrn Johnson ging nun dahin, dass mein Vater der Sohn von Adam Becker und einer Liebschaft mit eben dieser Rosine Heim aus Studentenzeiten war, weswegen die Familie, um Rufschädigungen für den angehenden Rechtsanwalt zu vermeiden, deren Niederkunft in Frankfurt am Main organisierte. Von daher sei es auch durchaus möglich, dass Rosine Heim nicht christkatholisch, sondern „mosaischen Glaubens“ war, wie das damals hieß.

Der Ariernachweis war bekanntlich nötig, um aktiv den Dienst bei den Nationalsozialisten antreten zu können. Mein Vater war schon freiwillig zur Polizei gegangen, bevor er 1940 in die NSDAP eintrat.

Er hat dann „Karriere“ gemacht bei den sog. *Polizei-Reserve-Bataillonen*, das waren vom aktiven Rekrutendienst wegen ihres Alters ausgemusterte Männer, die im Hinterland der Fronten, vor allem im Osten, mit ihrem Auftrag als „Herrenmenschen“ konfrontiert wurden, die sog. Polnischen und Russischen „Untermenschen“, darunter sehr viele

Juden, „auszulöschen“, soll heißen durch Erschießung und dergleichen zu ermorden.

Jedes dieser Reserve-Bataillone von einigen hundert Mann hat in den Jahren von 1941 bis 1944 einige zehntausend Menschen umgebracht.

Dies erfuhr ich durch die Lektüre des Buches von Christopher Browning, eines englischen Historikers, mit dem Titel *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizei-Bataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*.

Aus diesem Buch geht hervor, dass diese Männer, meistens ganz normale Familienväter, vor Ort mit ihren Tötungsauftrag konfrontiert wurden, und diesen – nach anfänglichem Zögern – erfüllt und übererfüllt haben.

Um es kurz zu machen: Mein Vater gehörte also zum „Fußvolk des Völkermords“ an unschuldigen, wehrlosen Menschen, er hat im Staatsauftrag getötet, was seinem Bataillon später den „Ehrentitel“ *SS-Polizei-Reserve-Bataillon* eingebracht hat, eben wegen der Effektivität des massenhaften Mordens.

Als ich dieses Buch las, sprang mein zweijähriger Sohn Ruben quietschlebendig an mir herum und mir wurde ganz heiß angesichts dieser Kontrast-Situation und meiner Lektüre, die noch dadurch verschärft wurde, dass es an einer Stelle des Buches heißt, hätten diese Männer, um Munition zu sparen, Babies

Deutsche Dienststelle

für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen
von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht

BERLIN

Deutsche Dienststelle (WASi), Eichborndamm 167, D-1000 Berlin 51

Herrn
Helmut Becker-Behn
Bismarckstr. 148

4100 Duisburg 1

Geschäftszeichen (bei Rückfragen bitte mit Namen und Geburtsdatum angeben)	Fernruf: (0 30) 4 19 04 ...	Datum
VI/115	Intern: 96 59 ... Telex: 1 83 798 Sen d	163 20.08.1992

Sehr geehrte Dame, sehr geehrter Herr!

Auf Ihren Antrag vom 16.06.1991 teilen wir Ihnen mit, daß die/Ihre Personalpapiere (Wehrpaß, Wehrstammbuch, Stammrolle) hier nicht vorliegen; sie sind vermutlich durch Kriegseinwirkung verlorengegangen.

Aus sonstigem Schriftgut der ehemaligen Wehrmacht wird folgendes bescheinigt:

B e c k e r , Kurt, geb. 26.11.1903 in Frankfurt/Main

Truppenteile:

lt. Meldung vom 18.08.1940

3./Pol.Btl. 72

inwahr Feldpostbrief Nr. 25.1.40

lt. Meldung vom 30.01.1943

Pol.Rgt. 19

lt. Meldung vom 03.03.1945

SS-Pol.Btl. 3

Aufzeichnungen über das Dienst Eintrittsdatum in die Polizei sowie über die Kriegsgefangenschaft sind nicht vorhanden.

Wir weisen darauf hin, daß sich bei der Zentralnachweisstelle in Aachen-Kornelimünster keine Unterlagen befinden.

Hochachtungsvoll
Im Auftrag

Frau Meyer



und Kleinkinder einfach an die Hauswände geschleudert, um sie zu töten.

Durch dieses Erlebnis und viele weitere Lektüren platzte mir förmlich der Schädel, und ich wusste, dass ich Anschluss an Gleichbetroffene und Beteiligte finden musste, mit denen ich mich auch über die Gefühlsstürme, die diese Suchbewegung begleiteten, austauschen konnte.

Ich hörte dann von der von amerikanischen Juden gegründeten Initiative *One by One*, einem Forum, in dessen Rahmen der Dialog zwischen Nachfahren der Überlebenden des Holocaust und Kindern aus Täterfamilien (*survivors and persecutors*) über den Abgrund der Geschichte hinweg versucht werden sollte.

In den Nullerjahren nahm ich an zwei solchen Treffen in Berlin-Schwanenwerder teil, und war von der freundlichen, zugewandten wissenwollenden Atmosphäre von Anfang an eingenommen, hatte ich doch mit klopfendem Herzen der ersten Begegnung mit der anderen, der Opferseite, entgegengesehen.

Umso erleichterter war ich darüber, dass sich im Schutze sog. *facilitators* (soll heißen, den Dialog ermöglichender und erleichternder, vermittelnder Personen) eine vorsichtige Annäherung anbahnte.

Ich kam dann mit einigen Teilnehmenden beider Seiten in näheren Kontakt, wobei mir auf der Seite der Täterkinder besonders auffiel, welche Schwierigkeiten manche hatten, wegen der Beteiligung zumeist ihrer Väter an den Nazi-Verbrechen diese ihre Angehörigen wirklich kritisch zu sehen, sondern bemüht waren, noch „irgend ein gutes Haar“ an ihnen zu finden.

Die Kinder der Überlebenden des Holocaust dagegen betonten die Ähnlichkeiten in den Herkunftsfamilien beider Seiten im Umgang mit diesem Geschehen:

Ein Beispiel war das Verschweigen, einerseits der Überlebenden gegenüber ihren Kindern, teils aus Scham, überlebt zu haben, wo doch so viele anderen Familienmitglieder von den Deutschen ermordet worden waren, teils aber auch, um ihren Kindern eine möglichst sorgenfreie Kindheit und Jugend zu ermöglichen.

Andererseits der Täter-Eltern ihren Kindern gegenüber, teils aus Scham, so viele unschuldige, wehrlose jüdische Menschen erniedrigt,

ihrer Rechte beraubt, verschleppt und ermordet zu haben, aber zum Teil ebenfalls, um ihren Kindern ein unbeschwertes Aufwachsen zu sichern.

Beides ist allerdings nicht immer gelungen, auf der Seite der Umgebrachten und ihrer Überlebenden auch deswegen nicht, weil sich in der jüdischen Community das Wissen um den Holocaust einfach nicht verschweigen ließ, und die Kinder ihre Fragen an die Eltern stellten, die dann früher oder später ihr Schweigen brachen.

Auf der Täterseite, bei den Deutschen hatte sich das Schweigen über die Naziverbrechen in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Krieg etabliert und man konnte sich mit dem Wiederaufbau und dem sich abzeichnenden *Wirtschaftswunder* davon ablenken.

Erst das Aufbegehren der Studenten in den 60er Jahren brachte mit der sog. 68er Bewegung eine neue Dynamik herein, indem die Väter nach ihrer Rolle in der Nazizeit befragt und meistens auch gleich wegen ihrer schuldhaften Verstrickung angeklagt worden waren.

Das führte aber gerade nicht dazu, dass nun der Dialog zwischen den Generationen entstanden wäre, sondern die Väter als Täter verschlossen sich diesem Auskunftersuchen und der Graben des Unverständnisses zwischen zumeist Vätern und Söhnen vertiefte sich um so mehr.

Das war auch in meiner Herkunftsfamilie so, als ich meinen Vater, wie gesagt, Jahrgang 1903 in seinen letzten Lebensjahren vor seinem Tod in 1982 dazu befragten wollte.

Er ließ mich schroff abblitzen und sagte dazu kein Wort. Ich vermute, dass meine Eltern sich geschworen hatten, nichts davon an uns Kinder zu verraten. Allerdings war ich der Einzige in der Familie, der davon etwas wissen und erfahren wollte. Das führte zu der informellen Rolle des „schwarzen Schafes“ der Familie. Im Flur unserer Wohnung in Duisburg hängt eine hölzernes Relief-Schaf aus Holland als Erinnerung hieran.

Für eine Reihe von Jahren war ich der „verlorene Sohn“. Meine große Schwester Inge sagte zu mir, als sie davon erfuhr: „Ach lass doch die Toten ruhen!“

Aber ich war doch gerade dadurch dabei, „meine Psychologie“ zu entwickeln, nämlich das Geheimnis meiner Familie in der Nazizeit zu enthüllen.

„Nicht das Wesen, sondern das Hinschen macht die Seele frei.“

(Theodor Litt, 1946)

Wer ist One by One?

One by One, Inc. ist eine gemeinnützige Organisation, die von AmerikanerInnen und Deutschen 1996 in Boston/USA gegründet wurde.

One by One versteht sich als Forum für den Dialog zwischen den Nachkommen der Opfer und den Nachkommen der Täter des Nationalsozialismus.

Die Mitglieder kommen von zwei Seiten. Sie sind aufgewachsen in

- Familien, deren Angehörige in der Zeit des Nationalsozialismus durch Diskriminierung, Verfolgung und Konzentrationslager traumatisiert wurden. Viele Nachkommen leiden noch heute unter dem Trauma ihrer Eltern.
- Familien, deren Angehörige in der Zeit des Nationalsozialismus zur Tätergesellschaft gehörten, indem sie die nationalsozialistische Ideologie unterstützten, Mitläufer waren oder Verbrechen zu verantworten hatten. Die Nachkommen fühlen sich durch das Schweigen ihrer Eltern belastet.

Wo begegnen sich die TeilnehmerInnen?

One by One bietet an:

Offene Gesprächsrunden, die einmal im Monat stattfinden. Hier kann die Auseinandersetzung mit der Haltung der eigenen Familie während des Nationalsozialismus mit Gleichgesinnten beginnen

Dialoggruppen, die einmal jährlich als 5-tägiges Seminar stattfinden. Die Gruppen werden von professionellen LeiterInnen begleitet. Sie kommen wie die TeilnehmerInnen von beiden Seiten.

Die Frage in den Dialoggruppen lautet:

„Welche Spuren hat es in meinem Leben hinterlassen, aus einer verfolgten Familie oder aus einer Familie zu kommen, die zur Tätergesellschaft gehörte?“

Im Miteinandersprechen können Antworten gefunden werden, was die Nachkommen von der Opfer- und der Täterseite miteinander verbindet und was sie voneinander trennt.

Jährliche Konferenzen, die entweder in den USA oder in Deutschland stattfinden. Sie vertiefen die Erfahrung durch Referate und Workshops und ermüden die Begegnung mit Menschen, die sich mit ähnlichen Fragen beschäftigen.

Was will One by One?

One by One hat das Ziel, einen Dialog zwischen den Nachkommen der Verfolgten und den Nachkommen der Täter des Nationalsozialismus zu ermöglichen.

In diesem Dialog ermutigen sich die TeilnehmerInnen gegenseitig:

- die Verstrickungen der eigenen Familie in den Nationalsozialismus zu begreifen, um sich der Folgen von Schuld und Verdrängung bewusst zu werden,
 - die Bürde traumatischer Erlebnisse der Eltern mitzuteilen, um sich der Folgen von erfahrener Inhumanität bewusst zu werden,
 - zu Personen zu werden, die fähig sind zu Anteilnahme und Klarheit,
 - Stellung zu beziehen gegen die Verharmlosung des Faschismus und die Relativierung der Shoah,
 - aufstehen gegen jede Form von Diskriminierung und Rassismus heute.
- One by One versteht sich als Modell für die Begegnung von Gruppen, die sich wegen politischen, religiöser oder ethnischer Konflikte gegenüberstehen. Verständigungsversuche sind ein Schritt auf dem Weg den Kreislauf von Haß und Gleichgültigkeit zu durchbrechen – hin zu einem Leben in Vielfalt und Respekt.

Mit anderen Worten das war in den Nullern, da waren beide Eltern längst tot, der Vater 1982, die Mutter 1991, erst da war ich bei meiner Psychologie angekommen, und die fand ihre Anwendung bei dem Versuch, meinen Nazi-Eltern „auf die Schliche zu kommen.“

CARLA COHN

Bei *One by One* lernte ich Carla Cohn kennen, eine alte Dame, die als „Berliner Göre“, wie sie selbst einmal sagte, mit 13 Jahren (geb. 1927) zusammen mit ihrer Familie, Vater, Mutter und ihrem Bruder nach Auschwitz verschleppt wurde, die alle drei dort ermordet wurden.



Wie durch ein Wunder überlebte sie als Einzige der Familie den Holocaust und landete nach dem Krieg in Italien, wo sie in einem DP*-Lager wieder aufgepäppelt wurde und dort dann den Beruf der Psychoanalytikerin ergriff.

Wir haben uns von Anfang an „ausgeguckt“ und viel Zeit mit Gesprächen seitab der Dialog-Einheiten und bei Spaziergängen verbracht, ja sogar während ihrer zahlreichen Raucherpausen, die sie als „Kettenraucherin“ brauchte.

Von mir fiel all die Spannung und Bedrückung ab, die ich bei meiner fast manischen Beschäftigung mit der Literatur über den NS immer stärker empfunden hatte.

Und dies nur allein durch die Gespräche mit ihr:

Wie sie mit der Ermordung ihrer Eltern und ihres Bruders bis in die Gegenwart umgegangen ist – was sie auch zu ihrem Beruf der Psychoanalytikerin brachte.

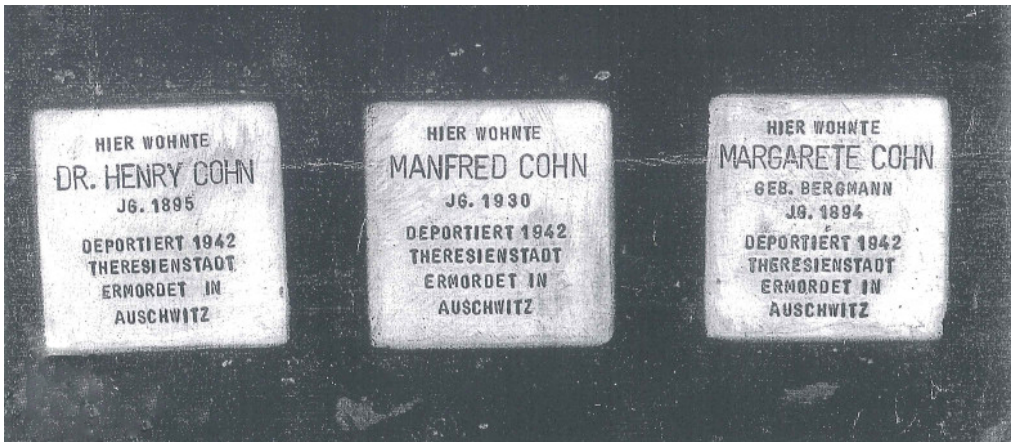
Und wie ich, mühsam und verspätet, erst nach dem Ableben meiner Eltern, durch Nachforschungen, z.B. an der Zentralen Stelle zur Verfolgung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen in Ludwigsburg oder bei der WAST, der Wehrmachts-Angehörigen-Stelle in Berlin die furchtbare Wahrheit über das mörderische Handwerk meines Vaters in den sog. Polizei-Reserve-Bataillonen erfuhr – und ebenfalls dadurch bedingt, Psychologie in Berlin studierte (obwohl ich dies Ende der 60er Jahre so noch nicht begriffen hatte.)

Durch Nachkriegsprozesse sind Einge dieser Polizei-Reserve-Bataillone gut dokumentiert, was auch die Grundlage für den oben erwähnten Historiker Christoph Browning in seinem Buch war.

Carla hat mir z.B. eine Schrift von Joachim Fest gegeben, betitelt *Hitlers wirkliches Vermächtnis*, die auf einer Konferenz in Italien kontrovers diskutiert, von Carla aber geschätzt wurde: denn dieses zumeist verschwiegene Vermächtnis war, „dass es das Böse als reale Macht gab“.

Ich habe sie einige Zeit nach dem zweiten *One-by-One* Treffen in Italien, ihrer Wohnung in Rom (in Roma Trastevere) besucht, und wurde von ihr sehr herzlich empfangen.

* *displaced persons*. Verschleppte, zumeist jüdische Menschen, die der Vernichtung entkommen waren.



Wir blieben in Verbindung, so dass sie mir später ihre Autobiographie, die auf Italienisch erschien, mit dem Titel *Le mie nove vite attraverso il retrospettoscopio*, mit einem Vorwort von Bruno Maida, die 2008 im Verlag *Città Aperta Edizioni* erschien. Sie schickte mir dann auch in Typoskript die deutsche Fassung zu.

Meine neun Leben – durch das Retrospektroskop. Dessen erste Kapitel lauten

1. Berlin
2. Entflieh, solange du noch ungefesselt bist
3. Ghetto Theresienstadt Juni 1942 bis Oktober 1944
4. Auschwitz-Birkenau Oktober bis November 1944
5. Befreiung
6. Mein Leben als ‚wandernder Jude‘
und noch weitere drei Kapitel.

In ihren späteren Lebensjahren ist Carla an Demenz/Alzheimer erkrankt, und erkennt selbst vertraute Menschen in ihrer Umgebung nicht mehr.

Es machte also wenig Sinn, ihr nochmal zu schreiben. So 2016 mein Freund Jürgen P. aus den Berliner Studienjahren, den es nach Florenz verschlagen hat.

Noch einmal: Carla war es, die mich buchstäblich gerettet hat für ein, wenn auch selbstkritisch-reflexives Weiterleben als zunehmend humanistisch orientierter und engagierter Alt-68er Zeitgenosse – nach dem Durchgang durch die Geschichte meiner Herkunftsfamilie, die eine Nazi-Familie war.

Die Carla wollte z.B. niemals wieder ihren Fuß auf deutschen Boden setzen, nicht mehr ins Land der Täter kommen, das einmal ihr Berliner Zuhause war.

Erst durch das *One-by-One* Projekt und Martina Emme ließ sie sich dazu überreden. Umso größer war daher ihre Enttäuschung über deren „verdeckten Antisemitismus“.

Carlas letzte Mail an mich ist vom Februar 2012.

Da schreibt sie mir, dass sie sich ein paar Knochen gebrochen hat bei einem Sturz, sie lese sehr viel, da sie nicht mehr (als Psychoanalytikerin) arbeite, was ihr sehr fehle.

Sie fragt mich, ob ich nochmal bei *One-by-One* gewesen wäre, sie selbst habe Schluss mit denen gemacht. Der Grund: nachdem versteckter Antisemitismus rauskam, was Martina nicht wahrhaben wollte. Wörtlich:

Martina ist gut mit Worten, aber die Taten sind ein anderes Kapitel bei ihr. Ich war sehr enttäuscht, aber ich bin jetzt darüber hinweg.

Martina Emme ist eine Teilnehmerin von der Täterseite, wie ich auch, mit der ich mich des öfteren unterhalten habe, z.B. über ihr Buch: *Der Versuch, den Feind zu verstehen. Ein pädagogischer Beitrag zur moralisch-politischen Dimension von Empathie und Dialog*, das 1996 im *IKO – Verlag für interkulturelle Kommunikation* erschien.

Das Buch widmete sie im Seminar „den Mitgliedern von *One-by-One*: ‚Thank you for all the courage of trust!‘“, d.h. den Mut zum Vertrauen.

Zu Carlas Frage: Ja, ich war im März 2001 beim Treffen in Berlin-Schwanenwerder, da war auch Carla dabei, und dann nochmal im Oktober 2003 am kleinen Wannsee in Berlin zu einem Vertiefungs-Seminar.

Zu ihrer Äußerung zum „verdeckten Antisemitismus“, selbst in einem solchen Dialog-Seminar, fällt mir ein Ausspruch von Hannah Arendt ein: „Vor Antisemitismus ist man nur noch auf dem Monde sicher“, so der Titel eines Buches mit ihren Beiträgen für die deutsch-jüdische Emigrantenzeitung *Aufbau*, 1941 bis 1945, herausgegeben von Marie Luise Knott, im *Piper-Verlag* München-Zürich.

Übrigens hat meine Tochter Winnie aus Berlin ebenfalls mit Carla Kontakt aufgenommen, da sie über ihren Partner ein Gästehaus in Grottaferrata im Großraum Rom nutzen konnte und von da aus Carla bei sich zuhause aufsuchte. Daraus hat sich ein zeitweise reger Briefkontakt entwickelt.

Meine Teilnahme an den *One-by-One* Dialogseminaren führte zu einem der bewegendsten Bildungserlebnisse im Zusammenhang und in der Spätfolge meiner Eindrücke aus der 68er-Bewegung.

Ich bin jedoch sehr froh, dass ich diese, wenn auch späte Erfahrung machen konnte. Sie war sowas wie meine Befreiung, ja Erlösung aus dem abstrakten Wissen um den Nationalsozialismus, das persönliche Wirken meiner Eltern in dieser Zeit und vor allem meine Beglückung durch die persönliche Begegnung mit Carla, einer leibhaftigen Überlebenden des Holocaust.

Denn wunderbarer Weise waren die o.g. Parallelen bei den Nachkommen in sowohl den Täter- wie den Opfer-Familien die Brücken des gegenseitigen Verständnisses, auf denen man sich – und ich mich mit Carla – über den Abgrund der Geschichte näherkommen konnte.

POLIZEI-RESERVE-BATAILLONEN

Durch einige Nachkriegsprozesse zu den Polizeireservebataillonen sind diese gut dokumentiert, was z.B. in dem schmalen, aber sehr dichten Buch von Stefan Klemp zum Ausdruck kommt: *Freispruch für das Mord-Bataillon. Die NS-Ordnungspolizei und die Nachkriegsjustiz*.

Es erschien 1998 im Münsteraner *LIT-Verlag*.

Das habe ich als Ergänzung zu den Forschungen von Christopher Browning und Anderen gelesen, auch weil es zeigt, dass

die Staatsanwaltschaft in den 50er Jahren kein Interesse an der Aufklärung dieser NS-Staatsverbrechen hatte.

Und weil es belegt, dass man darüber engagiert und doch wissenschaftlich korrekt schreiben kann, und die vielbeschworene „Objektivität des Historikers“ beim NS-Thema eher als Täterschutz fungierte.

Hierzu möchte ich nochmal auf Karlheinz Deschners Vorwort zu seiner *Kriminalgeschichte des Christentums* hinweisen, wo er sich mit eben dieser Frage der vermeintlichen „Objektivität“ als Historiker selbstkritisch und selbstreflexiv auseinandersetzt.

Die Nicht-Verfolgung zeigt sich auch bei meinem Vater, der diesen Bataillonen fast die ganzen Kriegsjahre angehörte, aber meines Wissens in der Nachkriegszeit und danach niemals deswegen belangt bzw. angeklagt worden ist.

Was blieb war die „Angst vor Nachforschungen“, die wohl untergründig das bestimmende Lebensgefühl meiner Eltern war.

NOCHMAL DIE MUTTER

Überhaupt meine Mutter, geboren 1912 in Duisburg, wie sie mir aus Anlass meiner Arbeitsstelle dort als interner Schulberater mitteilte. Und das auch noch als Hausgeburterin per Hebamme in einem neuen Mietshaus, gebaut 1911, das zwei Weltkriege unbeschadet überstanden hat, und nur 100 m vom Bethesda-Krankenhaus entfernt ist, wo meine zweite Frau Petra aus dem Ruhrgebiet unsere zwei Söhne zur Welt brachte.

Da habe ich gedacht, ein Lebenskreis schließt sich, hier lebe ich und hier bleibe ich auch, trotz der spöttischen Bemerkungen meiner Schwester Inge über mich als „Flachland-Tiroler“, der ich in Kindheit und Jugend immer draußen und viel in den Bergen war, so dass sie sich für mich ein Leben – ohne die Berge, ohne die Alpen – gar nicht vorstellen konnte.

Ich ja auch nicht, hatte ich mir doch vorgenommen, „wenn ich mal pensioniert bin“ zurück nach Oberbayern oder noch besser nach Südtirol zu ziehen. Denn dort war ich entstanden, bei einem Heimaturlaub meines Vaters Kurt (Urlaub von seinem mörderischen Tun im Polizei-Reserve-Bataillon!) wie mir die Herta erzählte, in Sirmione am Süden-

de des Gardasees. Das war im Mai 1944, ich wurde dann im Februar 1945 geboren, „noch ein Kriegskind“, wie meine „Mami“ zu mir sagte.

Hertas Vater war der Diplom-Ingenieur Wilhelm Dettmer, geboren 1880, der, wie es in einem Dokument heißt, im Auftrag der *Demag*, einer renommierten Maschinenfabrik, „im Schiffs-, Kran- und Hebedienst“, also im großen Duisburger Binnenhafen beschäftigt war. Seine Frau Anna, geb. Brinkmann, war von 1882. (Unsere spätere „Mami“).

Ihr Wilhelm war auch Burschenschafter bei der *Saxo-Thuringia-sei's-Panier* mit dem Wahlspruch: „Einer für alle – alle für Einen“.

Das führte dazu, dass er 1914 bei Ausbruch des Krieges zu den sog. „Hurra-Patrioten“ zählte, die begeistert per Truppen-Transport-Zug an die Westfront zogen, mit Aufschriften an den Waggonen,

„Wir machen den Franzmann alle!“ oder „Auf Wiedersehen in der Heimat bei der Siegesfeier über den Erzfeind!“

Wilhelm fiel bei einer der ersten Schlachten noch im Jahre 1914, da war er 34 Jahre alt. Das hatte zur Folge, dass seine Tochter Herta, damals zwei Jahre alt, als Kind allein blieb und ohne Vater aufwuchs.

Sie machte später ihr Abitur am Lyzeum in Bochum, an einem Mädchengymnasium, „ein Einser-Abitur mit Auszeichnung, das es dort einige Jahre lang so nicht gegeben hatte“, so die Anna, ihre Mutter, später zu uns Enkelkindern.

Und jetzt kommen – wieder einmal – die Zeitläufte ins Spiel:

Dieses Abitur wurde von ihr im Frühjahr 1933 abgelegt, nur zwei Monate nach der Machtergreifung Hitlers im Januar 1933.

Und die Herta sprang mit Begeisterung auf den Zug der „Braunen Bewegung“ auf, – konnte sie sich doch mit Recht als etwas ganz Besonderes empfinden, und war dadurch „besonders empfänglich“ für die NS-Lehre von der Überlegenheit der „Arischen Rasse“.

Und die Partei, die NSDAP als Vaterersatz, sagte ihr, wo es lang geht, und in grotesker Verdrehung, wer die Guten und wer die Bösen waren. (s.o. das „Reale Böse“).

Diesen Reim hab ich mir viel später auf ihre Entwicklung gemacht. Sie war eigentlich eine intelligente Frau, auch später in Oberbayern

war sie die Intelligente, und sehr schnell und scharf in ihren Worten.

Im Unterschied zu Kurt, ihrem Mann, der, wie sie oft im Zorn ihm entgegenschleuderte, „ja gar nichts gelernt, ja nicht einmal die Schule zu Ende gemacht“ hatte.

Sie ging dann zum Studium nach Marburg an der Lahn, wo sie die Körper- und Meinungsbildenden Fächer Sport, Deutsch und Geschichte gewählt hatte.

Von dort wechselte sie an die Universität nach München, wo sie im Englischen Garten nicht nur Kurt, ihren späteren Mann, kennenlernte, sondern auch das Studium für ein, so wörtlich, „viel lukrativeres Angebot“ drangab.

Was sich dahinter verbarg, war mir lange Zeit unklar. Bis meine Mutter mir kurz vor ihrem Tod erzählte, wörtlich: „Helmut, ich war eine Nutte“.

Das war 1990 im Oberbayrischen, in der Jachenau, im Isartal, wo sie als Dauergast in einem Wirtshaus mit Pension ihre letzten Lebensjahre zubrachte. Das liegt unterhalb des Walchensees, und oberhalb von Bad Tölz, wo sie im dortigen Krankenhaus im Februar 1991 starb.



Nach dieser Eröffnung, die mich erstmal sprachlos machte, erzählte sie, dass sie sich in München mit dem Kurt überworfen hatte, das war Mitte der 30er Jahre, ich nehme an, schon damals wegen ihres lockeren Lebenswandels, und sich allein auf den Weg in die Reichshauptstadt Berlin machte.

Das lukrative Angebot bestand darin, in der Giesebrechtstraße, einer Seitenstraße des Kurfürstendamms, hochrangige Funktionäre und ausländische Diplomaten nach einer Extra-Schulung der SS für Damen im „horizontalen Gewerbe“ auszuhorchen.

Dies war die neue Tätigkeit für die Herta, die sie einige Jahre dort ausübte – sie sprach öfters von ihren „wilden Berliner Jahren“ – bevor sie Ende der 30er Jahre, noch vor Kriegsbeginn, nach München, in die *Hauptstadt der Bewegung* zurückkehrte und 1940 den Kurt heiratete.

1941 kam dort ihre erste Tochter Inge zur Welt.

Im Nachkriegs-Westdeutschland hat ein gewisser Peter Norden dieses NS-Etablissement zum Gegenstand eines eher unkritischen sog. Reportage-Romans, d.h. einer Kolportage gemacht:

Geheime Reichssache „Salon Kitty“.

Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, dass ich in eben dieser Giesebrecht-Straße Ende der 60er Jahre mit einer Englisch-Studentin der FU zusammenkam, Marina G. aus Weißrussland, der ich es zu verdanken habe, dass sie mich in einer Liebesnacht vom homoerotischen Jüngling mit meinem Bruder zum heterosexuellen Mann befördert hat, - aber am nächsten Morgen weiter nichts mehr von mir wissen wollte.

Da war ich bereits 24 Jahre alt. Sie war damals schon mit einem Psychiater liiert, hat später selbst diesen Berufsweg eingeschlagen und wurde auch Autorin mehrerer Bücher, u.a. *Utopie der Treue* was sehr viel später meiner zweiten Frau Petra in Duisburg in die Hände fiel, die davon begeistert war – ich dagegen weniger, weil ich die praktischen Folgen dieser Lektüre bei der Petra fürchtete.

NS-RASSENKUNDE/RASSENWAHN

Der oben erwähnte *Günther*, das NS-Standardwerk zur „Rassenkunde des deutschen Volkes“ erlebte als Buch von 1922 bis

1943 mehrere Auflagen mit insgesamt 270 Tausend Exemplaren. Es lieferte die ideale theoretische Fundierung des nationalsozialistischen Rassismus.

Der Autor, Hans Friedrich Karl Günther, geboren 1891 in Freiburg im Breisgau, gestorben 1968 ebenda, wurde 1930 Professor für Rassenkunde in Jena. Sein Spitzname: „Rassen-Günther“ (aus: *Enzyklopädie des NS*, hgg. von Wolfgang Benz u.a., 1997).

Alfred Ploetz, geboren 1860 in Swinemünde, ebenfalls Rassenkundler wie Günther, prägte den Begriff der *Rassenhygiene*. 1905 Gründung der *Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene*, starker Einfluss auf die nationalsozialistische Rassenlehre.

Alfred Ploetz starb 1940 am Ammersee. (Benz, *Enzyklopädie*, ebenda).

Uwe Timm, ein zeitgenössischer Schriftsteller (*Die Farbe Rot*) hat einen Tatsachen-Roman über u.a. Alfred Ploetz geschrieben, *Ikarien*, den es inzwischen auch als Taschenbuch gibt.

KOMMENTAR 2020

„Es gibt keine ‚menschlichen Rassen‘. Der Begriff ist das Ergebnis von Rassismus,“ heißt es in der von Zoologen und Evolutionsforschern unterzeichneten *Jenaer Erklärung 2019* zum 100. Todestag von Ernst Haeckel, dem damaligen Zoologie-Professor in Jena.

Soweit die Stimme der Wissenschaft zum Thema: Rassismus.

Was es aber sehr wohl in der Gesellschaft des 21. Jahrhundert noch gibt, ist ein „Alltagsrassismus (als) Feindschaft gegen ‚Fremde‘ und ‚Andere‘“, wie der inzwischen emeritierte Historiker Wolfgang Benz sein praktisches *Kompendium* nennt, 2019 im *Wochenschau-Verlag* in Frankfurt am Main erschienen, das

Fakten und Begriffserklärungen bietet, Zusammenhänge erläutert, politische und soziale Dimensionen von Ressentiments auslotet und anhand von Ereignissen den Blick für rassistische Vorurteile und Feindbilder sowie deren Wirkungen schärft, damit alltäglichem Hass und daraus entstehender Gewalt begegnet werden kann.

Das Buch ist lexikalisch aufgebaut, so dass man, je nach Bedarf, einen kurzen Überblick

zu einem konkreten Stichwort wie *Lügenpresse* findet oder sich das Themengebiet, wie z.B. *Antiziganismus: Vorbehalte gegen Zigeuner* systematisch erschließen kann. Der Autor liefert fundiertes Überblickswissen in gut verständlicher Sprache.

Als im HVD organisierter Humanist werde ich für die Nutzung dieses besonders praktischen Ratgebers plädieren, dessen Hinweise ich im alltäglichen Meinungsstreit schon erfolgreich eingesetzt habe, zuletzt bei einem Treffen des *Humanistischen Forums* mit einer Mitarbeiterin des örtlichen ARIC (d.h. des *Anti-Rassismus-Informations-Centrum*) zum Thema: Rechtsextremismus.

Im gleichen Verlag ist auch sein Buch über *Antisemitismus. Präsenz und Tradition eines Ressentiments* herausgekommen, sowie eine Aufsatzsammlung über *Ressentiment und Konflikt. Vorurteile und Feindbilder im Wandel*, für die er als Herausgeber fungiert, und zwar im Auftrag des *Sir Peter Ustinov Instituts für Vorurteilsforschung, Wien*.

NS-JUNGENERZIEHUNG

Die NS-Jungenerziehung war weniger Erziehung als paramilitärischer Drill für die späteren Frontsoldaten mit der Maxime, wie Jungen sein sollten:

Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie die Windhunde.

Davon ein Reflex steckte noch in meinen Eltern bei deren Erziehung zu körperlicher Tüchtigkeit und sportlichem Ehrgeiz.

Bis auf den Gerd, der als Homosexueller „aus der Art geschlagen“ war und von den Eltern abgewertet wurde, haben wir drei anderen Geschwister, die Inge, die Ellen und ich, diese Vorgaben auf jeweils individuelle Art erfüllt:

Die Inge mit ihren Interessen am Freizeitsport – jenseits der beruflichen Tätigkeit als Lehrerin für Biologie und Chemie, also als Naturwissenschaftlerin, das sich bei ihr bis ins hohe Alter erhalten hat, im Winter beim Skifahren, im Sommer bei monatelangen Hochgebirgswanderungen in den Alpen.

Die Ellen mit ihrer Bewegungsfreude, dem gymnastischen Turnen, dem Studium an der Sporthochschule in München-Grünwald und ihrer späteren Tätigkeit als Sportlehrerin an

der Grundschule.

Und ich mit dem Fahrradfahren, schon bald dem Rennradfahren, dem Schwimmen und, bedingt durch den Zivilen Ersatzdienst in Freiburg im Breisgau, das Laufen auf den Schwarzwald-Höhenwegen. Und natürlich dem Bergwandern.

Für mich war dieses „Erbe aus der Nazizeit“ erfreulicherweise seiner ideologischen Einbindung entkleidet und insofern unbeschwert lebbar, obwohl ich das damals noch nicht im Entferntesten ahnte.

Meine lebenslange sportliche Betätigung war gespeist aus der Freude an der Bewegung, der eigenen Kraftentfaltung, der Schönheit der wechselnden natürlichen Szenerien und auch von der frühen Erfahrung der eigenen Leistungsgrenzen, ohne allerdings meiner Bewegungslust auch im späteren Leben Abbruch zu tun.

Insofern hat mir der Psychiater Klaus Dörner aus der Seele gesprochen, als er in seinem Buch *Die Gesundheitsfalle* von 2003 schrieb:

Denn Sport kann man nachhaltig nur treiben, wenn man ihn selbst liebt, sich an ihn wagt, und die eventuelle Bedeutung fürs Gesundsein nebenbei mitnimmt.

Dieser Klaus Dörner hat übrigens, zusammen mit der Psychologin Ursula Plog, das zutiefst menschenfreundliche Lehrbuch fürs Leben geschrieben, ein wirklich humanistisches wissenschaftliches Werk von 1984, erschienen im *Psychiatrie Verlag* in Loccum:

Irren ist menschlich, das auch für mich als Psychologe und Mensch eine Quelle der Inspiration über die „Landschaften“ psychischer Störungen wurde, wie z.B. der Depression als „Landschaft zwischen Presslufthammer und traurem Heim“, die er im Abschnitt: *Der sich und andere niederschlagende Mensch* beschrieb.

ALTE UND NEUE MÄNNERBEWEGUNG I

Ich habe ja weiter oben schon angemerkt, dass ich mich als früher Kriegsdienstverweigerer von 1963 darüber gefreut habe, dass die Zahl der Zivildienstleistenden in den Folgejahren und Jahrzehnten bis zur Aussetzung der Wehrpflicht in die Millionen ging, und dies als die neue, stille und friedliche Männerbewegung gut geheiß haben.

Umso besorgter bin ich darüber, dass neuerdings, wohl wegen der verstärkten Werbung der Bundeswehr, auch in Schulen, und angesichts der Perspektivlosigkeit vieler Jugendlicher, im Jahr 2017 zweitausendeinhundertachtundzwanzig Soldaten und Soldatinnen bei Dienstantritt noch nicht volljährig waren.

Von Menschenrechtsorganisationen wie der UNICEF werden diese zurecht als *Kindersoldaten* bezeichnet.

Als Humanist will ich nicht hoffen, dass dies die allerneueste „Männerbewegung“ werden wird!

POLITISCHE SUCHBEWEGUNG

Zu meinen Versuchen, mich in dem politischen und Gruppen-Wirrwarr Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre im studentisch geprägten Westberlin zu orientieren, kann ich im Rückblick folgendes anmerken:

Die erste Organisation, der ich beitrug, ganz am Anfang meiner Suchbewegung, war die SEW, die *Sozialistische Einheitspartei Westberlins*, der Westableger der SED im Osten der Stadt Berlin.

Der Grund: ich habe einmal den alten Vorsitzenden der SEW, Gerhard Danelius auf einer Versammlung in der Hasenheide sprechen hören, und war von seiner Rede – als Veteran der kommunistischen Bewegung – angetan.

In dieser Partei hab ich es bis zum „Kultur-Obmann“ gebracht, ja, so hieß das damals. Das Zerwürfnis ergab sich, als ich zum „Peter Weiss Lesekreis“ bei Erscheinen des ersten Bandes von dessen *Ästhetik des Widerstands* aufrief und eine solche Gruppe leitete. Das begann 1975.

Später wurde ich daraufhin vor den Parteivorstand gerufen, des sog. *Revisionismus* bezichtigt, und musste mein Parteibuch abgeben. Hintergrund war, dass den Parteioberen die Weiss'sche Geschichtsschreibung, vor allem die kritische Würdigung der Kommunisten darin, mehr und mehr missfiel.

Ich suchte da gleich Anschluss an aufmüpfige Gleichgesinnte, die es da sehr wohl auch gab, und daraus entstand in meinem vorletzten Berlin-Jahr die *Sozialistische Initiative*, die „Klarheit statt Wahrheit“ forderte.

Dazu muss man wissen, dass die Parteizeitung der SEW allen Ernstes *Die Wahrheit* hieß

– nach ihrem sowjetischen Vorbild der *Prawda*.

Die SI ist im Sommer 1980 als Zusammenschluss ausgetretener bzw. Ausgeschlossener Mitglieder der SEW entstanden [...] Ihre Aufgabe sah sie vor allem darin, die eigene politische Vergangenheit aufzuarbeiten, im Unterschied zu früheren Austritten und Ausschlüssen die Politikfähigkeit zu erhalten, und dem Rückzug ins Nur-Private entgegenzuwirken, sowie ihren Beitrag zu einem Klärungs- und Vereinheitlichungsprozess linker Ansätze und Strömungen zu leisten, der die Irrtümer und Fehler sozialdemokratisch wie stalinistisch geprägter Parteien vermeiden sollte.

ANMERKUNG. Da war ich selbst längst ausgeschlossen worden und hatte zur GIM gefunden, der *Gruppe internationaler Marxisten*, in der es diskussionsfreudiger zugeht als in der SEW.

Am Ende heißt es in dem besagten Reader (der „Klarheit statt Wahrheit“ Gruppe, der SI):

Die Sozialistische Initiative hat sich am 30. Oktober 1982 auf einem Plenum in Berlin-Tiergarten aufgelöst. Sie bittet alle ihre Mitglieder und Sympathisanten, innerhalb der „Alternativen Liste für Demokratie und Umweltschutz“ weiterzuarbeiten.

Diese AL schloss sich später der Bundespartei *Die Grünen* an, nach der Wiedervereinigung *Die Grünen. Bündnis 90*.

Da war ich schon – der Arbeit wegen – nach Duisburg gezogen, das war 1981, wo ich 1983 den Grünen beitrug.

In der GIM wurde diskutiert bis in die späte Nacht hinein, Kritik, Skepsis und Zweifel an der aktuellen Westberliner und insbesondere der Uni-Politik geäußert und dabei auch nichts weniger als die Weltpolitik unter die Lupe genommen, allem voran der Vietnamkrieg der USA.

Ich habe einige Male den geistigen Kopf der GIM, Ernest Mandel im Audimax der FU, der Freien Universität Berlin, einer US-Gegengründung zur kommunistischen Humboldt Universität im Ostteil der Stadt, sprich in Berlin-Stadtmitte, erlebt und war von seiner Souveränität sowohl im Auftreten wie bei der politischen Rede, die er führte, beeindruckt. Ein Ausdruck ist mir in Erinnerung

geblieben, nämlich „die langen Wellen der Konjunktur“.

Aber es kam der Tag, da durfte er als Belgier und damit als „unerwünschter Ausländer“ nicht mehr in Deutschland bzw. Westberlin einreisen.

Da wurde ich wieder sehr nachdenklich, und erfuhr mehr und mehr von der AL, der *Alternativen Liste*, die sich später in die *Anti-Parteien-Partei* der Grünen eingliederte, dies ein Ausdruck von Petra Kelly.

Vom Parteivorstand der *Grünen NRW* wurde mir nach meinem Eintritt in 1983 in Duisburg empfohlen, mich als Landesdelegierter wählen lassen, was ich auch für eine Wahlperiode wurde.

NEUE MÄNNERBEWEGUNG II

Mit anderen interessierten jungen Männern kam es zur Gründung der *AG Männerpolitik*, also einer Arbeitsgemeinschaft, die sich von der Männerseite aus kritisch und selbstkritisch mit ihren Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis auseinandersetzte, um den Vorsprung der Frauenbewegung, d.h. deren Emanzipation von herkömmlichen Geschlechterstereotypen, auch und gerade im politisierten Studentenmilieu aufzuholen.

In den 90er Jahren organisierten wir zwei sog. *Männerpolitische Kongresse*, beide Male in einem Kulturzentrum in Wuppertal.

Der erste fand 1993 statt, mit der Überschrift *Zwischen Macho und Märchenprinz*, und hatte regen Zuspruch mit dem Versuch, das Selbstverständnis der anwesenden Männer zu thematisieren und zu hinterfragen.

Der zweite Kongress stand 1995 unter dem Motto: *Männer sind keine Saurier*, d.h. ausgestorben, zuviel Panzer, zu wenig Hirn.

Hier leitete ich eine Väter-Gruppe, selber gerade Vater zweier Söhne (1991 und 1994) geworden, in der es um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ging, und zwar als Frage an die anwesenden meist berufstätigen jungen Väter.

Und nicht, wie bisher immer, als Frage an die berufstätigen Mütter.

Ich erinnere einen Musterprozess darüber, dass ein Teilnehmer von Beginn seiner Berufstätigkeit an auf Teilzeit gehen wollte, und mit diesem Ansinnen auch von der grünen Partei unterstützt wurde. Er bekam Recht.

Mitstreiter damals, auch nach diesen beiden Highlights der Kongresse waren ein Grüner aus Duisburg, Bernd, ein Lehrer, und Jens, Landesdelegierter aus Düsseldorf – dessen übervoller Terminkalender aus politischen Anlässen mir den Schock fürs Leben versetzte – wusste ich doch als junger Vater, dass ich mich niemals auf eine solche politische Schiene würde einlassen können.

„ALTER, NEUER, SPÄTER VATER“

Seinerzeit in Berlin wollte ich ja wegen der weiteren Versorgung unserer Tochter Winnie, geb. 1972, keinesfalls das aufregende persönliche und politische Leben, in dem alles in Frage gestellt und hinterfragt wurde, dadurch versäumen, dass ich mich als mittelloser, „ewiger Student“ – der im Übrigen von meiner ersten Frau jahrelang „ausgehalten“ worden war, soll heißen, ihr auf der Tasche lag – auch noch notgedrungen als Vater betätigen musste.

Kurzum:

Ich brachte die Winnie in die Kita Gossowstraße im Bayrischen Viertel, wo wir in einem alten Mietshaus mit schöner Jugendstilfassade wohnten, und war so gut wie immer der Letzte, der sein Kind kurz vor Toresschluss oder sogar erst danach abholte.

Schließlich fanden wir eine Betreuungsmöglichkeit in einer „Laubenkolonie“, wo ich sie hinbrachte und abholte.

Diese meine Haltung, bloß nicht das Leben zu versäumen, weil es jetzt da dieses Kleinkind gab, das zu versorgen oder besser: unterzubringen war, war mir damals ganz selbstverständlich erschienen.

Im Rückblick muss ich sagen, dass ich der Ute, meiner Frau, der angehenden Krankenhaus-Ärztin, viel zugemutet habe, nicht nur damit, dass sie mich finanziell unterstützte, sondern auch, dass ich in meiner „Sturm- und Drangzeit“ als junger Mann des öfteren mit anderen Frauen herummachte, was so weit ging, dass sie mich nach ihrem Nachtdienst zuhause *in flagranti* mit einer solchen in ihrem Bett vorfand.

Dass wir es trotz allem schafften, unsere Liebesbeziehung nach Jahr und Tag in ein freundschaftliches Verhältnis zu überführen, kommt mir immer noch wie ein Geschenk vor.

Was das Vater-Sein damals und heute, d.h. in den Duisburger Jahren anging, so ist mir klar geworden:

Durch die wirkliche Betreuung meiner „Jungs“ versäume ich nicht mein Leben – wie ich damals mit der Winnie dachte – sondern dieses Präsent-Sein als alltags-versorgender Vater, das ist ein wesentlicher Teil meines Lebens!

Übrigens: als sog. „später Vater“, was auch eine Zeiterscheinung der 68er Generation ist, denn viele der damaligen mehr oder minder prominenten Akteure haben sich – wie ich auch – erst im späteren Leben gefragt, da war doch noch was, jenseits der anstrengenden politischen Arbeit und des beruflichen Aufstiegs, und sind „späte Väter“ geworden.

Ich war knapp 50 Jahre alt, als unser zweiter Sohn Ruben geboren wurde.

Soll heißen, ich wollte noch einmal, nach den Versäumnissen mit meiner Tochter Winnie, ein „richtiger Vater“ sein, der die Freuden des Zusammenseins mit den Kindern in vollen Zügen genießen wollte.

Mehr oder minder hab ich das dann auch so gemacht, und dabei ein wenig übertrieben, wie meine zweite Frau und Mutter der Jungs, Petra aus Mülheim an der Ruhr, öfters kritisch anmerkte.

EINSCHUB. Auf dem „Selfie-Foto“ sieht man uns drei Männer aus zwei Generationen, links mich als Vater, Helmut Becker-Behn, in der Mitte der jüngere Sohn Ruben-Ernst Behn (Ernst als zweiter Vorname, weil er am 65. Geburtstag des Schwie-

gervaters Ernst Behn geboren wurde) und rechts der ältere Sohn Trutz Behn. Wir drei haben mit meiner Frau Petra Behn, deren Mutter, die Zeit erlebt, als wir in den späten Nullerjahren ihre Eltern Klara Behn und Ernst Behn sowie deren Sohn Dieter Behn bei uns im Haus aufgenommen und bis zu deren Tod gepflegt haben: „Kläre“ starb 2009, Ernst 2010 und Dieter 2011.

Für den älteren Sohn Trutz, der wie sein Bruder Ruben die Kläre „sanft entschlafen“, tot in ihrem Bett erlebte, war dies mit ein Anlass, in einem Schriftsatz zu begründen, warum er „den Kriegsdienst mit der Waffe verweigern“ möchte. Der stammt vom August 2009.

Viel Freude hat mir Trutz z.B. mit einem gezeichneten Porträt von mir gemacht: „Psychologie ist mein Fach!“, da war er dreizehn Jahre alt.

Ein Foto aus noch jüngeren Tagen zeigt ihn im Duisburger Karneval als Matrose verkleidet, sinngemäß auf der Kapitänsbrücke mit Blick auf den Rhein.

ZUM BEWERBUNGS-KARUSSELL

Meine Bewerbungen um einen Arbeitsplatz als Diplom-Psychologe gerieten auch dadurch ins Stocken, da ich anfangs einerseits „zu hoch pokerte“, etwa eine schon am Ende des Studiums angebotene Stelle im *Heilpädagogischen Mädchenheim Hohenzollernplatz* ausschlug, weil ich dachte, ich könnte doch noch „was Besseres“ finden, als dort als interner psychologischer Aufpasser zu fungieren – von den zu vermutenden erotischen Versuchungen einmal ganz abgesehen.



Sehr geehrte Damen und Herren,

im Folgenden werde ich Ihnen die Entscheidung, den Kriegsdienst mit der Waffe zu verweigern, genauer erläutern.

Aufgrund meiner gewaltlosen Erziehung durch meine Eltern, lernte ich früh, Konflikte verbal zu lösen oder bei Möglichkeit jeglicher Konfrontation die zu gewalttätigen Maßnahmen führen könnte, zu umgehen. Ich wurde auch solange ich zurückdenken kann als der nachdenklich ruhige, eher stille Junge empfunden. Das Gefühl Schadenfreude nehme ich nur sehr selten wahr und kenne ich eigentlich nur durch die schadenfreudigen Reaktionen anderer und durch solche mir gegenüber prägte sich mir die Bedeutung dieses in vielen anderen Sprachen und Kulturen nicht so vorhandenen Begriffes noch mehr ein. Wenn ich Schadenfreude empfinde ist sie freundschaftlich, meistens scherzhaft gemeint und unausweichlich mit Empathie verbunden, wenn das noch der Definition von Schadenfreude im eigentlichen Sinne entspricht.

In der 2. Klasse der Grundschule malte einer meiner Mitschüler ein Hakenkreuz. Was folgte war ein erschreckend detaillierter Vortrag unserer Klassenlehrerin über die Grausamkeiten in Nazi-Deutschland, veranschaulicht durch bestürzende Fotos von ausgehungerten Männern, Frauen und Kindern, und Fotos von Leichenhaufen. Durch den Besuch in der KZ-Gedenkstätte Dachau während einer Klassenfahrt in der Stufe 10 wurde mir die Grausamkeit des Krieges, die Massenmordmaschinerie und das Ausmaß des Holocausts vor Augen geführt, was mir alles bisher hauptsächlich aus Romanen über das Thema und Gesprächsstoff im Unterricht bewusst war.

Es ist mit meinem Gewissen unvereinbar, Gewalt gegen Menschen anzuwenden und sowohl das hohe Risiko wie die damit verbundene hohe Verantwortung in Kauf zu nehmen, jemanden tödlich verletzen zu können. Jemanden oder jemandes Freund und Familienmitglied sterben zu sehen ist eine sehr emotionale Erfahrung für mich. Erste unmittelbare Konfrontation mit dem Tod hatte ich bei der Beerdigung des Vaters von einem Freund, was mich für einige Zeit ziemlich nachdenklich gestimmt hat. Es ist nun mehr als zwei Monate her, dass meine Großmutter, die bei uns im Haus gelebt hat, gestorben ist. Diese Erfahrung hautnah zu machen und jemanden tot im Bett liegen zu sehen werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Und nun darauf trainiert zu werden, auf Menschen zu schießen und diese schwer zu verletzen und ja sogar letztendlich zu töten, bedeutet, die Absicht zu haben, jemandes Freund, Ehemann oder Vater das Leben zu nehmen und somit diesen Menschen ungeheuren psychologischen Schmerzen zuzufügen, die sich definitiv auch physisch bemerkbar machen.

Weltumgehende Nachrichten schlimmer Ereignisse berühren mich in geringerem Maße, da die Nähe nicht gegeben ist und man selber geringere Möglichkeiten hat, Anverwandten der Opfer direkt zu helfen und Beistand zu leisten, trotzdem fühle ich mich gelegentlich in die Situationen dieser Menschen ein, so unangenehm diese Vorstellungen sein mögen, entgegen meinem Willen, diesen Gefühlen weniger Halt zu bieten, sodass ich mir neben meinen eigenen direkten Erlebnissen von so etwas nur all zu gut ein Bild machen kann.

Daher möchte ich gerne diese Zeit dafür aufwenden, Menschen zu helfen und Gutes zu tun. Ich habe schon immer nach Möglichkeit Menschen meine Hilfe angeboten und eben nun bietet sich eine Möglichkeit für mich an. Der Zivildienst ist für mich besser geeignet als die Wehrpflicht und mit meinem Gewissen völlig vereinbar. Schon mein Vater hat 1963 die Gelegenheit genutzt, den Zivildienst anzutreten und ich sehe mich in der Verantwortung, diese Linie fortzuführen.

Hochachtungsvoll

Tim Bohn



Andererseits legte meine Frau in Berlin, die Ute ihr Veto ein, als sich die Möglichkeit abzeichnete, als *forschender Psychologe* ans Deutsche Jugendinstitut in München zu kommen. Da war die Winnie noch kein Jahr alt.

So habe ich mich mit Gelegenheitsjobs über Wasser gehalten, bis ich schließlich und endlich auf einer Ganztagschul-Tagung im Harz erfuhr, dass die SPD in NRW nach ihrem Wahlsieg in 1980 den flächendeckenden Ausbau des Schulpsychologischen Dienstes plante.

Ich schrieb eine Bewerbung „ins Blaue“ an das Landesministerium in Düsseldorf und hörte ein halbes Jahr nichts. Dann kam ein Anruf, ob ich noch interessiert sei, dann sollte ich am Folgetag in Düsseldorf vorsprechen.

Vor Aufregung schlief ich die ganze Nacht nicht, fuhr im Zug dahin, und da ich noch etwas Zeit hatte, ging ich ans Rheinufer und legte mich in die Sonne. Prompt schlief ich ein, wurde jedoch von einem Wärter geweckt, der nicht ahnte, dass er mir damit das Treffen und letztlich auch die Stelle gerettet hat.

Denn ich war schon spät dran, lief eiligst dahin und wurde noch in die Fragerunde mit



mehreren Fragestellern und einigen Bewerbern aufgenommen.

Überrascht war ich dann doch davon, dass es hier bereits „um die Wurst“ ging, und es keinesfalls nur ein „Vorgespräch“ war, wie mir am Telefon versichert wurde.

Kurzum:

Ich bekam eine der fraglichen Stellen an einer Gesamtschule in Duisburg, an der es schon einen Amtsvorgänger gegeben hatte, der aber „das Handtuch geschmissen“ und sich nach Niedersachsen verändert hatte.

So kam das „Bewerbungs-Karussell“ für mich zum Stillstand, auf dem ich mich von Ende 1973 bis Mai 1981 gedreht hatte, ein Lotteriespiel sondergleichen!

BEWERBUNGEN ZUR PSYCHOLOGIE

Dazu muss ich noch etwas einfügen: nämlich meine zwei Bewerbungen um die Aufnahme ins Psychologie-Studium:

Meine Schwester Inge, die an der TU München studierte, gab mir den Rat, beim großen alten Mann der Psychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität, dem Professor Philipp Lersch vorstellig zu werden. Gesagt, getan, die Einladung dazu ließ allerdings auf sich warten.

Ich verkürzte mir die Wartezeit mit der Lektüre von dessen Werken, *Gesicht und Seele* von 1931 und *Aufbau der Person* von 1938, und war von der Ausdruckspsychologie und auch von der Schichtungslehre zum *Charakter*, so der Originaltitel, angetan.

Doch im persönlichen Gespräch mit dem Emeritus hat mich dieser kalt abserviert und wollte von meinen „neumodischen“ Studien- und Forschungsvorstellungen nichts wissen.

Ganz anders verlief dagegen die Bewerbung in Berlin, ich war da schon an der FU*, studierte aber noch auf Lehramt Deutsch und Englisch.

Der Professor Hans Hörmann war gerade frisch importiert aus den USA gekommen und neuen Überlegungen zum Fach Psychologie sehr aufgeschlossen – da rannte ich bei ihm mit meinen, sicher sehr naiven Vorstellungen offene Türen ein.

So kam ich ans *Holzcamp-Institut* in Dahlem und zur Kritischen Psychologie.

Von Professor Hörmann sind mir zwei Schriften in Erinnerung geblieben: *Psychologie der Sprache*, eine Sprachentwicklungs-Psychologie, und *Sprache der Psychologie* zur Begrifflichkeit und Wissenschafts-Sprache des Faches.

EINDRÜCKE UND EINFLÜSSE

Welche EINDRÜCKE UND EINFLÜSSE haben mein Alltagsleben bestimmt und die Horizont-Erweiterung in den Westberliner Studienjahren herbeigeführt?

Nun, da waren zunächst einmal die alltäglichen Bedingungen eines Studentenlebens: sich um den Lebensunterhalt bemühen – denn in den ersten Studienjahren haben mich meine Eltern noch nicht unterstützt.

Ich erinnere mich an das sog. „Fliegenbeine-Zählen“ an der Pädagogischen Hochschule in Lankwitz, d.h. der Auswertung von empirischen Untersuchungen, die dort durchgeführt wurden.

Oder an meine Arbeit in den Sommerferien in der Teppichfabrik *Adoros* in Berlin-Spandau, wo ich in der Färberei arbeitete, eine körperlich schwere Arbeit, von der ich nach dem Frühdienst so erschöpft war, dass ich im Freibad, dem Prinzenbad in Kreuzberg, des

öfteren einschlieﬀ und vom Bademeister zur Schließungszeit geweckt wurde.

Ich habe ja zuerst beim Freund Ingo Kratisch aus der Volksschulzeit in Aising, Oberbayern in dessen Mietwohnung gelebt, die lag in Berlin-Kreuzberg, und bin von dort aus zum Studium an die Freie Universität in Berlin-Dahlem mit der U-Bahn gefahren.

Später zog ich mehrmals um und landete dann in einer Privatwohnung mit sog. „Bollerofen“ im Eichkamp. Das war nahe dem S-Bahnhof Grunewald, von wo ich mich auf den Weg zur FU machte.

EINSCHUB. Zwischenbemerkung: Von diesem S-Bahnhof Grunewald sind während des NS-Terror-Regimes Deportationszüge voller jüdischer Bürger in die Vernichtungslager des Ostens abgefahren.

Dort wurde in den späten Nachkriegsjahren eine Gedenkstätte eingerichtet.

Ohne viel nachzudenken, hab ich auf den Rat meiner großen Schwester Inge gehört und erstmal die Fächer Englisch und Deutsch auf Lehramt studiert. Meine Mutter hatte ja in der Zwischenkriegszeit auch ein Lehramtsstudium begonnen, mit den person- und meinungsbildenden Fächern Sport, Deutsch und Geschichte. Und die Inge studierte an der TH in München die naturwissenschaftlichen Fächer Biologie und Chemie für den Schuldienst.

Bei mir ging das bis zur Hauptseminar-Aufnahmeprüfung, die ich noch absolviert habe.

Doch da war schon die Attraktivität der studentischen Aktivitäten am *Psychologischen Institut* (P.I.) zu vernehmen, sodass ich den Studienfachwechsel zur Psychologie vollzog und Psychologie im Hauptfach studierte, ohne zu wissen, zu welcher beruflichen Tätigkeit mir dies einmal verhelfen könnte.

Denn im Vordergrund standen für mich die Auseinandersetzungen der Studenten um das Fach Psychologie, das in seiner herkömmlichen Form als bürgerliche Alibi-Wissenschaft kritisiert und abgelehnt wurde.

Zugleich wurde der Versuch unternommen, diesem Zustand des Fachs eine fortschrittliche Form entgegenzusetzen bzw. diese allererst noch zu entwickeln.

Daraus wurde dann die Arbeitsrichtung der *Kritischen Psychologie*, die auch dem günstigen Umstand zu verdanken war, dass der Professor Klaus Holzkamp dort schon in Amt

* Freie Universität Berlin

und Würden war, als er sich dem Anliegen der Studentenschaft nach Kritik und Weiterentwicklung im Fach öffnete und diese dann als *spiritus rector* nach Kräften vorantrieb.

Um diesen Arbeitsansatz versammelten sich eine ganze Reihe kritischer Geister, so dass mit der Zeit eine eigene Arbeitsrichtung entstand, mit dem sehr ambitionierten Anspruch, die Geschichte der Natur, der Gesellschaft und des Individuums in Eins zu begreifen.

Meines Erachtens war das – im Rückblick – eine neue Form der Einheitswissenschaft, die so entstehen sollte, jedenfalls interdisziplinär und transdisziplinär angelegt war.

Selbstredend blieben die meisten Studierenden – so auch ich – weit hinter diesen Ansprüchen zurück, die damals ja noch in der Entstehung begriffen waren.

MARSCH DURCH DIE INSTITUTIONEN

Die ganz linken Studenten proklamierten eine „revolutionäre Berufspraxis“, mit der sie die bürgerlichen Institutionen durch das Alltags Handeln der Studierenden darin „aufmischen“ wollten.

Nicht ganz so „revolutionär“, aber doch folgenreich war es, als wir jungen Absolvent*innen dem Ruf des Studentenführers Rudi Dutschke zum „Marsch durch die Institutionen“ folgten.

Dazu waren wir von demjenigen aufgerufen worden, der schlussendlich an den Folgen eines Attentats eines jugendlichen Täters, der nach eigenen Worten von der Springer-Presse dazu angetachelt worden war, im dänischen Aarhus starb.

Ich habe mir dann eine dieser Institutionen, die Schule als Psychologe ausgesucht, wohl wissend oder besser, dunkel ahnend, dass diese, wie auch andere Einrichtungen des bürgerlichen Staates als Arbeitsplatz des Psychologen auch Orte der Vermittlung gesellschaftlicher Widersprüche waren.

Im Fall der Schule z.B. der Widerspruch zwischen Fördern und Auslesen, im Falle des Gefängnisses der Widerspruch zwischen Strafe und Resozialisierung.

D.h. es würde für mich als Fachmann auch darum gehen, mich in diesen Widersprüchen produktiv für meine „Kundschaft“ zu bewegen, also im Falle des schulinternen Beraters

für die Schülerinnen und Schüler und deren Eltern, die Lehr- und Leitungskräfte der Schule und andere Beschäftigte das Beste herauszuholen.

Eines der frühen kritisch-psychologischen Bücher von Rainer Seidel und Ulrike Maschewsky befasst sich daher auch vor allem mit der sog. *Institutionskritik*.

Zum Thema: „Marsch durch die Institutionen“ hat Joschka Fischer, früherer Politaktivist, dann grüner Umweltminister in Hessen, als sog. „Turnschuh-Minister“, später dann der Außenminister „im feinen Zwirn“, auf diese Veränderung von der Langzeit-Fotografin Herlinde Koelbl angesprochen, wie ich finde, etwas Kluges und auch Selbstkritisches gesagt:

Ja wissen Sie, die Veränderung der Person durch das Amt geht sehr viel schneller vonstatten als die Veränderung des Amtes durch die Person.

Mit anderen Worten, nicht wir als Personen und linke Studenten, die allen Ernstes, so wie ich auch, glaubten, sie könnten in der Kürze ihres eigenen Lebens diese Institutionen von innen und unten grundstürzend verändern und menschlicher machen, sondern die Institutionen mit ihren Vorschriften, Traditionen und Gepflogenheiten usw. sind in uns als Berufs-Personen und Menschen „eingewandert“ und haben uns verändert, so dass wir alle, früher oder später, mit unseren Veränderungs-Impulsen steckengeblieben sind.

Diese Einsicht gilt meines Erachtens für einen Großteil derjenigen aus der 68er Generation, die mit der Absicht der humanen Veränderung in dieselben als Berufstätige eingetreten sind, so auch für mich.

EHRENAMT I: STOLPERSTEINE

Meine beruflichen Veränderungen haben sich mit ehrenamtlichen Tätigkeiten überkreuzt, wovon die erste gleich die größte Herausforderung war:

In den Nullerjahren hab ich mich von Kurt Walter breitschlagen lassen, und die Organisation der Duisburger *Stolpersteine* ehrenamtlich übernommen, die dieser Mitarbeiter der Evangelischen Kirche hauptamtlich, d.h. während seiner Arbeitszeit in den ersten Jahren des Projekts des Kölner Konzeptkünstlers



Gunter Demnig betreute.

Zwar war ich da schon auf Altersteilzeit, aber die verantwortliche Beschäftigung mit diesem politischen Erinnerungsprojekt hat mich teilweise mehr Zeit und Energie gekostet als die berufliche Arbeit.

Trotz aller Mühen hat sich diese Mitwirkung gelohnt, schon wegen der Gespräche mit dem Gunter, auch über seinen familiären Hintergrund: sein Vater war als junger Mann bei der Waffen-SS und begeisterter Hitler-Anhänger. Gunter Demnig hat einmal auf die Frage, warum er denn nicht nur in Deutschland, sondern fast überall in Europa Stolpersteine verlegt, geantwortet:

„Ja, überall da, wo die SS gewütet hat.“

Vor allem aber wegen der Besucher, man kann sagen, aus aller Welt, die als Überlebende und Angehörige aus Anlass der Verlegung eines oder mehrerer Steine für ermorde-

te Familienmitglieder nach Deutschland, ins Land ihrer jüdischen Vorfahren und zugleich ins Land der Täter kamen.

Und zwar bestehen die Stolpersteine aus einem quadratischen Pflasterstein 10 × 10 cm groß, auf dem mit einem Messingbeschlag die Eckdaten eines Opfers festgehalten sind.

Mein erster Stolperstein, für den ich die Patenschaft übernahm, wurde auf der Johannisstraße im Dellviertel eingelassen:

Hier wohnte Fanny Menke, geb. Leyser 1891, verschleppt am 15.9.1944, ermordet am 13.1.1945, Ammendorf bei Halle an der Saale.

Das war ein Zwangsarbeitslager, in das die Fanny kam, weil sie als Jüdin 1929 den evangelischen Christen Heinrich Menke heiratete – was für die Nazis eine sog. „Mischehe“ war, also eine Ehe zwischen jüdischen und nicht-

jüdischen Deutschen.

Sie war damit eines der zahlreichen Opfer der letzten planmäßigen „Judenaktion“ der Nazis, die sich gegen die jüdischen Partner*innen in solchen Mischehen richtete.

Dieses alltagsnahe und dezentrale Gedenken heißt Stolpersteine, weil man darüber im symbolischen Sinne „stolpern“, d.h. innehalten und sich über die kleine Messingtafel beugen sollte und so dem Bezeichneten ein Angehen zu erweisen.

Wie in vielen anderen deutschen Städten gab es auch in Duisburg eine Broschüre über die örtlichen Stolpersteine mit dem Titel:

Stolpersteine in Duisburg. Wir erinnern an Nazi-Opfer und zwei Täter, die Ende des Jahres 2005 erschien. Im Einvernehmen mit Kurt Walter habe ich die Fortführung des Duisburger Projekts einige Zeit später in die Hände des *Duisburger Jugendrings* gelegt – der ist, wie ich finde, die richtige Adresse dafür.

Das Projekt *Stolpersteine* ist inzwischen europaweit vertreten, mit einigen Zehntausend immer noch von Gunter Demnig selbst verlegten Steinen, denn es ist und bleibt sein eigenes Konzept-Kunst-Werk. Stand Ende 2018: 65.000 Stolpersteine.

EHRENAMT II: BILDUNGSLÖTSE

Danach brauchte ich einige Zeit, um wieder ein Ehrenamt anzutreten, diesmal eine Eins-zu-Eins Betreuung im Sinne der *Bildungslotse*:

So hieß ein gemeinsames Projekt vom *Lions Club* und *Duisburg Bildung*. Es sollte den betroffenen Kindern den Übergang vom Kindergarten in die Grundschule erleichtern. Ich bekam einen deutsch-polnischen Jungen, den Noah, zur Begleitung, der bei diesem Übergang bereits in eine Sonderschule überwiesen worden war.



BILDUNGSLÖTSEN
für Duisburg e.V. VR 4887

Überreicht durch:



Grabenstraße 61 - 47057 Duisburg - Tel.: 0203 50089033

Durch vielerlei Kontakte mit dem Schulleiter, Lehrkräften, Kita-Mitarbeiterinnen und den Eltern gelang es mir schließlich, den intelligenten und wissbegierigen Jungen wieder an eine Grundschule, also ins Regelschulsystem zu überführen, in dem er bis zur Realschule kam.

Das Wichtigste aber, sowohl für Noah als auch für mich, waren die vielen erlebnisreichen Stunden, die ich mit ihm per Rad am Rhein oder zu Sehenswürdigkeiten in der Stadt unterwegs war, sowie auch die Aktivitäten in der Gesamtgruppe, wie beim gemeinsamen Kochen und Essen. Meine Betreuung endete mit der Überschreitung der Altersgrenze bei Noah.

EHRENAMT III: FLÜCHTLINGS-PATE

Wiederum einige Zeit später trat ich über die *Bürgerstiftung Duisburg* mein bisher letztes Ehrenamt an: die Patenschaft für einen Flüchtling aus Afghanistan, Hedayat, unter der Überschrift: Einleben in Duisburg. Er wurde 2011 Opfer eines Bombenattentats in der größten schiitischen Moschee in Kabul, mit vielen Toten und noch mehr Verletzten, und flüchtete nach seiner Genesung



2014 allein nach Deutschland. Der erste Kontakt mit der deutschen Verwaltung war sein *Abschiebe-Bescheid*.

Er hatte inzwischen seine Anhörung beim BAMF in Essen und seine zweite Anhörung am Verwaltungsgericht in Düsseldorf – mit dem Ergebnis der Ablehnung seiner Klage auf Asyl.

Meine Patenschaft dauert damit – unter erschwerten Bedingungen – an.

Sie macht uns einerseits durch den stimmigen Kontakt viel Freude, andererseits aber durch den Einblick in Vielerlei, was in der Flüchtlingsarbeit problematisch ist, auch viel Kummer und Sorgen.

ERMORDUNG MEINER SCHWESTER

Hier muss ich nun zu dem für mich schwierigsten Kapitel meines Berichts kommen, dem gewaltsamen Tod meiner Schwester Ellen Anfang März 1970 in Berlin.



Wie schon gesagt, war die Ellen meine Lieblingsschwester, auch weil sie ähnlich bewegungslustig war wie ich selbst. Sie hat mich z.B. in Rosenheim einmal mitgenommen zum Mädchenturnen, und ich war hin und weg über die Schönheit dieser jungen Mädchen bei ihren artistischen Bewegungen.

Die Ellen hat nach ihrem Studium an der Sporthochschule in München-Grünwald eine erste Stelle als Sportlehrerin an einer Grundschule in Goldbach bei Aschaffenburg bekommen.

Dort habe ich sie auch einmal besucht.

Da äußerte sie zum ersten Mal den Wunsch, auch nach Berlin zu kommen – worüber ich ihr, begeistert, wie ich war, erzählt hatte.

Sie bat mich, meine Kontakte zur Senatsverwaltung für ihren Stellenwechsel zu nutzen. Dies tat ich dann auch, und sie bekam durch

meine Vermittlung eine Stelle als Sportlehrerin im *Märkischen Viertel*, einer neugebauten Westberliner Trabanten- und Hochhaus-siedlung „jottwedeh“, wie die Berliner sagten, „janz weit draußen“.

Die Ellen hat sich in ihrer freien Zeit oft mit mir getroffen, und wir haben viel zusammen gemacht, z.B. im Tanzschuppen des Westberliner Playboys Rolf Eden die Beine geschwungen. An den Wochenenden sind wir auch schon mal nachts durch die Szene-Kneipen der Studenten in Schöneberg und Kreuzberg gezogen.

Ich wohnte zu der Zeit im Studentenwohnheim *Mollwitzstraße* in Charlottenburg, einem Neubau wegen des Zuzugs von so vielen jungen Menschen zum Studium nach Westberlin.

Die Ellen blieb auch schon mal allein in meiner Studentenbude, wenn ich anderswo übernachtete.

Da kam ich eines Nachmittags nachhause, sah mich kurz in der Wohnung um und ging schnell noch was einkaufen. Als ich zurückkam, fand ich es merkwürdig, dass sie nicht da sein sollte, und sah genauer nach.

Da fand ich sie auf dem Bett unter der hochgewölbten Decke, nackt und tot, schon mit vielen blau unterlaufenen Körperflecken, mit einem Bademantel-Gürtel um den Hals mit roten Striemen.

Sie war damit offenbar stranguliert, das heißt erdrosselt worden.

Da sah ich auch an den Wänden des Zimmers Schmierereien in roter Farbe, eine laute: „kill, kill, kill!“

In meinem ersten Entsetzen lief ich laut schreiend auf den Flur des Wohnheims hinaus, und die erste Bewohnerin, die ich traf, war die Ute:

Eine kleine, schmale Person, damals schon am Ende ihres Medizinstudiums und angehende Assistenzärztin am Krankenhaus.

Die hat mich erstmal in die Arme geschlossen und beruhigt, und dann auch alles Weitere veranlasst.

Das war für mich eine hochemotionale Begegnung, aus der aber erst auf Umwegen eine Paarschaft wurde.

In der Westberliner Bevölkerung herrschte zu dieser Zeit eine auch durch die Springer-Presse aufgestachelte Stimmung gegen die aufbegehrenden Studenten, denen nachgeru-

fen wurde, „geht erst mal arbeiten“ oder auch „wenn es euch hier nicht passt, dann geht doch nach drüben!“

Gemeint war das durch die Mauer seit 1961 getrennte Ostberlin bzw. die „Ostzone“.

Da war ein „Mord im Studentenwohnheim“ ein „gefundenes Fressen“, gerade auch für die Presse. Dies war die Balkenschlagzeile in der *B.Z.*, einem Boulevardblatt der Springer-Presse am Tag danach.

Später, beim Prozess vor Gericht, titelte das gleiche Blatt:

Verdacht fällt auf den Bruder: Psychologie-Student.

Damit konnte man auch dem Psychologischen Institut der FU Berlin, dem sogenannten *Holzcamp-Institut* eins auswischen, das mit seiner Entwicklung einer Wissenschafts- und Gesellschafts-*Kritischen Psychologie* der Hochschul- und Stadt- Öffentlichkeit ein Dorn im Auge war.

Richtig ist, dass auch ich im Prozessverlauf verdächtigt wurde, was nur dadurch auszuräumen war, dass eine Freundin vor Gericht bestätigte, dass ich die fragliche Nacht bei ihr verbracht hatte.

Der Prozess endete übrigens mit einem „Freispruch aus Mangel an Beweisen“, obwohl die Tat sichtlich in Anlehnung an die Charles-Manson-Morde Ende 1969 begangen wurde, bei denen auch die schwangere Ehefrau des Filmregisseurs Roman Polanski, Sharon Tate getötet wurde.

Begangen wurde die Tat in Berlin von zwei Brüdern, die dem Anschein nach aus einer „Familie Neureich“ stammten, die alles daran setzte, dass ihre Söhne nicht verurteilt wurden.

Ich habe es sein lassen, dagegen anzugehen, aus Angst davor, was dabei für mich alles noch einmal aufgewühlt worden wäre, wofür mir damals die Kraft fehlte, und natürlich auch in dem Bewusstsein, dass die Ellen davon nicht wieder lebendig werden würde.

In späteren Jahren hab ich immer mal wieder überlegt, ob ich mich nicht an Fachleute wenden sollte, die in längst vergangenen – aber nicht verjährten! – Mordprozessen die Ermittlungen, oft durchaus mit Erfolg, aufnehmen. Das Aktenzeichen des Prozesses vor dem Amtsgericht Moabit liegt mir vor.

Der Clou ist aber, dass sich meine Eltern nach dem Mord an der Ellen in Berlin wie-

der besser verstanden haben, und verträglicher miteinander auskamen als zuvor.

Der Grund hierfür war wohl der, dass die Ellen als viertes und letztes Kind der Herta, gezeugt mit einem amerikanischen Besatzungs-Offizier und daher lebenslanger Zankapfel, nicht mehr existierte.

Das erfuhr ich von meiner Schwester Inge, die ja in Eichstätt lebte und als Lehrerin arbeitete, und somit näher dran war am Elternhaus bei Rosenheim als ich im fernen Berlin.

Da fällt mir eine SZENE ein:

Meine Mutter war zum Mordprozess vor dem Amtsgericht Moabit geladen und erschien auch, um – in meiner Abwesenheit – vor Gericht über mich als ihren Sohn und ihre Tochter Ellen Auskunft zu geben.

Es war übrigens das erste und einzige Mal, dass sie an meinem neuen Lebensmittelpunkt Westberlin erschien.

Bei der Taxifahrt zum Bahnhof Zoo, die an der Berliner Mauer entlangführte, brach sie in Tränen der Wut aus darüber, was die bösen Kommunisten mit ihrer geliebten Reichshauptstadt verbrochen hatten.

Darauf sagte ich: „Nicht die Kommunisten waren das, sondern die Nazis, die den Krieg angefangen haben, und das sind nur die Folgen“.

Darauf verfiel sie in ihr „eisiges Schweigen“ und sprach für den Rest ihres Aufenthalts kein Wort mehr mit mir.

Dennoch hat sie nach dem Ableben von Kurt, ihrem Mann 1982 mit mir als sog. „verlorenen Sohn“ wieder Kontakt aufgenommen.

Schon zuvor, seit meinem mit der Note „Sehr gut“ bewerteten Vordiplom in Psychologie im Jahr 1969 unterstützten meine Eltern mit monatlich 200 DM mein weiteres Studium. Bis dahin hatte die Herta mir dieses Fach noch des öfteren verächtlich zu machen versucht: „Psychologie – brotlose Kunst!“

Durch diesen Schock wurde ich aus der Bahn geworfen, hab meinen Job als „studentische Hilfskraft“ am P.I. „geschmissen“ und erstmals in meinem Leben mit Drogen experimentiert.

Die Ute kannte da einen sogenannten „Guru“, der den Drogenkonsum in Gruppen begleitete und dafür sorgte, dass bei unvorherzusehenden Zwischenfällen rasch und richtig gehandelt wurde

Ich kann mich an eine Sitzung mit LSD (Ly-

sergsäurediäthylamid), einer sog. bewusstseinsweiternden Droge erinnern – besungen von den Beatles in deren Song: *Lucy in the Sky with Diamonds* – und an die Wirkung auf meine sinnliche Wahrnehmung: bei einer Autofahrt waberten die Wände der Häuser wie Wellen vor und zurück, und an den Ampeln versank alles um uns herum in einem roten Farbenmeer.

Aber als ich mich wieder in den Hörsaal am P.I. setzte, konnte ich von Vortrag und Diskussion gar nichts verstehen, sondern vernahm nur so etwas wie ein murmelndes Rauschen.

Danach dachte ich, entweder hörst du damit subito auf, oder du kannst das Studium vergessen.

Ich habe das Experimentieren mit Drogen dann drangegeben, was mich allerdings nicht davor schützte, unwissentlich Haschisch zu verzehren, das mir von Bekannten in einen Kuchen gemixt worden war. Das hat mich dann eine ganze Nacht und den folgenden Tag außer Gefecht gesetzt.

Das wollte ich so auch nicht wieder haben.

UTE: MEINE FRAU IN BERLIN

Sie machte bald darauf ihr erstes Staatsexamen als Ärztin, verzichtete auf die Abfassung einer Doktorarbeit mit dem damit verbundenen Dokortitel (Dr.) und begann ihre Arbeit als Assistenzärztin am Urban-Krankenhaus in Berlin-Kreuzberg.

Ein befreundeter portugiesischer Arzt und Kollege dort zog nach der erfolgreichen sog. *Nelkenrevolution* zurück nach Portugal.

EINSCHUB. Der Name kommt daher, dass die Frauen den Soldaten – die Augusto Salazar, der letzte im Amt befindliche Diktator in Europa gegen das eigene Volk in Stellung brachte – Nelken in die Gewehrläufe steckten, und so die Soldaten zurückhielten.

Dieser Arzt bot ihr seine Mietwohnung im Bayrischen Viertel an, in einem Altbau mit Jugendstil-Fassade.

Ich half der Ute beim Umzug, und zog auch gleich bei ihr mit ein. Ihr Motto war „dein Spatz ist sesshaft“, wenn ich mal wieder auf sportlicher Rennrad-Fahrt in den Alpen unterwegs war.

Bis heute hat sie diesen Wohnplatz behalten und mich erst vor Kurzem darauf aufmerksam



gemacht, dass ich noch als Mieter im Wohnvertrag von Anfang 1973 stehe.

Aber zurück zum Mord-Drama:

Mir wurde danach allmählich klar, dass ich darauf nur „die Antwort des Lebens“ geben konnte, soll heißen, mit der Ute ein Kind machen.

Sie hat sich das immer schon gewünscht und wurde auch prompt schwanger, wurde aber später mit Blutungen ins Krankenhaus eingeliefert, es war ein sog. „spontaner Abort“.

Aber das Personal, von dem sie dort betreut wurde, war auf die Studenten nicht gut zu sprechen, und unterstellte uns unverheiratetem Paar und ihr insbesondere, dabei nachgeholfen zu haben, also den Abort mutwillig herbeigeführt zu haben.

Für die Ute brach dadurch eine Welt zusammen, und als sie sich von dem Unglück erholt hatte, sagte sie, so etwas solle ihr nicht noch einmal geschehen, und bat mich, sie zu heiraten.

Nach kurzem Bedenken willigte ich ein, und wir vollzogen eine standesamtliche Trauung in Schöneberg.

Ende 1971 war sie wieder schwanger und gebar Anfang August 1972 unsere Tochter Winnie Rosa Becker, weil sie, die Ute, als geborene WERNER, meinen Familiennamen Becker annahm.

Ein Familienfoto zeigt uns Drei in einem für mich faszinierenden Schwarzweiß-Foto, das ich bei einem Besuch bei ihr in Ber-

lin im Schlafzimmer widersah: vor allem mein verträumter, melancholischer Blick hat es mir angetan, zusammen mit Winnie, die eine „Schnute“ zieht, die Ute blickt skeptisch-kritisch in die Kamera. Fotograf: mein Freund Ingo.

Die Winnie hat dann bald, schon im Kindergarten, eine beste Freundin, die Astrid und deren „ganz normale Familie“ für sich als Zweitfamilie ausgesucht, bei der sie sich oft und gerne aufhielt. Diese Freundschaft hat sich bis heute, über ihr ganzes bisheriges Leben erhalten.

Die Ute und ich haben uns im gegenseitigen Einvernehmen getrennt, ich nahm eine eigene Wohnung in der – jawohl! – Rosenheimer Straße um die Ecke, um meinen Part in der Kinderbetreuung verlässlich zu bestreiten.

Das war, alles in allem, mit unsere beste Zeit als Paar, weil wir uns nur freiwillig, bewusst und willentlich trafen, wenn wir was miteinander anfangen wollten, und von den Zwängen eines gemeinsamen Haushalts befreit waren.

Die Scheidung wickelten wir über die damalige Freundin meines Freundes Jürgen ab, die Anwältin war.

Utes und mein Einverständnis vor Gericht gründete darauf, dass wir auf gegenseitige Zahlungen im Versorgungsausgleich verzichteten, was praktisch bedeutete, dass ich es, wie es im Gerichtsprotokoll heißt, als „unbillig“ empfand, von der Ute per Scheidung auch noch von ihr kostspielige Ausgleichszahlungen zu verlangen, wo sie mich doch all die Jahre finanziell über Wasser gehalten hat, mich, den bis dahin mittellosen Studenten.

Nun zu den Umständen, unter denen ich meinen „Freund JÜRGEN“ kennenlernte, das ist der Freund, der mir aus den Berliner Studienjahren übrig geblieben ist, bis auf den heutigen Tag.

Ich war in einer Kneipe am diskutieren, da mischte er sich ein, wie ich denn als offener Linker so eine Ami-Weste tragen könnte, gemeint war eine Art Holzfällerhemd, wie ich das nennen würde, mit vier aufgenähten Taschen, sehr praktisch und im Second Hand Laden erworben.

So kamen wir ins Gespräch.

Er war bzw. ist noch Mathematiker mit dem Spezialgebiet Topologie, und Schöpfer des nach ihm benannten „Panten-Lemmas“.

Seine Freundin Angelika lernte ich dann auch bald kennen, sie arbeitete in einer Anwaltskanzlei, er war Leiter der Datenverarbeitung am *Pädagogischen Zentrum* (PZ) der FU.

Ich habe ihr Klavierspiel bei ihr zuhause an einem imposanten Flügel immer sehr genossen. Die Beiden haben sich aber überwunden, als sie einen bekannten englischen Kulturschaffenden mit ungarisch-jüdischen Wurzeln kennenlernte.

Jürgens Liebeskummer war groß, aber als der verfliegen war, sprach er in einem der Dahlemer Museen eine Besucherin an, Laura, eine Kunststudentin aus Florenz.

Diese Verbindung besteht bis heute, nur nicht mehr als Liebesbeziehung, aus der der gemeinsame Sohn Davide hervorging.

Das bedeutet, Jürgen hat all seine Kontakte in Berlin, einschließlich der Arbeit gekappt, und ist der Laura in die Toskana gefolgt, wo er heute noch in einem Straßendorf in der Nähe von Florenz in einem eigenen alten Haus



wohnt.

Unserer Freundschaft tat das keinen Abbruch, es gab seitdem Kontakte „hinüber und herüber“, und das geht munter so weiter.

Er ist Jahrgang 1943, wie die Ute, meine erste Frau, die Beiden gehören also zur 68er Generation.

Übrigens nicht nur wegen ihres Geburtsjahrgangs, sondern wegen der zeitbedingten Umstände in Westberlin, die uns alle prägten.

D.h. in diesem Jahr 2018, feiern beide ihren 75. Geburtstag. Allerdings sind sie eher „Feier-Muffel“, soll heißen, sie wissen die Feste nicht so zu feiern, wie sie fallen – wie man so sagt.

„Freund JÜRGEN“ hat eine Zwillingsschwester, die in New York lebt, und einen älteren Bruder, der als Arzt, auch in Duisburg, praktizierte.

Den Schulfreund „JIM“, nur von mir so genannt, weil er aus den USA, wo er für ein Jahr bei einer Tante gelebt hatte, in unsere 7. Klasse kam, mit richtigem Namen Lothar, den späteren Arzt am Kreiskrankenhaus in Rosenheim, kenne ich also noch aus den Schultagen in der Oberrealschule.

Er hat in Landshut, der niederbayrischen Hauptstadt, Ringen als Leistungssport betrieben, und mich dazu gebracht, in den Schwimmverein in Rosenheim einzutreten, in dem er schon aktiv war.

Durch ein paar Jahre Wettschwimmen habe ich die Lagen Brust und Rücken gelernt und mir die Freude am Schwimmen, vor allem draußen in den Seen, ein Leben lang erhalten.

Der Jim hat von der 68er Bewegung kaum etwas mitbekommen, obwohl er auch Jahrgang 1943 ist, was wohl auch mit seinem Verbleib in der bayrischen Provinz zu tun hat, trotz Studiums in München.

Ich habe mit ihm sehr viel (verdeckten!) Leistungssport betrieben, erst beim Schwimmen, später beim Rennradfahren, zu dem ich ihn brachte.

Dabei ist mir früh aufgefallen, wie er das Ganze immer etwas angestrengt anging, während ich mir meistens noch ein paar Freiheitsgrade erlaubte, z.B. im Erleben von zum Teil überwältigend schönen Landschaften.

Ich habe quasi im Zeitraffer die Geschichte seines Arbeits- und Privatlebens mitbekommen. Er ist aktuell zum zweiten Mal verheira-

tet, hat mit seiner ersten Frau, Adelheid, von der er geschieden ist, drei Töchter, die alle schon erwachsen und berufstätig sind.

Dieser ersten Frau hat er das Haus überlassen, das er im Umfeld von Rosenheim für die Familie bauen ließ.

Nach der Scheidung zog er nach Rosenheim in eine kleine Eigentumswohnung, wo er die Martha, eine junge Portugiesin kennen- und lieben lernte, die ihm den Abschied von der Adelheid erleichterte.

Da diese junge Frau mit ihm eine Familie, sprich: Kinder haben wollte, und ihm das nicht möglich war, kam auch hier die Trennung, und die Martha ist inzwischen glückliche Mutter.

Seine neue Liebe, die Rita, hat er bei der Arbeit als Chefsekretärin kennengelernt. Die Rita ist eine patente Frau, sehr tüchtig im Beruf, ein Organisationstalent auch im privaten Leben, obwohl sie aus einfachen Verhältnissen stammt.

Genau dies ist aber in letzter Zeit ein Problem, seitdem der Jim altersbedingt in Rente ging und nur noch vertretungshalber in Privatpraxen Dialyse-Patienten an der künstlichen Niere „verarztet“.

So ist eine Lebenssituation der Depression entstanden, die der schon erwähnte Klaus Dörner als „Landschaft zwischen Presslufthammer und traute Heim“ bezeichnet hat.

Er hat die Rita auf deren Drängen geheiratet, und ist jetzt sogar bereit, ihr das zweite Haus, das er erworben hat, zu überschreiben.

Das bedeutet, dass „mein Jim“ seit Längerem unter Dauermedikation steht, in dem Wissen, dass er bei Absetzen der Medikamente in einen depressiven Schub abgleitet.

Dazu kommt, dass er immer weniger Spaß an sportlicher Betätigung wegen nachlassender Kräfte hat, so dass ich ihn bei meinen gelegentlichen Besuchen schon fast überreden muss, etwas mit mir zu unternehmen.

Neulich war ich zum ersten Mal mit meinen 73 Lebensjahren mit ihm beim Ski-Langlauf in Tirol, und fand es wunderbar, so sanft und lautlos durch den Glitzerschnee zu gleiten. Der Jim ist und bleibt halt mein SPORTSFREUND.

FAMILIE EINS: BERLIN

Schlagartig wurde mir durch die Geburt der Tochter Winnie 1972 der sprichwörtliche „Ernst des Lebens“ deutlich, und ich machte mich, präpariert durch einen „Selbstlernkurs! 10-Finger-Blind-Tippen“ an die Abfassung meiner Diplom-Arbeit mit dem Titel

Test und Evaluation in der kompensatorischen Vorschulerziehung, was für die aktuelle Diskussion am P.I. ein eher ungewöhnliches, weil methodisch-technisches Thema war.

Ich habe es bei Siegfried Jaeger geschrieben, dem langjährigen wissenschaftlichen Angestellten für psychologische Methodik unter seinem Chef Klaus Holzkamp.

Da war mir schon klar, dass ich nicht, wie viele meiner Kommiliton*innen, in eine klinisch-therapeutische Richtung gehen wollte, sondern im Bildungsbereich mit „ganz normalen Menschen“ zu tun haben wollte.

Auf meiner Reiseschreibmaschine *Olivetti lettera trentadue* hab ich dann die Diplomarbeit getippt – ich hatte mir dazu die Vorratskammer hinter der Küche des Altbaus als Arbeitszimmer eingerichtet – und Ende 1973 die Diplom-Prüfung mit „Eins“ bestanden.

Eine Einzelheit ist mir in Erinnerung geblieben: wie sich der o.g. Siegfried Jaeger gefreut hat, als ich ihm später das antiquarisch von mir aufgestöberte Buch von William Stern *Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen*, zweite Auflage von 1911, auf seine Bitte hin überlassen habe.

EINSCHUB. William Stern ist als deutsch-jüdischer Wissenschaftler vor den Nazis nach Holland geflüchtet und hat dort in einem Amsterdamer Exilverlag sein Hauptwerk: *Person und Sache* herausgebracht.

Sein Sohn Günther Stern wurde in dieser Zeit in Deutschland vorgeladen und dabei gefragt: „heißen Sie auch ‚Stern‘?“

Darauf Günther: „Nein, ich heiße anders. ...“ und war fieberhaft am Überlegen, welchen Familiennamen er denn nun angeben sollte – da hatte der Vernehmer bereits den Nachnamen „ANDERS“ eingetragen – was sein Glück war.

Fortan nannte er sich Günther Anders, und erlangte Berühmtheit als Philosoph und Zeitdiagnostiker, der u.a. sein Hauptwerk *Die Antiquiertheit des Menschen* Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre schrieb.

Darin vertrat er die These, dass die Menschheit hinter den Folgen ihrer Entdeckungen und Ent-

wicklungen politisch und sozial immer mehr zurückbleibt und diese demgemäß immer weniger zu kontrollieren in der Lage ist.

Dieses Buch hat mich sehr beeindruckt in seiner Wissenschafts- und Zivilisationskritik, so dass ich noch andere Schriften von ihm förmlich „verschlungen“ habe, wie *Wir Eichmann-Söhne* oder *Besuch im Hades*, über die Folgen der Atombomben-Abwürfe der USA Ende des zweiten Weltkrieges in Japan.

NÜTZLICHKEIT

Mit meinen elf Semestern war ich noch einer der „Schnellsten“ unter den Absolventen des P.I. – was natürlich durch die Mitwirkung von Vielen an der Ausarbeitung der *Kritischen Psychologie* lag.

Daran war ich nicht aktiv beteiligt, fand aber die Arbeitsergebnisse zunehmend interessant und überzeugend, wie etwa Aufsätze von Anfang der 70er Jahre an von Klaus Holzkamp zur *Kritisch-emanzipatorischen Relevanz der Psychologie* für eine fortschrittliche Berufspraxis.

Ich habe mich dann jahrelang im Bewerbungs-Karussell gedreht, nachdem ich eigentlich gute Chancen hatte, als Mitarbeiter am Kinderzentrum Monumentenstraße, zwischen Schöneberg und Kreuzberg geleeen, einer Ganztagschule mit angeschlossener Kindertagesstätte, mich auf eine solche Einrichtung als interner Berater zu bewerben.

Da kam aber die „große Politik“ dazwischen, soll heißen, Westberlin bekam durch eine vorgezogene Neuwahl erstmals in der Nachkriegszeit einen CDU-geführten Senat, wodurch die *B.Z.*-Schlagzeile nach dem Wahltag lautete:

Keine Experimente mehr in Schulen. Streichung des Kita-Freibetrags.

Da wusste ich, dass ich mir meine begründeten Hoffnungen auf eine solche Stelle an einer der in allen Westberliner Bezirken geplanten Ganztagsgrundschulen „von der Bache putzen“ konnte.

In meinem letzten Jahr dort war ich nur noch als Erzieher im Frühdienst eingesetzt, der ging von 5:30 bis 8:00 Uhr. Frühmorgens erwarteten mich schon die Kleinen, die von

ihren meist alleinerziehenden Müttern vor ihrer Frühschicht in der Fabrik vorm Schultor abgegeben wurden.

Die Kita-Kinder legte ich dann in Feldbetten nochmal zum Schlafen, und mit den Schulkindern machte ich die Hausaufgaben, die sie in der Regel noch nicht gemacht hatten.

Ich muss sagen, dass ich mir bei dieser Arbeit so nützlich vorkam, wie selten bei all meinen späteren beruflichen Tätigkeiten.

Dies auch wegen des unmittelbaren Erfolgs meiner Bemühungen, während in der Beratung derselbe oft in Frage steht bzw. sich erst im weiteren Fortgang zu zeigen pflegt – wenn überhaupt.

In dieser Zeit las ich das zweibändige, ganz fantastische *Neuköllner Schulbuch*, Originalausgabe als Taschenbuch, von Manuela Dubois-Reymond, die später als eine fortschrittliche Bildungsforscherin eine Professur in Holland bekam.

Darin lässt sie vor allem die Kinder im „Originalton“ zu Wort kommen. Das ist faszinierend und gleichzeitig komisch, dieses Ernstnehmen der Sprache der Kinder, denn diese Kinder und die Erzieherinnen reden oft wegen ihres unterschiedlichen Sprachstils aneinander vorbei. Zugleich ist ihr Text von einer bewegenden Mitmenschlichkeit in Bezug auf die sozialen Bedingungen des Aufwachsens dieser benachteiligten Kinder im Problemstadtteil Neukölln geprägt.

Diese beiden Bände sind ein bleibendes Dokument für eine reflektierte und selbstreflexive pädagogische und wissenschaftliche Annäherung an die „Kinder von unten“ – zeitlos und jederzeit mit Gewinn zu lesen.

Manches Mal kam ich zum Dienst mit dem Fahrrad, nachdem ich mir die eine oder andere Nacht um die Ohren geschlagen hatte, meistens in irgendwelchen Diskussionszirkeln, aber auch mal in Tanzschuppen, machte meine Arbeit und fuhr dann „um die Ecke“ nach Hause, in die kleine Mietwohnung in der Rosenheimer Straße, schlief mich erst mal aus, hatte dann aber den Rest des Tages und den Abend für mich und meine Unternehmungen frei.

Ich weiß noch, ich bekam tausend Mark monatlich, und lebte davon – steuerabzugsfrei – „wie Gott in Frankreich“.

Es war eine schöne Zeit. A propos:

Die Pille – als Symbol der sexuellen Befreiung – hatte seit Anfang/Mitte der 60er Jahre weite Verbreitung gefunden.

„Mann“ konnte also zumeist unbeschwert „Liebe machen“, indem man den Mädchen und Frauen die Empfängnisverhütung per Pille überließ. Und „hinterher“ fragte: du nimmst doch die Pille?

Vgl. Auch den Jubiläumsband aus Anlass von 35 Jahren *Die Pille. Von der Lust und von der Liebe*, hgg. vom Deutschen Hygiene-Museum in Dresden:

„Antibaby-Pille“ in der BRD, „Wunschkindpille“ in der DDR genannt.

Und das Damoklesschwert von AIDS schwebte noch nicht über allen Liebenden. Siehe dazu später das Sonderheft von *Sexualität konkret*, hgg. von Volkmar Sigusch und Hermann Gremliza, in dem klar unterschieden wurde zwischen dem medizinischen Ansteckungsrisiko, das zu beachten, und der sexualpolitischen Kampagne, die von konservativer Seite gegen die „Schwulenseuche“ angezettelt wurde, die scharf zu kritisieren war.

Dazu kam, dass in Deutschland, Ost wie West, eine alles in allem friedliche Zeit anbrach, die erst durch den *Deutschen Herbst* 1977 erste Risse bekam und durch die deutsche Beteiligung an den Balkankriegen Ende der 90er Jahre zu Ende ging. Und das nur wenige Jahre nach der friedlichen deutschen Revolution, der Wiedervereinigung von DDR und BRD im größeren Gesamtdeutschland.

Ganz so golden war die Zeit für mich dennoch nicht, denn ich war als Mann, im Rückblick wird mir das klar, an mehr Abtreibungen beteiligt als an durch mich verursachten Geburten.

Man könnte also sagen, dass ich, ganz dem Zeitgeist der 68er entsprechend, die Abtreibung als „Methode der Geburtenkontrolle“ benutzt habe – aus heutiger Sicht eine nicht mehr zu verstehende, rücksichtslose Handlungsweise gegenüber den geliebten Frauen.

Die das aber zum Teil selbst wollten, weil sie nicht wussten, wer möglicherweise der Vater gewesen wäre.

Das war auch die Zeit der sog. *Sexuellen Revolution*, also des offeneren Umgangs mit der

eigenen Körperlichkeit und der Sexualität sowie derselben des oder der Anderen.

Beispielhaft ist die Rede von den männlichen Mitgliedern der *Kommune Eins* von ihren „Orgasmusschwierigkeiten“. Dazu passte das Lied von den Rolling Stones (*I Can't Get No) Satisfaction*.

SEXUELLE REVOLUTION: SEXBÜCHER

Mich hat damals die Neigung, sich dem Thema des Sexuellen mit Witz und Humor und auch spielerisch mit einer gewissen Lockerheit und Heiterkeit zu nähern sehr stark angesprochen.

Diese Haltung zeigte beispielhaft Günter Amendt in seinem *Sexfront*-Buch von 1970, erschienen im linken März-Verlag, der auch Bernward Vespers *Reise* verlegte.

Einen der vielen lockeren Sprüche darin habe ich behalten – das Buch richtete sich ja in seiner Sprache und den vielen Fotos und Comic-Zeichnungen an die junge Generation:

Wenn Pimmel sich und Möse laben, soll auch das Auge was von haben.

Aber das Buch für Jugendliche und jung gebliebene Erwachsene war nicht nur lustig, sondern konnte auch Ernstes berichten, z.B. den Ausspruch von Theodor W. Adorno

Geliebt wirst du einzig, wo schwach du dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren.

Später gab es Neuauflagen des Buches, in den Jahren 1979 und 1993 unter dem Titel *Das Sexbuch*, die etwas seriöser daherkamen, aber immer noch ihre Körper- und Sexualitäts-freundliche Ausrichtung beibehielten und damit zutiefst menschenfreundliche Aufklärungs- und Befreiungswerke blieben.

(Tragischerweise ist Günter Amendt zusammen mit Freunden 2011 in Hamburg Opfer eines tödlichen Verkehrsunfalls geworden.)

Ich habe in dieser erotisch aufgeweckten Zeit einschlägige Fotos und Zeichnungen gemocht, wie wie z.B. ein Foto von Schamlippen mit Zigarette und der Sprechblase „Hast du mal Feuer, Kleiner?“.

Oder von einem erschlafenen Glied, mit der Sprechblase „Ich hab die Nase voll“. Oder den Spruch gehört „Erst gingen sie am Teich

ein Weilchen, dann spielten sie mit den weichen Teilchen“.

Und zum ersten und wohl auch letzten Mal in meinem Leben hab ich einen veritablen „Lustmolch“ als Comiczeichnung entdeckt, eine gelungene Mischung aus Mensch und Molch.

Jahre später wurde der spätberufene Sexualforscher Ernest Borneman, den ich für seine Forschungen zur kindlichen Sexualität und seine Bücher: *Sex im Volksmund* und *Lexikon der Liebe* schätzte, von seinen vielen Gegnern als „Lustgreis“ geschmäht.

Mariam Lau hat 2000 eine intelligente Replik zu Amendts jugend- und menschenfreundlichen Sexbüchern geschrieben, unter dem Titel *Die neuen Sexfronten. Vom Schicksal einer Revolution*.

Sie fragt: Was war die Sexuelle Revolution und wie sieht man sie heute? Was sind ihre Schattenseiten, was ihre Verdienste?

Darin hat mir ein Zitat von Rainer Langhans (der mit der Uschi Obermaier in der *Kommune Eins*) gefallen

Wir waren keine Schweinigl, wir waren Erotiker.

Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang noch die Sonderhefte *Sexualität konkret*, die ich von ihrem ersten Heft 1979 bis zum letzten zur Operation AIDS mit Interesse und auch viel Spaß an den erotischen Fotos, Gedichten und Comic-Zeichnungen, z.B. eines gewissen Robert Gernhardt gelesen habe.

Herausgeber waren Hermann L. Gremliza von *Konkret* und der Frankfurter Sexualforscher Volkmar Sigusch, der als Wissenschaftler u.a. später das Standardwerk *Geschichte der Sexualeforschung* schrieb.

2014, vierzehn Jahre nach Mariam Lau's *Sexfronten* und fast 50 Jahre nach 1968 erschien von Ulrike Heider das Buch: *Vögel ist schön. Die Sexrevolte von 1968 und was von ihr bleibt*, im Berliner Rotbuch Verlag.

Diese Parole, Vögel ist schön, stand 1968 weit sichtbar an einem Schulhaus in der hessischen Provinz, aber nicht lange, sie dient diesem Buch als Aufhänger, in dem ansonsten klar gemacht wird, dass die Sexrevolte der 60er Jahre bis heute polarisiert.

Während die einen sie als revolutionäre Kraft begreifen, die die Gesellschaft nachhaltig geprägt hat, betrachten andere sie lediglich als Kopfgeburt einiger weniger „Spinner“ und brandmarken sie als Brutstätte für Kindesmissbrauch, Inzest und Pädophilie.

Dieser hochemotional geführten Debatte stellt die Autorin eine fundiert-kritische Bilanz dieser bewegten Jahre entgegen. Sie benennt die Errungenschaften jener Zeit ebenso wie die Irrwege und Fehler, und fordert, die Befreiung der Sexualität unter kapitalistischen Bedingungen von ihrer möglichen Emanzipation in einer anderen Gesellschaft zu unterscheiden.

Und das heißt „aus den Fesseln einer Herrschaft von Menschen über Menschen heraus“ – und in diesem Zusammenhang aus der Dominanz von Männern über Frauen.

(Vergleiche dazu Ernest Borneman's Buch von 1992, *Sexuelle Marktwirtschaft. Vom Waren- und Geschlechtsverkehr in der bürgerlichen Gesellschaft*. Erschienen im Pro-Media Verlag in Wien, drei Jahre vor seinem Freitod 1995.)

SIMONE DE BEAUVOIR I

Simone de Beauvoir hatte schon 1961 in ihrem auf Deutsch erschienenen Werk *Das andere Geschlecht* (französischer Originaltitel aber: *La Deuxieme Sex*, also das zweite, das benachteiligte Geschlecht, hintangesetzt von den Männern!), eine Utopie skizziert, in der sich durch die Gleichstellung der Geschlechter bei Mann und Frau als „Freien und Gleichen“ auf allen Gebieten neue Formen einer Sexualität „auf Augenhöhe und Gegenseitigkeit“ entwickeln werden.

Ich halte Simone de Beauvoir für eine große Humanistin des 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt durch dieses und ihr Buch über *Das Alter* (frz. *La vieillesse*) von 1970, deutsch 1972, dem großen Essay, in dem sie neben den biologischen Gegebenheiten vor allem die sozialen und gesellschaftlichen Hindernisse für ein würdevolles Leben im Alter für so viele Gesellschaftsmitglieder, nicht zuletzt auch für die Frauen, hervorhebt und sich Gedanken um politische Abhilfe macht.

Besonders lesenswert sind noch, wie ich finde, das schmale Bändchen *Der sanfte Tod*,

worin sie das Ableben ihrer Mutter schildert, und den Roman: *Alle Menschen sind sterblich*, in dem sie quasi in einer Science-Fiction-Manier durchspielt, wie es wäre, wenn dem nicht so wäre.

Einfach nur schrecklich!

MÄNNERFORSCHER

In den Zusammenhang meiner geschlechterpolitischen Aktivitäten bei den Grünen gehören auch die Schriften von Dieter Schnack und Rainer Neutzling, z.B. deren Taschenbuch: *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*, das erstmals 1990 erschien, und für mich eine Arbeitsgrundlage für die beiden Männerpolitischen Kongresse, veranstaltet von den *Grünen NRW* in den 90er Jahren in Wuppertal waren, – und auch für die Jungenarbeit in der Schule.

Wie diese Kongresse, so waren auch die Schriften dieses Autoren-Duos eine Antwort auf die Frauenbewegung. In diesem Buch (*Kleine Helden*) steht eingangs Folgendes:

Die Frauenbewegung löste sinnvolle und konstruktive Diskussionen über die Erziehung von Mädchen aus. Allerdings wurde bei all den Bemühungen, Benachteiligung von Mädchen abzubauen, stillschweigend angenommen, den Jungen ginge es gut, sie wüchsen in Freiheit und Zufriedenheit auf.

Die beiden Autoren zeigen, dass das nicht der Fall ist. Die Ergebnisse ihrer Arbeit verlangen nach einem neuen, positiven Konzept der Jungenerziehung.

Auch das Buch der beiden Autoren *Die Prinzenrolle. Über die männliche Sexualität* war mir für die Gruppenarbeit mit Männern sehr hilfreich.

1995 war ich mit einer Männergruppe zur Lesung darüber in Moers gewesen und habe mit – dem leider viel zu früh verstorbenen – Dieter Schnack gesprochen.

Sein Kompagnon Rainer Neutzling wurde später der Autor der bei der BzgA* in Köln kostenlos beziehbaren Broschüre: *Wie geht's, wie steht's? Wissenswertes für Jungen und Männer*, die von der gleichen Jungen- und Männer-freundlichen, damit auch menschenfreundlichen Haltung diktiert ist.

* Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung



Die habe ich z.B. in der pädagogischen Jungenarbeit an der Gesamtschule mit verwendet, die ich mit Peter Rüttgers von der Duisburger ProFa* durchgeführt habe.

Bereits 1970 wurde die neue Taschenbuch-Reihe *rororo sexologie* aufgelegt, noch herausgegeben von Prof. Dr. Dr. Hans Giese, dem Nestor der deutschen Sexualwissenschaft, unter der Redaktion von Dr. Gunter Schmidt, beide vom *Institut für Sexualforschung* an der Universität Hamburg – und zwar mit der „Sexualerziehung“ von Helmut Kentler.

Ich möchte die programmatische Einführung in diese Reihe hier zitieren:

Die herkömmlichen Moralvorstellungen führten mit ihrer Tabuisierung der Sexualität auch zu einer Zensur der Aufklärung. Das Interesse an sachgerechter Information über die Sexualität ist daher sehr groß, und es besteht inzwischen eine bemerkenswerte Bereitschaft zur nüchternen Entgegennahme sozialwissenschaftlicher Ergebnisse. Diese Bereitschaft ist zu akzeptieren und zu fördern.

Unsere Reihe will eine Lücke schließen, die durch systematischen Informationsentzug entstanden ist.

In ihr werden neueste Ergebnisse der Sexualwissenschaft publiziert und ein breites Spektrum verschiedener und durchaus kontroverser Standpunkte gegenüber der Sexualität zur Sprache gebracht.

So ist diese Reihe zunächst Aufklärung im eigentlichen Sinne, das heißt, Vermittlung von entscheidendem Wissen.

Darüberhinaus kommt ihr eine Beratungsfunktion zu, denn dieses Wissen stellt einen Bezugsrahmen dar, der persönliche Unsicherheiten beseitigen kann, und helfen soll, die eigenen sexuellen Bedürfnisse, Wünsche und Verhaltensweisen selbständig, das heißt, ohne hilflose und einseitige Abhängigkeit von einzelnen „Autoritäten“ einzuordnen.

Schließlich soll die Reihe durch eine breite Streuung von Wissen zu einer sachgerechten Diskussion sexueller Probleme in unserer Gesellschaft beitragen. Eine solche Aufklärung – und das ist die Aufgabe, die der Herausgeber sich gestellt hat – ist von persönlicher, aber auch von sozialpolitischer Bedeutung.

HELMUT KENTLER

Ich habe Helmut Kentler persönlich bei Vortrag und Diskussion als souverän vom Auftreten und kompetent in der Sache erlebt.

1981 kam ein weiteres *rororo*-Bändchen in dieser Reihe von ihm heraus, *Eltern lernen Sexualerziehung*, mit einer Zeichnung von Marie Marcks vorne auf dem Umschlag, in der der Vater mit erhobenem Zeigefinger, nackt wie seine Frau auf dem Ehebett die in einigem Abstand zusehenden Kinder zu besonderer Aufmerksamkeit bei der Beobachtung der (von Sigmund Freud sog.) „Urszene“ anhält.

Ich fand das damals witzig – ebenso wie eine weitere Karikatur von Marie Marcks über den „Psycho-Schnelldienst“ an Schulen wie der Gesamtschule, an der ich als interner Schulberater tätig war.

Auf der bringen Mütter ihre Schütz-

* Pro Familia Beratungsstelle

linge in langer Warteschlange zum auf der Couch sitzenden „Psycho“, der eine Schnelldiagnose (und – Beratung) erstellt, unter der Überschrift *Entsorgungs- und Wiederlaufbereitungs-Anlage*. Das war aus ihrem Taschenbändchen *Früh krümmt sich*.

Das vergrößerte Plakat hing, quasi als selbstironischer Kommentar zu meiner internen Beratungsarbeit, einige Jahre in meinem Schulbüro.

Von Helmut Kentler hab ich im weiteren auch Einiges gelesen, wie z.B. sein *Taschenlexikon Sexualität* von 1982 und die von ihm 1984 herausgegebenen *Texte zur Erforschung der Sexualität* mit dem Titel *Sexualwesen Mensch*.

In einem früheren Aufsatz *Pädophilie – Tabus und Vortabus* im Heft *Sexualität konkret* von 1980 setzte er sich für die Straffreiheit von sexuellen Handlungen zwischen Kindern und Erwachsenen ein, wenn diese auf Gegenseitigkeit beruhten und von Freiwilligkeit geprägt waren.

Viele Jahre später erfuhr ich, dass er mit dieser Haltung beim Senat von Berlin die Vermittlung sozial benachteiligter Jungen als Pflegekinder an praktizierende pädophile Männer durchbrachte – was blauäugig war, weil es zwischen Erwachsenen und Kindern/Jugendlichen immer ein Gefälle und eine Ungleichheit gibt, die zu Übergriffen, Zwang und sogar Gewalt in solchen Verhältnissen führen kann.

Erfahrungsberichte Betroffener haben Jahrzehnte später diese Befürchtung bestätigt (*DER SPIEGEL* 1/2018, ein Bericht von Katrin Müller, *Vater unser*.)

EPISODE „DORA“

Ich lernte Dora (eigentlich Deborah) als Grundschullehrerin unserer Tochter Winnie an der benachbarten Grundschule in Berlin-Schöneberg kennen. Das war Ende der 70er Jahre, als ich dort zum Elternsprecher der Schule gewählt wurde und mich u.a. dafür einsetzte, dass an der nahen Straßenkreuzung eine Ampelanlage installiert wurde, nachdem eine Schülerin dort ums Leben gekommen war. Diese Ampel gibts dort noch, obwohl die Grundschule in einen Neubau aufs benachbarte Grundstück umzog. Darauf lag schon die Kita, von der ich die Winnie meist als aller-

letzter der Eltern abholte.

Dora war klein und zierlich von Gestalt, dabei wohlgeformt, Typ Kindweib bzw. Mädchenfrau, und hatte auf mich eine starke, sinnlich-erotisch-sexuelle Ausstrahlung. So kam es bald auch zu privaten Kontakten und den aus meiner Sicht unvermeidlichen körperlichen Annäherungen, die von Dora immer sehr stimmungsvoll in ihrer Wohnung in Wilmersdorf gestaltet wurden.

Ich wurde zwar von Gewissensbissen gegenüber der Ute, meiner Frau geplagt, konnte aber nicht anders handeln.

Das ging so eine ganze Weile, bis die Dora mir eröffnete, sie sei von mir schwanger. Ich war hin- und hergerissen zwischen der Loyalität zur Ute und Doras Attraktivität als Liebespartnerin, entschied mich aber letztlich doch für die Ute als meine Frau und Mutter der gemeinsamen Tochter Winnie und gegen die Dora und das werdende Kind.

Es kam – in dramatischer Weise – zur Entscheidung der Abtreibung.

(Ich erinnere hier an einen früheren Abschnitt, als ich selbstkritisch von der „Abtreibung als Methode der Geburtenkontrolle“ sprach, wie es zuzeiten in der Studentenbewegung gang und gäbe war.)

Mir fällt nun aber auch ein, dass die Dora mir einmal quasi beiläufig erzählte – als davon die Rede war, dass sie jüdischen Glaubens ist – dass ihre Frau Mama in der Nazizeit von deutschen Freunden über anderthalb Jahre versteckt gehalten wurde, um sie vor dem Zugriff durch Nazi-Schergen zu bewahren.

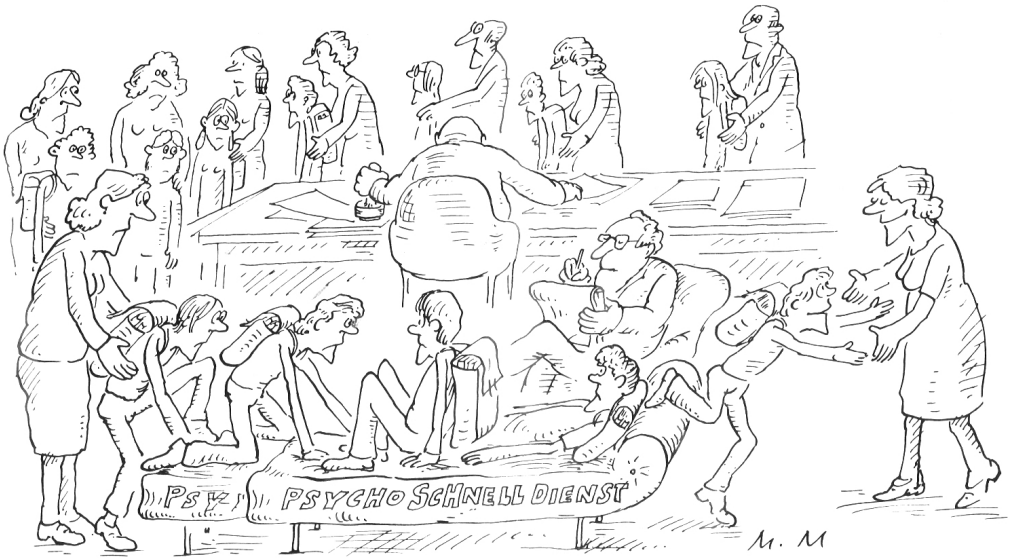
Was auch gelang.

Viel später hab ich das Buch von Michael Degen, dem Schauspieler gelesen, mit dem Titel: *Nicht alle waren Mörder*, in dem er Ähnliches schildert, und war von dieser Lektüre sehr betroffen.

Daher war diese Äußerung von Dora bei mir von nachhaltiger Wirkung, als ich mich, bedingt durch meine posthumen Nachforschungen zu meinen Eltern in der Nazizeit, verstärkt mit der Geschichte der – nicht nur deutschen – Juden beschäftigte. Und mit dem vereinzelt Widerstand gegen das Unrecht, das ihnen widerfahren ist.

Das hat mich dann so umgetrieben, dass ich nach Jahr und Tag, ich war längst nach Duisburg umgezogen, die Dora nochmals kontaktierte, und bei einem Besuch, nach wie vor

Entsorgungs- und Wiederaufbereitungsanlage



in ihrer alten Mietwohnung, ihr klarzumachen versuchte, welch große Bedeutung diese Äußerung von ihr – damals von mir gar nicht kommentiert – heute für mich angenommen hatte.

Wir gingen, so hoffte ich, im vertieften Verständnis füreinander unserer Wege. Ich möchte noch hinzufügen, dass sich Dora in der Zwischenzeit durch den Kontakt mit ihrer Mutter stärker ihrem Jüdischsein zugewandt hatte, als noch in der Zeit, wo wir uns kannten.

MEINE NACHFORSCHUNGEN

Ich hatte ja weiter oben schon erwähnt, dass ich nach Durchsicht der amtlichen Quellen und Dokumente über die Tätigkeit meiner Eltern in der Nazizeit erkennen musste, wieviel „Dreck sie am Stecken“ hatten, wie man landläufig das nannte:

Mein Vater als Angehöriger der *Polizei-Reserve-Bataillone*, d.h. er war beim „Fußvolk des Völkermords“, und meine Mutter als intellektuelle Verfechterin der Rassen-Ideologie (heute sprechen wir vom „Rassenswahn“) und im Ausspionieren von hochrangigen Gästen in Berlin als „Nutte“ – so sie wörtlich zu mir, kurz vor ihrem Tod 1991 in Bad Tölz.

Mein Interesse am Schicksal der Juden in Deutschland in der Zeit des Nationalsozia-

lismus, einmal erwacht durch meine privaten Nachforschungen in meiner Herkunftsfamilie, die, wie ich erfahren musste, eine Nazi-Familie war, hat mich seitdem mein ganzes Leben begleitet.

JUDEN-VERFOLGUNG UND VERNICHTUNG

Ich erinnere mich an eine für mich erste Schrift dazu von Bert Engelmann, einem kritischen Journalisten, *Deutschland ohne Juden. Eine Bilanz*, die 1988 im Pahl Rugenstein Verlag in Köln erschienen war.

Mit der Fragestellung: was wurde der deutschen Kultur und den Menschen unserer Nation mit der Judenverfolgung angetan? Welchen Schaden haben die Nazis angerichtet, als sie Deutschland eines Großteils der wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Elite beraubten?

Nach einer Reihe von Lektüren in der folgenden Zeit kam zehn Jahre später, 1998 der erste Band von Saul Friedländers Geschichte des Holocausts heraus, unter dem Titel: *Das Dritte Reich und die Juden 1933 bis 1945*, die die für mich schlussendlich-gültige Darstellung dieses „Zivilisationsbruchs“ im Land der „Dichter und Denker“ darstellt.

Der erste Band beschreibt *Die Jahre der Verfolgung 1933 bis 1939*, der zweite Band erschien 2006 unter der Überschrift *Die Jahre der Vernichtung 1939 bis 1945*.

Wir begegnen hier u.a. auch dem „gewöhnlichen Deutschen“ mit seiner im allgemeinen passiven Einwilligung in die Entlassungen, Ausgrenzungen, in die Demütigungen, Vertreibungen und die Gewalt, die ihren Höhepunkt in der Vorkriegszeit in der sog. Reichskristallnacht hatte.

Immer aber sind die Opfer mit ihrer Wahrnehmung oder Verkenntung der Ereignisse, mit ihren Leidenserfahrungen und ihren Hoffnungen in diesem Buch gegenwärtig. Der Autor hat in diesem ebenso klugen wie humanen wie kenntnisreichen, meisterhaft geschriebenen Buch ein großartiges Werk vorgelegt – differenziert und ohne Neigung zu pauschalen Verurteilungen – doch bedrängend und bedrückend für jeden deutschen Leser.

(Ich habe hier aus dem Klappentext des ersten Bandes zitiert, weil ich es nicht besser sagen könnte. Das gilt auch für den zweiten Band:)

Doch das Streben nach wissenschaftlicher „Objektivität“, nach Erklärung und Analyse, kann in einer Geschichte des Holocaust allein nicht genügen.

Mit einem überwältigenden Chor von Stimmen – Tagebuchaufzeichnungen, Briefe, Erinnerungen – bewahrt Saul Friedländer seine Darstellung vor der Gefahr der „domestizierten“ Erinnerung an ein Geschehen, das ohne Beispiel ist.

Es ist gerade diese besondere Qualität seiner Geschichtsschreibung, die das Werk aus der Literatur heraushebt und ihm einen einzigartigen Rang zuweist.

So habe ich das auch bei meiner Lektüre der zwei Bände erlebt – und unter diesem Eindruck noch eine ganze Reihe von Büchern dieses Autors gelesen: *Wenn die Erinnerung kommt* zum Beispiel, oder seine Autobiografie von 2016, *Wohin die Erinnerung führt. Mein Leben*.

LANZMANN: SHOAH

Ein weiteres herausragendes Zeit-Zeugnis dazu ist der neunstündige Dokumentarfilm von Claude Lanzmann *Shoah* – dieses hebräische Wort bedeutet: großes Unheil, Katastrophe.

Er kam 1985 ins Fernsehen und in die Kinos, z.B. auch ins *Filmforum* in Duisburg,

dem inzwischen ältesten kommunalen Kino in Deutschland, das alljährlich in Zusammenarbeit mit dem TV-Sender *3sat* seit mehr als 30 Jahren die Duisburger Dokumentarfilm-Woche ausrichtet.

Einen Mitschnitt von *Shoah* gibt es auch in Form von vier Video-Cassetten.

In dieser Dokumentation berichten Täter und Zuschauer davon, was in den Ghettos und Lagern geschah.

Das Buch zum Film *Shoah*, 1986 im *Claassen-Verlag* in Düsseldorf erschienen, gibt die Fragen und Antworten des Films wieder:

Z.B. Antworten von einem Lokomotivführer, der die Transportwaggons zur Rampe fuhr, oder von einem Bauern, der neben dem Lager sein Feld bestellte. Aus der Anonymität der Zahlen und des Unfassbaren treten Menschen hervor, die eigene Gesichter, eigene Stimmen haben.

„Ich glaube“, sagte Claude Lanzmann in einem Interview, „dass ‚Shoah‘ für die Deutschen ein befreiender Film sein wird. Der erste befreiende Film seit 1945.“

Das Vorwort zum Buch *Das Gedächtnis des Grauens* schrieb Simone de Beauvoir, die eine Reihe von Jahren mit Claude Lanzmann liiert war. Ihr Fazit: „Ein wahres Meisterwerk“.

Auch Claude Lanzmanns Autobiografie, 2012 auf Deutsch im *Rowohlt Taschenbuch Verlag* erschienen, mit dem Titel *Der patagonische Hase. Erinnerungen*, ist eine reiche und informative Quelle zur Entstehungs- und auch Wirkungsgeschichte seines Films *Shoah*.

Lanzmann wurde 2013 mit dem goldenen Ehrenbären der Berlinale für sein Lebenswerk ausgezeichnet:

„Claude Lanzmann ist einer der größten Dokumentaristen“, erklärte Berlinale-Direktor Dieter Kosslick.

Sein gewaltiges Filmprojekt *Shoah* von 1985 sei als epochales Meisterwerk der Erinnerungskultur in die Filmgeschichte eingegangen.

Der Titel seiner Autobiografie *Der patagonische Hase* ist meines Erachtens eine Anspielung auf den surrealistischen Film *Ein andalusischer Hund* von Luis Bunuel und Salvador Dalí.

Hier ein Zitat aus dem Vorspruch des Buches:

[...] und er hörte nicht nur einen Hund bel-
len, sondern viele Hunde, in rasendem Lauf
durch die Landschaft unterwegs. Mit ei-
nem Satz überquerte der Hase den Weg,
und begann zu rennen. Die Hunde jagten im
Durcheinander hinter ihm einher. „Wohin
soll es gehen“, rief der Hase mit zitternder
Stimme sein Scherzwort. „Ans Ende deines
Lebens“, schrien die Hunde mit ihren Hun-
destimmen.

Auch für mich hatte *Shoah*, sowohl der Film
wie auch das Buch, etwas Befreiendes an sich,
befreiend in dem Sinn, dass danach, nach
Shoah – und auch nach Saul Friedländers *Die
Juden und das 3. Reich* nichts mehr kommen
konnte.

Das heißt, dass ich ans Ende meiner
– theoretisch-geistigen – Beschäftigung mit
dem Thema: der Mord an den Europäischen
Juden angekommen war.

PRAKTISCHE AUFARBEITUNG

Aber ich fühlte auch den Drang, noch etwas
Praktisches dazu zu machen, und so kam es
zu meinem Engagement mit dem alltagsna-
hen Erinnerungsprojekt der *Stolpersteine*, mit
den Messing-Inschriften: „Hier wohnte...“
des Kölner Aktions- und Konzept-Künstlers
Gunter Demnig in Duisburg, und zu mei-
ner Teilnahme an den Dialog-Seminaren von
One-by-One in Berlin.

Als zeitgenössischer Humanist blieb ich
natürlich interessiert am Thema: Jüdisches
Leben in Deutschland, und insbesondere in
Duisburg, und verfolge aufmerksam und be-
sorgt antisemitistische Anschläge und Aktio-
nen auf die Stolpersteine, aber auch auf jüdi-
sche Mitmenschen.

Zwei Menschen möchte ich in diesem Zu-
sammenhang besonders erwähnen:

Ludger Heid, Historiker und Mitarbeiter am
ehemaligen *Steinheim-Institut* in Duisburg –
an dem auch Julius H. Schoeps arbeitete, be-
vor er nach Berlin ging und dort seit 1991 Di-
rektor des *Moses Mendelssohn Zentrums für
Europäisch-Jüdische Studien* in Potsdam ist.

Auch er, wie Ludger Heid, ein Angehöriger
der 68er Generation, hat „Autobiographische
Skizzen“ verfasst, betitelt *Mein Weg als deut-
scher Jude*, die 2003 im Zürcher Pendo Verlag
erschienen.

Schoeps ist Herausgeber des *Neuen Lexi-
kons des Judentums*, erstmals 1992, mit Neu-
auflage 2000 im *Gütersloher Verlagshaus* er-
schienen. Mit seinen fast 900 Seiten ein uner-
schöpfliches Nachschlagewerk und auch Le-
sebuch zur Geschichte und Kultur des Juden-
tums.

Ludger Heid also habe ich in Duisburg über
meine Koordination der *Stolpersteine* kennen-
gelernt, auch bei den Recherchen dazu in
dem zweibändigen Werk von Günter von Ro-
den, einem ehemaligen Direktor des Stadt-
archivs, zur *Geschichte der Duisburger Ju-
den*, erschienen in der Reihe: *Duisburger For-
schungen*, und im zweiten Band mit einer
„Namensliste Duisburger Juden (ca. 1900–
1945)“, zusammengestellt von der verdienst-
vollen langjährigen Mitarbeiterin des Stadtar-
chivs Rita Vogedes, auf fast 350 Seiten: Le-
bensdaten und was ihnen im genannten Zeit-
raum geschehen ist: Auswanderung zuvor, im
NS Deportation und Ermordung, oder Flucht
und Überleben, in der Diaspora über die hal-
be Welt verstreut. Ganz vereinzelt auch Rück-
kehr nach dem Krieg.

Ludger Heid hat ein sehr umfangreiches
Werk über die sog. „Ostjuden“ geschrieben:
*Bürger, Kleinbürger, Proletarier. Geschich-
te einer jüdischen Minderheit im Ruhrgebiet*,
das 2011 im *Klartext Verlag* in Essen erschi-
en.

Die zweite Person ist Micha Brumlik, ein
deutsch-jüdischer Publizist, dessen Artikel
ich schon seit längerer Zeit mit Interesse lese,
z.B. den Essay über den *Halbierten Humanis-
mus des Ralph Giordano*.

Gemeint sind dessen energische Einwen-
dungen gegen den Bau einer islamischen Mos-
schee in Köln.

Dieser Ralph Giordano war mir mit den Bü-
chern: *Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte*,
oder *Die Zweite Schuld*, soll heißen, das Ver-
schweigen und Vergessen der deutschen Ver-
brechen, den Roman *Die Bertinis* über seine
Herkunftsfamilie und seine Autobiographie:
Erinnerungen eines Davongekommenen bes-
tens bekannt – desto befremdlicher waren mir
seine späteren Äußerungen.

Brumlik nun hat kürzlich (*DIE ZEIT*
5/2018) einen Artikel geschrieben mit der
Überschrift *Zwischen Armenien und Ruan-
da. Worin besteht die Singularität des Holo-
caust?*, in dem er ausführt:

Im nationalsozialistischen Deutschland jedoch, einer der entwickelsten und – ja – gebildetsten Gesellschaften „arbeiteten“ die führenden Schichten des Landes „dem Führer entgegen“ (Ian Kershaw), vollzogen sie als Mitglieder „ganz normaler Organisationen“ (Stefan Kühl) einen „historisch präzedenzlosen“ (Yehuda Bauer) Massenmord. Es ist genau diese Konstellation einander in ihren Effekten multiplizierender bürgerlicher Haltungen, autoritärer Charakterprägungen sowie gedankenlosen bürokratischen Selbstläufertums, die die Singularität des Holocaust ausmacht.

Diese „Definition“ stellt für mich einen – vorläufigen – „wissenschaftlichen“ Schlusspunkt hinter meine Versuche, dieses unbegreifliche Geschehen zu „verstehen“.

Dennoch möchte ich hierzu den *SPIEGEL*-Redakteur Nils Minkmar zu Wort kommen lassen. In seiner Kolumne *Zur Zeit* schreibt er unter der Überschrift *Schwieriger Begriff* folgendes (*DER SPIEGEL* 45/2019):

Als [...] in München der *Theodor-Herzl-Preis* an Angela Merkel verliehen wurde, war oft vom „Zivilisationsbruch der Shoah“ die Rede, wenn die Verbrechen der Deutschen an den europäischen Juden angesprochen wurden [...] Tatsächlich ist der Begriff kompliziert [...] Er weist auf die umfassende, tief reichende und einmalige Qualität des Verbrechens hin und bildet seitdem einen Ausgangspunkt für das wissenschaftliche und kulturelle Nachdenken über den Holocaust.

Falsch ist er nicht – (aber):

Die Eleganz der Formel umgeht den krasen Horror, den sie bezeichnen möchte und muss. Nun eignet sich nicht jede Rede, nicht jeder Anlass, um in aller Deutlichkeit den Schrecken und die Verzweiflung der Opfer des Nationalsozialismus zu beschwören.

Man hält es ja gar nicht aus.

Noch die weitestgehenden Darstellungen der Verbrechen jener Zeit in Film und Literatur sind eigentlich Verniedlichungen.

Man mag von Massenmord reden, von den tausend Wegen, in denen Verbrechen an Juden angekündigt, geplant und begangen wurden, und wie daraus ein großes Verbrechen gegen die Menschlichkeit wurde.

Es gibt keine geeignete Formel, keine guten Wörter, wir müssen sie immer wieder neu

finden, neu verwerfen.

HOLOCAUST-GEDENKTAG

Aus Anlass des Holocaust-Gedenktags 2015, am Sonntag davor, kam Claude Lanzmann, dreißig Jahre nach der Veröffentlichung von *Shoah*, nach Essen, um seinen Dokumentarfilm in dem dortigen Programmkino *Lichtburg* vor 450 Schülern zu zeigen. Er sagte, er habe 12 Jahre daran gearbeitet, von 1972 bis 1984, bis der Film dann 1985 erstmals gezeigt wurde.

Am Gedenktag selber, dem 27. Januar, – dem Tag der Befreiung des KZ Auschwitz durch sowjetische Soldaten – druckte die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* den Gastbeitrag des Regisseurs ab, unter der Überschrift *Für die Toten sprechen*, den ich – als Mensch und Humanist – für ein so eminent wichtiges Dokument halte, dass ich es ausführlich zitieren möchte. Hier also Lanzmann:

Der Film Shoah beruht vollständig auf dem Fehlen von Spuren. Die Nazis wollten nicht nur die Juden vernichten, sie wollten auch noch die Vernichtung vernichten, die Spuren des Verbrechens. Das ist der irrsinnigste Vernichtungsversuch der Geschichte [...]

Der Film zeigt das Verschwinden ebenso wie das Verschwinden der Spuren. Darauf basiert der gesamte Film.

Die Zeugnisse der Männer der Sonderkommandos finden sich nur in „Shoah“, und die jüdischen Protagonisten sind sämtlich Männer dieser Sonderkommandos, denn sie sind die einzigen Zeugen des Todes ihres Volkes.

EINSCHUB. Ich entdeckte gerade eine Anzeige (*der Freitag* 48/2019) des Buches von Pavel Polian, *Briefe aus der Hölle. Die Aufzeichnungen des jüdischen Sonderkommandos Auschwitz*, erschienen bei der *Wissenschaftlichen Buchgesellschaft* Darmstadt, in dem es unter der Überschrift *Nachrichten aus der Asche* heißt:

Ich war damals überhaupt kein Mensch. Wäre ich einer gewesen, hätte ich keine Sekunde durchgehalten. Wir haben nur überlebt, weil nichts Menschliches mehr in uns blieb.

Das ist meine nächste Pflichtlektüre!

Weiter mit LANZMANN:

Von Anfang bis Ende entwickelt der Film sich gegen jedes Archiv [...] „Shoah“ solle keine Informationen liefern, die man in Geschichtsbüchern findet, auch wenn der Film den Historikern vieles vermittelt hat, angefangen bei den realen heutigen Orten, den realen Gesichtern und Körpern der Zeugen. Ich habe die Idee des Unsagbaren und Unaussprechlichen niemals akzeptiert. Ich habe niemals aufgehört, wieder zur Sprache zu verhelfen, die Menschen zum Reden zu zwingen, und das bis in die extremsten Details.

Eine der Bedeutungen des Films lag für mich in der Auferstehung der Toten. Aber nicht im christlichen Sinne. Ich habe sie nicht wiederauferstehen lassen, um sie wieder lebendig zu machen, sondern um sie ein zweites Mal zu töten, damit sie nicht allein sterben, damit wir mit ihnen sterben.

Es ist kein Film über das Überleben, sondern über den Tod, über die Radikalität des Todes, und die Protagonisten des Films sind die Sprachrohre der Toten.

Sie sagen niemals „ich“, sie sagen „wir“. Sie erzählen nicht ihre persönliche Geschichte und wie sie überlebt haben. Sie sprechen für das ganze Volk. Für mich sind sie keine Überlebenden, sondern Wiedergänger. Sie sind Menschen, die von jenseits der Krematorien zurückkehren. Keiner von ihnen hätte überleben sollen.

Keiner.

„Shoah“ konnte deshalb nur ein Film sein, weil es eine Inkarnation ist, und eine Erfahrung für den, der den Film anschaut. Zentral ist hier die Frage des Bildes. „Shoah“ liefert Bilder und Worte, gibt zu wissen und zu sehen. Wenn es in „Shoah“ Emotionen gibt, dann allenfalls zusätzlich. Ich wende mich an den Verstand. Aufklärung gegen Obskurantismus.

Selbst wenn es darum geht, vergangener Unmenschlichkeit aktuellen und zukünftigen Verstand entgegenzusetzen, beweist „Shoah“, dass Denken nach Auschwitz möglich ist. „Shoah“ ist kein Film über den Holocaust, kein Derivat, sondern ein Urereignis.

Diesem Ereignis hat mein Film einen Namen gegeben. Ich habe zwölf Jahre daran gearbeitet, ohne einen Namen zu haben.

Ich habe den Namen erfunden, als das für die Institutionen erforderlich war. Und am

Ende drängte sich mir der Name „Shoah“ auf [...] als biblischer Name für Zerstörung, Vernichtung, dabei kann es sich aber auch um eine Naturkatastrophe handeln.

Wenn es möglich gewesen wäre, meinem Film keinen Namen zu geben, hätte ich ihm keinen Namen gegeben. Ich entschied mich für „Shoah“, weil ich Hebräisch weder spreche noch verstehe, und folglich auch nicht wusste, was dieses Wort bedeutet. Der Name war kurz und undurchsichtig wie ein undurchdringlicher, nicht zu zerbrechender Kern.

Heute bezeichnet „Shoah“ in zahlreichen Sprachen dieses besondere Ereignis.

Ich denke, die Shoah hat etwas Einzigartiges, und ihre Einzigartigkeit ist ihr Rätsel. Wie ich einmal geschrieben habe, genügt es vielleicht, die Frage möglichst einfach zu formulieren und zu fragen, warum die Juden getötet wurden.

Dann tritt das Obszöne daran hinreichend zutage. Das Vorhaben des Verstehens hat selbst etwas absolut Obszönes.

Nicht zu verstehen, war für mich in all den Jahren der Vorarbeiten und Realisierung des Films das eherne Gesetz. Blindheit muss hier als der denkbar reinste Modus des Blicks verstanden werden, als die einzige Möglichkeit, ihn nicht von einer buchstäblich blendenden Realität abzuwenden.

Welche Erklärungen auch vorgetragen worden sind [...] sie alle sind, einzeln betrachtet oder zusammen, gleich wahr und falsch, das heißt, vollkommen unbefriedigend.

Sie mögen die notwendige Bedingung der Vernichtung gewesen sein, waren aber nicht die hinreichende Bedingung.

Denn die Vernichtung der europäischen Juden lässt sich nicht logisch oder mathematisch aus diesem System von Voraussetzungen ableiten. Ich will nur dies sagen: Das Ereignis oder vielmehr die Sache ist von einer Art, die alle Gründe, die man dafür angeben könnte, unendlich weit übersteigt.

Man schafft einen Gegensatz zwischen Erinnerung und Geschichte, zwischen Historikern und Zeugen.

Die Zeugen werden bald tot sein, und so bleiben nur die Historiker als einziges Fundament der Wahrheit, wie es scheint. Aber dabei vergisst man die Kunstwerke, als bildeten sie ein Hindernis für die Geschichte

[...] Aber die wahre Wiedergabe erfolgt nur über die Werke.

Lanzmann zeigte sich in der *Lichtburg* „glücklich und stolz“ darüber, dass der Film in Essen gezeigt wurde, schreibt die WAZ-Reporterin Christina Wandt, die es auch verdient hat, hier zitiert zu werden:

Lanzmanns Shoah ist eine gewollte Zumutung, und dabei geht es nicht nur um die ungewöhnliche Länge des Films (er ist neunstündig!).

Mit Shoah habe er den Genozid insgesamt und in seinen gigantischen Ausmaßen erfassen wollen, hat Lanzmann einmal gesagt. Er hat dazu Opfer, Täter, Zeugen gesprochen, etwa polnische Bauern, die

die Züge mit den verzweifelten Juden ins Vernichtungslager Treblinka fahren sahen und den letzten Hoffenden die Hoffnung nahmen, mit der Geste der durchgeschnittenen Kehle, die sie auch vor Lanzmanns Kamera wieder zeigen.

Eine Geste, die dem Zuschauer noch heute den Atem nimmt, und die gleichzeitig Lanzmanns Verfahren zeigt, die von ihm befragten Menschen zu „Schauspielern ihrer selbst“ zu machen, sie in ihrer Umgebung zu re-inszenieren.

Der Film ist als Dokumentation missverstanden worden, Lanzmann bezeichnet ihn zurecht als Kunstwerk. Er zeigt keine Leichenberge, er verzichtet völlig auf Archibilder, aber er lässt den polnischen Lokführer noch einmal die Lokomotive fahren, mit der er die Todgeweihten nach Treblinka fuhr. Und er macht aus diesen Bildern, den Worten eine Montage, die tatsächlich die gigantischen Ausmaße der Vernichtung zeigt, auch ihre bürokratische Effizienz, wenn etwa der frühere SS-Unterscharführer Franz Suchomel – den Lanzmann mit einer versteckten Kamera gefilmt hat – sagt, bei seiner Ankunft in Treblinka habe „Hochbetrieb“ geherrscht,

„Es war unbegreiflich. Vor einer Stunde war man noch Teil einer Familie [...] und mit einem Schlag waren alle tot,“ so beschreibt es Abraham Bomba, der Auschwitz überlebte. Shoah hat Stimmen wie seine bewahrt, das ist auch ein Vermächtnis, auch für die vielen jungen Menschen, die den bemerkenswerten Film sahen.

Denen gibt sie Gesicht und Stimme in den anschließenden Interviews.

ERGÄNZUNG LANZMANN

Zum Tod von Claude Lanzmann, der im Juli 2018 mit 92 Jahren verstarb: Er sagte noch kurz vor seinem Tod, letztlich sei dieses monströse Verbrechen unbegreiflich.

Sein Film *Shoah* ist als Dokument das Maß aller Dinge, wenn es um die Beschreibung der Judenvernichtung geht.

Seinen ersten Dokumentarfilm drehte Lanzmann 1973: Mit *Warum Israel?* bekannte sich Lanzmann zu einem Staat, der gerade unter seinen Freunden im linken Milieu angefeindet wurde.

Auch sein Film über die israelische Armee, *Tsahal* von 1994 – nach *Warum Israel?* und *Shoah* 1985 – der dritte Teil seiner jüdischen Trilogie, diente diesem Zweck.

In seinen letzten Jahren wurde das Eintreten für das Existenzrecht Israels für ihn mindestens so wichtig wie der Kampf gegen das Vergessen des Holocaust.

„Europa hat einen seiner großen Intellektuellen verloren“ schrieb die WAZ, Zeitung für das Ruhrgebiet.

Und einen der bedeutendsten Humanisten unserer Zeit – so möchte ich in aller Bescheidenheit ergänzen.

Zum Abschluss dieses Themas möchte ich noch auf Steven Spielbergs Projekt der *Shoah-Foundation* hinweisen, dessen erster Band *Die letzten Tage* 1998 mit dem Oscar für den besten Dokumentarfilm ausgezeichnet wurde.

Er zeigt fünf Menschen, fünf Schicksale, fünf ungarische Überlebende des Holocaust – ihre Stärke und ihr Lebenswille sind ein Sinnbild für die außergewöhnliche Kraft des menschlichen Geistes.

Die letzten Tage begleitet fünf bemerkenswerte Menschen aus den Vereinigten Staaten während ihrer Rückkehr in ihre Heimatstädte, in die Ghettos und Konzentrationslager, in denen sie eingesperrt waren.

Mit einbezogen wurden neue historische Erkenntnisse und ein seltenes Interview mit einem ehemaligen Arzt in Auschwitz.

Der Film berichtet über eines der brutalsten Kapitel dieser dunklen Periode der menschlichen Geschichte, als Familien aus ihrem

Heim verjagt, ihrer Menschenwürde beraubt, in Konzentrationslager deportiert und schließlich umgebracht wurden.

Eine tief bewegende Chronik gegen das Vergessen.

„Alles, was Sie gleich sehen werden, ist wahr!“

Es ist das Verdienst dieses Shoah-Projekts von Steven Spielberg, überall auf der Welt noch lebende Überlebende des Holocaust ausfindig gemacht und sie ermutigt zu haben, ihre Geschichte von Entrechtung, Verfolgung und Deportation der Nachwelt berichtet zu haben.

Es sind dies die Stimmen der letzten *Zeitzeugen* dieses *Menschheitsverbrechens*.

ANTISEMITISMUS HEUTE

Über den „anschwellenden Antisemitismus“ bei uns in Deutschland, mittels Diskriminierungen, Hasspost, subtile Ausgrenzung, usw. Berichtet die Bloggerin Juna Grossmann in *Ende der Schonzeit. Über das Leben mit dem täglichen Antisemitismus*, das gerade als *Droemer*-Taschenbuch erschienen ist.

Sie breitet darin eine erschreckende Vielfalt von antisemitischem Verhalten und Reden aus:

Stellenbewerber, die gefragt werden, ob ihr Name jüdisch sei – und nie wieder etwas von der Stelle hören, die sie schon sicher hatten.

Oder die Wohnung im Hamburger Edelviertel Harvestehude, über die der Makler offen sagt, die Besitzerin vermietet nicht an Juden.

Oder der Laden für koschere Lebensmittel in Berlin-Tegel, dessen Betreiber sich von Kahlgeschorenen als „Judensau“ anschreien lassen muss, und der nach einem Jahr aufgab und nach Israel auswanderte.

Dazu fand im Essener Grillo-Theater eine Diskussion mit der Autorin und Sabine Adler statt – die das Leben der Shoah-Überlebenden und späteren Psychologin Giselle Cycowitz in dem Buch *Weiterleben ohne Wenn und Aber* beschrieben hat (erschien als *Aufbau*-Taschenbuch) – die Veranstaltung war überschrieben mit der Frage:

Nichts gelernt? Der tägliche Judenhass in Deutschland.

Ich hatte ja schon die Sammlung von Aufsätzen von Hannah Arendt erwähnt, die sie im amerikanischen Exil für die deutschsprachige

Zeitschrift *Aufbau* schrieb, und ihr den Titel gab:

Vor Antisemitismus ist man nur noch auf dem Monde sicher.

Daran musste ich denken, als mir Peter Rüttgers von der *Pro Familia Duisburg* neulich die Aufklärungs-Broschüre der *3. Welt Saar* zum Thema in die Hand drückte: *Juden und Radfahrer beherrschen die Welt. Wieso Radfahrer?*, die zehn Beispiele nennt für die vielen Gesichter des Antisemitismus, z.B. die Aussage „Sogar die UNO verurteilt Israel“.

Dazu sagt der Journalist Wenzel Michalski, seit 2010 Direktor von *Human Rights Watch* – dessen Sohn an einer Berliner Schule antisemitisch angegriffen wurde –

Das Wort „Israelkritik“ gibt es nur in der deutschen Sprache. Es steht für das verbreitete Desinteresse am Judenhass.

Und weiter:

Die Bundesregierung und der Bundestag haben sich im vergangenen Jahr der Antisemitismus-Definition der *International Holocaust Remembrance Alliance* angeschlossen, die eindeutig besagt, dass sich hinter „Israelkritik“ handfester Judenhass verbirgt. In der Gesellschaft aber ist diese Erkenntnis noch lange nicht angekommen.

(*sonntaz* vom 9.9.2018)

Es ist zu hoffen, dass der neu bestellte Antisemitismus-Beauftragte der Bundesregierung, Felix Klein, hier zusammen mit Politik, Medien und Zivilgesellschaft Abhilfe schaffen kann. Er fordert härtere Strafen bei jüdenfeindlichen Straftaten, und meint:

Denn Antisemitismus ist eine besondere Form der Diskriminierung, keine Unterkategorie von Rassismus.

Die Antisemitismus-Beauftragte des Landes NRW, Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, ehemalige Bundesjustizministerin, fordert aktuell eine freiwillige Selbstkontrolle auch für Musik-Texte, so wie es sie für Filme und Computerspiele schon gibt. Insbesondere in Rap-Texten werde häufig Hetze verbreitet.

Zur Aufklärung kann auch der Dokumentations-Film der Regisseurin Alexa Karolinski beitragen, *Lebenszeichen – Jüdischsein in*

Berlin, der das „deutsch-jüdische Kunstwerk ihrer Generation, der dritten nach der Shoah“ darstellt, ein „filmischer Essay über die Widersprüche des Jüdischseins in Deutschland“, wie Fabian Wolff schrieb (*DER SPIEGEL* 34/2018). Der Film erzählt auch von der BRD, die sich Fragen nach Schuld und Verantwortung stellt und dabei an deutsche Grenzen stößt.

Auch deswegen steht *Lebenszeichen* in einer Reihe mit anderen Meisterwerken des jüdischen Dokumentarfilms [...] wie den Panoramen von Claude Lanzmann: *Warum Israel?* hieß sein stürmisches Epos über die Realität des zionistischen Projekts.

Karolinskis Film ist eher von einer stillen Radikalität und könnte „Warum bleiben?“ heißen.

„Das Fragezeichen ist bei Beiden mitgedacht,“ so Wolff abschließend in seiner Filmkritik.

Das ist die Gegenwart. Die „Vergangenheit, die nie vergeht“, ist in einem Überblicks-Artikel zum *Gedenken im Umbruch* in der linken Wochenzeitung *Jungle World* (37/2018) zu lesen.

Anlass ist der 75. Jahrestag der gelungenen Flucht von mehreren hundert Gefangenen des jüdischen Sonderkommandos im Vernichtungslager Treblinka am 2. August 1943. Einige Dutzend von ihnen überlebten das Kriegsende.

Die jüdischen Sonderkommandos wurden in den Vernichtungslagern dazu gezwungen, an denen ihnen zugeteilten Gefangenen die Ermordungen vorzubereiten und die Leichen zu beseitigen [...]

Zwischen 750 Tausend und einer Million Jüdinnen und Juden sowie Tausende Roma kamen zwischen Juli 1942 und Oktober 1943 mit den Deportationszügen in Treblinka an, um dort von Deutschen und dem vor allem aus Ukrainern bestehendem Wachpersonal ermordet zu werden.

Ab 1943 wurden die Leichen der Ermordeten auf Rosten aus Eisenbahnschienen verbrannt. Im Herbst jenen Jahres rissen die Deutschen das Lager schließlich ab und beseitigten alle Spuren [...] Im Gegensatz zu Auschwitz gibt es hier keine sichtbaren Spuren, keine Krematorien.

Das hiesige Filmforum ist, wie gesagt, das älteste kommunale Kino in Deutschland, gegründet 1976 mit der *Duisburger Filmwoche*. Dessen Leiter Werner Ruzicka, geboren 1947, also auch ein 68er, nicht nur von Geburt, sondern vor allem durch seine Leitungs-Tätigkeit am Filmforum seit 1985, im Jahr 2018 ist dort sein letztes Jahr als Leiter gewesen.

2017, zur 41. *Duisburger Dokumentarfilmwoche*, kam eine große und großformatige Dokumentations-Schrift heraus, betitelt *Mittel der Wahl*, die deren Geschichte erzählt.

Zu erwähnen ist, dass Dokumentarfilm-Vorführungen dort zumeist so ablaufen, dass das Publikum anschließend mit dem Regisseur oder Aktiven des gezeigten Films diskutieren können: so war das auch, als ich dort den Doku-Film über die *Ärzte ohne Grenzen* ansah, *Living in emergency. Mit Ärzten ohne Grenzen im Einsatz*. Eine anwesende Ärztin und Aktivistin stand Rede und Antwort zu den Möglichkeiten und Schwierigkeiten eines solchen, immer zeitlich begrenzten humanitären Engagements.

Dazu war von der *Geschichte von unten* die Rede (*der Freitag* 42/2016), da sich kein Genre so wie der Dokumentarfilm eignet, so genannte „kleine Leute“ ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken.

Beim Festival im Filmforum kann man nicht nur einen Film ansehen, sondern auch anschließend mit den anwesenden Regisseuren sprechen. Zitat: „Die Atmosphäre in Duisburg ist wie nirgendwo sonst aus Lust und Reflexion gemacht.“

Mit der Aufführung neuer Dokumentarfilme im Rahmen der alljährlichen *Duisburger Dokumentarfilmwoche* ist seit 17 Jahren auch *doxs!*, das Festival für Kinder- und Jugend-Dokumentarfilme verbunden, das in deren eigener Regie durchgeführt wird, sowohl, was die Filmbeiträge als auch deren Bewertung und Auswahl und nachfolgende Diskussionen angeht.

Vom 5. bis 11. November 2018 fand die 42. Duisburger Filmwoche statt, das Festival des deutschen Dokumentarfilms, das Motto: „Handeln!“

Dieses lud zu vielfältigen Deutungen ein, war aber nur der diskursive Rahmen und nicht Kriterium der Filmauswahl.

Die Duisburger Filmwoche versteht sich weniger als Marktplatz für Filme, auf dem diese gehandelt werden, denn als Ort der Debatte, an dem Fragen über das Dokumentarische verhandelt werden.

In der Ankündigung heißt es:

Wir laden dazu ein, „Handeln“ als Aufforderung zu verstehen, aktiv zu werden: mit dem Blick zu entdecken, mit den anderen in Kontakt zu kommen – öffentlich. Wir wollen das dokumentarische Sehen auf das politische und individuelle Handeln hin befragen. Ist es ein Ersatz, seine Bedingung, mit ihm identisch?

Im Nacheinander von passiv-versunkenem Schauen und aktiv-engagiertem Sprechen, den ungleichen Handlungsweisen des Wahrnehmens und Redens widmen wir uns diesen offenen Fragen.

Als Ansporn für unser Handeln in diesem Jahr begreifen wir eine besondere Wertschätzung, die Festival-Leiter Werner Ruzicka in wenigen Tagen erfahren wird:

Ruzicka wird am 19. Februar 2019 im Rahmen der Berlinale den Ehrenpreis der deutschen Filmkritik erhalten.

Der einzige deutsche Filmpreis, der ausschließlich von Kritikern vergeben wird, zeichnet Ruzicka für seine Verdienste um die dokumentarische Filmkultur in Deutschland aus. Der Verband teilt mit:

Als Widerständler gegen die Konsensbildung hat er sich in seiner über 40-jährigen Schaffenszeit dem Dokumentarfilm intellektuell rigoros und leidenschaftlich wie kaum ein anderer verschrieben.

Werner Ruzicka verantwortete 2018 die Duisburger Filmwoche letztmalig als Festivalleiter.

Den Ehrenpreis der Deutschen Filmkritik empfindet er als besondere Auszeichnung:

Es ist mir wirklich eine große, unerwartete Ehre. Die Anerkennung gilt natürlich gleichermaßen der Duisburger Filmwoche und all denen, die in den vielen Jahren an diesem wunderbaren Event mitgebaut und mitgehandelt haben.

Ich kann nur mit vielen anderen Freunden des Dokumentarfilms darauf hoffen, dass dieses Festival eine zu dessen Geschichte kon-

geniale Fortführung auch in der neuen Leitung finden wird. Wohl deswegen ist auch zu hören, dass sich die Stadt Duisburg mit der Nachfolge schwer tut.

Mich als Humanisten und Menschenfreund haben immer wieder solche Beiträge erfreut, die die sogenannten einfachen, die kleinen Leute ins Bild gesetzt haben, wobei dann schnell deutlich wurde, dass sie alles andere als „einfach“ oder auch nur „klein“ sind.

Und noch eine Besonderheit gibt es: Kai Gottlob ist für die Filmreihe *Duisburger Jahrzehnte* verantwortlich, in der Ereignisse der Duisburger Stadtgeschichte in historischen Filmaufnahmen zu sehen sind.

Ein Beispiel: Der französische Staatspräsident Charles de Gaulle kam 1962, wie drei Jahre später auch die englische Queen Elizabeth per Schiff in Duisburg an. Er hatte am Schwelgernhafen in Duisburg-Hamborn angelegt und rollte mit dem Dieselzug in die August-Thyssen-Hütte, ins Herz des größten Stahlwerks Europas.

Die Bilder seines symbolträchtigen Besuchs gehören zu den emotionalen dieser Rückschau.

Siebzehn Jahre nach dem zweiten Weltkrieg hält de Gaulle seine Rede auf Deutsch – das er eigentlich nicht sprach, sondern die er auswendig gelernt hatte – eine Rede, in der er die Freundschaft zwischen den ehemaligen *Erzfeinden* beschwört. Rund viertausend lachende Männer jubeln ihm zu. Es sind solche Momente, die bis heute anrühren – wegen der Aussöhnung mit Frankreich, des europäischen Gedankens, und 70 Jahren Frieden in Europa – dem glücklichen Zeitfenster auch der 68er Generation.

Mich persönlich hat diese Filmszene besonders bewegt, musste ich dabei doch an meinen Großvater mütterlicherseits denken, der im ersten Kriegsjahr 1914 gegen eben den „Franzmann“ sein Leben ließ.

Kai Gottlob arbeitet bereits an der Fortsetzung seiner filmischen Zeitreise durch sechs Dekaden Duisburger Geschichte, den 70er Jahren. Danach werde das Material sehr dünn. Im Frühjahr 2019 gibt es eine Wiederholung der bisher gezeigten Filme ab den 20er Jahren.

ZWEI FILM-BEISPIELE

Nachzutragen ist, dass der Preis *Große Klappe* für politischen Kinder- und Jugenddokumentarfilm, den die *Bundeszentrale für politische Bildung* zum achten Mal gestiftet und mit 5.000 Euro dotiert hat, im Rahmen des *doxs! Festivals* in diesem Jahr 2018 an *Obon* geht.

ERSTES BEISPIEL: OBON

OBON ist in Japan der Tag, an dem die Toten die Lebenden besuchen – mit dem Andre Hörmann und Anna Bergmann sehr bewegend und kunstvoll vom Atombombenabwurf auf Hiroshima erzählen.

Zu Wort kommt die Überlebende Akiko Takakura, 1925 geboren und in einer traditionellen, kaisertreuen Familie mit einem sehr strengen Familienvater aufgewachsen.

Sie überlebt den 6. August 1945, doch das Grauen, das sie erlebt hat, verfolgt sie bis in ihre Alpträume: sie sieht die Leichen im Fluss, sie hört das Bersten der verbrennenden Körper. Und erlebt zum ersten Mal die Liebe ihres unnahbaren Vaters.

Zu Gesicht bekommt man die heute 93-Jährige nicht, ihren Bericht hat Anna Bergmann in bewegte Zeichnungen übertragen, die sich stilistisch an Zeichnungen der Überlebenden anlehnen. So ruft der Film das Geschehen nicht in bekannten Bildern, sondern „auf eine neue Art und Weise wieder ins Bewusstsein“, begründet die Jugendjury ihre Entscheidung, die zudem beeindruckt war von der Verknüpfung des historischen Ereignisses mit einer Familiengeschichte.

Mich hat der Film an das schon erwähnte Buch von Günter Anders *Besuch im Hades* erinnert, in dem es ebenfalls um die beiden Atombombenabwürfe der USA am Ende des Krieges gegen Japan geht.

Und an den 70. Jahrestag 2015, an dem mit vielen Aktionen für ein weiter wichtiges Geschichtsbewusstsein geworben und vor der drohenden Geschichtsvergessenheit gewarnt wurde.

ZWEITES BEISPIEL: JUNGE MUSLIME IN AUSCHWITZ

Besonders stark in Erinnerung geblieben ist mir der Dokumentarfilm *Junge Muslime in Auschwitz*, den das *Zentrum für Erinnerungs-*

kultur, Menschenrechte und Demokratie der Stadt Duisburg in Kooperation mit den Projektbeteiligten im kommunalen Kino, dem Filmforum, im September 2015 zeigte:

Zehn junge Muslime aus Duisburg haben sich an einer Gedenkstättenfahrt nach Auschwitz beteiligt. Der Verein *Offene Jugendarbeit Duisburg-Neumühl* und die Duisburger *HeRoes* haben die Exkursion ermöglicht. Die Filmemacher Dr. Anke Wolf-Graaf und Jarek Presnück haben die jungen Männer, die aus Familien mit türkischer und arabischer Zuwanderungsgeschichte stammen, mit der Kamera begleitet.

Herausgekommen ist dabei ein eindrucksvoller Dokumentarfilm. Er zeigt die Reaktionen der Duisburger Jugendlichen vor Ort, und wie sie sich anschließend in einem Theaterstück mit der Verbreitung von Vorurteilen und Judenhass auseinandersetzen. Zur Sprache kommen eigene Ausgrenzungserfahrungen ebenso wie antijüdische Ressentiments in muslimischen Communities.

Im Anschluss fand ein Podiumsgespräch mit den Exkursionsteilnehmern und den Projektorganisatoren statt. Wobei der Oberbürgermeister Sören Link, SPD, der schon die Veranstaltung eröffnete, sich auch am Gespräch beteiligte.

Drei Jahre später, 2018, lese ich in der *WAZ* unter der Überschrift: *Held ist der Mann, der nicht hasst*, einen Bericht über die *Blickwandler* des Vereins *HeRoes Duisburg*, die antisemitische Vorurteile schon bei ihrem damaligen Auschwitz-Besuch und nun mit dem daraus entstandenen Theaterstück *Benjamin und Mohammed* bei einer Aufführung in den Räumlichkeiten des Jüdischen Gemeindezentrums am Innenhafen problematisierten.

Die Geschichte der Freundschaft des türkischen Jungen Mohammed und seines jüdischen Freundes Benjamin ist eine Absage an Antisemitismus allgemein, aber auch an Alltags-Rassismus. Eine Absage an archaische Rollenbilder, Männlichkeitsrituale und Diskriminierung von Mädchen und Frauen.

„Nach der erfolgreichen Premiere [...] freuen wir uns, das Theater auch im Stadtteil Neumühl aufführen zu können“, sagt Susanne Reitemeier-Lohhaus, „in der Hoffnung, auch hier für mehr Menschenfreundlichkeit werben zu können.“

Im Info-Kasten *HeRoes* sollen Demokratie

erleben und teilen heißt es:

- die HeRoes bilden Gruppen für „postmilitaristische junge Männer“ aus sogenannten „ehrenkulturellen Milieus“,
- diese sollen alsdann über Themen wie Gleichberechtigung, Ehre und Menschenrechte diskutieren,
- die Gruppenleiter haben ebenfalls internationale Familiengeschichte, mit einer antisexistischen und reflektierten Haltung,
- ganz wichtig ist hier der gleichberechtigte Umgang der Gruppenleiter mit den Jungen.

Eine Spende zur Refinanzierung des Projekts wird erbeten unter <www.heroes-net-duisburg.de>.

ATOMKRAFT

Wenn es, wie oben, bei den beiden Atombomben-Abwürfen um die militärische „Nutzung“ der Atomkraft ging, so darf man auch nicht deren zivile „Nutzung“ vergessen, die zu den Super-GAU in Tschernobyl vor gut 35 Jahren und in Fukushima vor etwa 10 Jahren geführt hat.

Die literarische Verarbeitung im Buch *Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft* von Swetlana Alexijewitsch, der späteren Literaturnobelpreisträgerin, habe ich schon erwähnt.

Als im HVD-NRW organisierter Humanist unterstütze ich seit Jahren die Forderungen der Anti-Atomkraft-Bewegung, die nach wie vor aktuell sind:

- vollständiger Atomausstieg jetzt,
- verbliebene Atomkraftwerke umgehend abschalten.

Ich zitiere dazu einen Aufruf in der *taz* vom ersten August-Wochenende 2018:

An die Bundesregierung: Unterzeichnen Sie das UN-Atomwaffen-Verbot!

122 Staaten haben im Juli 2017 einen Vertrag zum Verbot von Atomwaffen beschlossen. Mehr als 50 Staaten haben ihn bislang unterzeichnet, einige ratifiziert. Bisher fehlt Deutschland bei diesem historischen Abkommen.

Die Internationale Kampagne zur Abschaffung aller Atomwaffen (ICAN) hat für ihr herausragendes Engagement mit ihren 470 Partnern weltweit 2017 den Friedensnobelpreis erhalten. Und bekam dafür auch große Anerkennung durch jetzige Mitglieder der Bundesregierung.

Zu den Jahrestagen der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki zitieren wir Setsuko Thurlow, die als Überlebende (Hibakusha) bei der Nobelpreisverleihung in Oslo einen Teil der Dankesrede hielt:

Neun Nationen drohen noch immer damit, ganze Städte in Schutt und Asche zu legen, das Leben auf der Erde zu zerstören und unsere schöne Welt für zukünftige Generationen unbewohnbar zu machen. Die Entwicklung von Atomwaffen bedeutet nicht den Aufstieg eines Landes zu Größe, sondern seinen Abstieg in die dunkelsten Tiefen der Verderbnis. Diese Waffen sind kein notwendiges Übel, sie sind das ultimative Übel.

Am 7. Juli dieses Jahres war ich von Freude überwältigt, als die große Mehrheit der Nationen der Welt dafür stimmte, den Vertrag über das Verbot von Atomwaffen anzunehmen.

Nachdem ich die Menschheit in ihrer schlimmsten Form erlebt hatte, erlebte ich an diesem Tag die Menschheit in ihrer besten.

Wir Hibakusha haben 72 Jahre auf dieses Verbot gewartet, und wir hoffen, dass dies der Anfang vom Ende der Atomwaffen sein wird.

Der Appell schließt:

Wir erwarten von der Bundesregierung, endlich mutig voranzugehen, um die atomare Abschreckung zu überwinden. Wir fordern: Die Bundesregierung muss das Verbot unterzeichnen und die US-Atomwaffen aus Deutschland abziehen!

EINSCHUB. Dazu gehören meines Wissens auch diejenigen am US-Militärstützpunkt Büchel in der Eifel, im Bundesland Rheinland-Pfalz, unserem Nachbarland in NRW.

Spenden Sie für weitere dringend benötigte Aufklärungsarbeit: Bankverbindung „PAX AN, GLS Bank“.

Von dem Willen, neue Sichtweisen auf die Geschichte zu entwickeln, die nicht aus der Perspektive der Sieger geschrieben ist, zeugt auch das Duisburger *Archiv für alternatives Schrifttum* (AfaS), das seit 1985 sämtliche Materialien von sozialen Bewegungen seit 1945 sammelt und erschließt.

Dessen Leiter, Dr. Jürgen Bacia, geboren 1950 in Duisburg, also ebenfalls ein Alt-68er, berichtete am diesjährigen *Tag der Archive*, der seit 2001 in Deutschland und der Schweiz durchgeführt wird, neuerdings alle zwei Jahre, dass die Publikationen vor allem aus den Friedens-, Umwelt- und den Frauenbewegungen kommen, aber auch aus Schriften zum Arbeitsrecht, zum Rassismus und aus diversen studentischen Blättern bestehen.

Bacia war in den 70er Jahren Mitglied bei der „Berliner Undogmatischen Linken“, hat im APO*-Archiv der FU Berlin mitgearbeitet war 1985 Gründungsmitglied und ist seit 1986 Leiter des AfaS in Duisburg.

Dort fand eine Ausstellung 1968 *und die Folgen* statt, unter der Gesamtüberschrift *Demokratie und Menschenrechte*, aus welchem Anlass ich dem AfaS den gebundenen Typoskript-Band der Westberliner politischen Gruppe „Erst Klarheit, dann Wahrheit“ überreicht habe, die sich kritisch mit der SEW, der *Sozialistischen Einheitspartei Westberlins*, deren Mitglied ich war, und ihres Parteiorgans *Die Wahrheit* – nach sowjetischem Vorbild! – befasste, bevor sie sich in Teilen in die *Alternative Liste Berlin* auflöste, die spätere Partei: *Bündnis 90/Die Grünen*.

Das Motto des AfaS ist:

Die Geschichte von unten – die Geschichte der Verlierer – sammelt sich nicht von allein, sollte aber nicht vergessen werden!

Bacia hat mit Wenzel 2013 den Band herausgebracht: *Bewegung bewahren. Freie Archive und die Geschichte von unten*. Das AfaS brachte den Duisburger Kulturdezernenten dazu, von Duisburg als einer *Archivstadt* zu sprechen, da sie neben dem AfaS noch das Stadtarchiv Duisburg und das Landesarchiv NRW beherbergt, beides am Innenhafen.

Neuerdings hat Robert Misik, Wiener *taz*-Kolumnist, aus Anlass seines neuen Buches *Die falschen Freunde der einfachen Leute* bei *Suhrkamp* erschienen, einen lesenswerten Artikel geschrieben (*der Freitag* 11/2019), worin er seine Spurensuche nach denselben vorgestellt hat unter der Fragestellung: „Wer sind sie und was sind ihre Werte?“:

Man sollte sich möglichst konkret vor Augen führen, wer eigentlich alles gemeint sein könnte, wenn man heutzutage von „Arbeiterklasse“ spricht:

Es sind viele –

wie Arbeiter bei Mercedes in Stuttgart, die Kindergärtnerin, Verkäuferinnen im Supermarkt, die Frauen, die die Regale auffüllen, das Pflegepersonal im Spital (=Krankenhaus), der Mann, der unsere Heizung wartet, die Beschäftigten am Bau, vom Maurer bis zum Polier, die Leute von der Müllabfuhr und die Busfahrer, die junge Frau im Callcenter, der LKW-Fahrer, die Verpackerin bei Amazon, die Sekretärin. . .

Alles Arbeiterklasse – aber ohne gemeinsame Geschichte und Geschichten, die man sich erzählen könnte.

schreibt Misik. Aber auch dies:

Eine Ablehnung von Zuwanderung oder ethnischer Diversität ist in allen diesen Milieus häufig anzutreffen. Schließlich zieht mit den Migrant*innen oft Armut in die entsprechenden Viertel.

Denn: weitverbreitete Haltungen finden ihre Begründungen teilweise in den Traditionen und Werten der historischen Arbeiterklassenkultur, die immer schon eine seltsame Kultur war, eine rebellische, aber zugleich sehr traditionelle Kultur.

Misiks Fazit:

Man wird die psychopolitischen Vorgänge der Gegenwart nicht begreifen, wenn man die Gefühle der „Arbeiterklasse“ nicht wenigstens zu verstehen versucht.

Ein persönliches Beispiel des „Eintauchens“ als „Studierter“ in diese Arbeiterkultur habe ich weiter oben mit der Familie meiner Frau in Mülheim an der Ruhr gegeben.

* Außerparlamentarische Opposition

In diesen Kontext gehört auch die Rede der taz- und SPIEGEL-online Kolumnistin Margarete Stokowski aus Anlass der Verleihung des Kurt-Tucholsky-Preises 2019 an sie, die sich vor allem mit feministischen Themen befasst. – Dieser Kurt-Tucholsky-Preis für literarische Publizistik, der alle zwei Jahre vergeben wird, wurde 1995 gestiftet, zum 60. Todestag von „Tucho“. – Sie sagt darin folgendes:

„Sprache ist eine Waffe. Haltet sie scharf“, das ist eine Aussage von Tucholsky, [...] aber diese Waffe haben nicht nur wir, sondern auch die anderen: diejenigen, die Hass verbreiten, die mit Gewaltandrohungen reagieren.

Wer sind diese Leute? [...] Sie ertragen es nicht [...] Sie ertragen es nicht, die Meinungen von Frauen zu hören. Sie ertragen es nicht, die Meinungen von jungen Frauen zu hören. Von Feministinnen zu hören. Von Linken zu hören. Von Migrant*innen zu hören. Von queeren Menschen zu hören. Sie ertragen es nicht, die Meinungen von Menschen zu hören, die anders sind als sie selbst.

Sie seien „unfähig, mit Veränderungen umzugehen, Veränderungen in dem Sinne, dass die Stimmen vielfältiger werden, die heute hörbar sind“.

In einem Text von Tucholsky, *Wir Negativen*, über 100 Jahre alt, heißt es: „Wir wollen kämpfen mit Hass aus Liebe.“ „Guter Satz“, findet die Preisträgerin. Und sagt weiter:

Wenn ich nicht die Hoffnung hätte, dass sich an den Zuständen, wie sie sind, etwas ändern lässt, dann würde ich mir nicht die Mühe machen, Texte darüber zu schreiben.

Und ein Interview von Michael Wildt, Geschichtsprofessor an der Humboldt-Universität in Berlin, und Autor des 2003 im HIS Verlag erschienenen Buches *Generation des Unbedingten* über die Studierenden und Intellektuellen als geistige Träger des NS-Regimes, die ohne sie dabei bedingende Rücksichtnahmen und ohne etwa befürchten zu müssen, zur Rechenschaft gezogen zu werden ihre geistigen Un-Taten der Verfolgung, Entrechtung, Vertreibung und Vernichtung von Menschen betreiben konnten. Sie waren damit die Konstrukteure des „Bösen als reale

Macht“, wie Joachim Fest „Hitlers wirkliches Vermächtnis“ in einem Essay einmal nannte.

Michael Wildt gab das Interview (*der Freitag* 45/2019) aus Anlass der Publikation seines neuen Buches: *Die Ambivalenz des Volkes. Der Nationalsozialismus als Gesellschaftsgeschichte*, erschienen bei Suhrkamp. Darin setzt er sich mit der Zwiespältigkeit des „Volks-Begriffs“ auseinander: er weist darauf hin, dass in der Französischen Verfassung nach der Revolution 1789 die Frauen und Sklaven außen vor blieben. D.h. Nations- und Volksbildung hat immer auch etwas mit Ausgrenzung zu tun.

Einerseits. Andererseits ist das Prinzip der Volkssouveränität die Grundlage moderner Verfassungen.

Aber entzaubern sollte man den Begriff des Volkes schon. So wie ein Demonstrant in der Wendezeit auf seinem Transparent „Ich bin Volk-er“ stehen hatte?

fragt der Interviewer Dorian Baganz.

Dazu Wildt: „Ja, das ist doch schön ironisch!“ Und sagt weiter:

Für die deutsche Staatsbürgerschaft ist die Herkunft völlig egal. Oder welcher Religion man angehört. Muslime nicht zum „Deutschen Volk“ zu zählen, ist verfassungswidrig!

Er meint weiter, lieber sollten wir dem Begriff das Pathos nehmen. Da passt ein Zitat der Bundeskanzlerin:

Das Volk sind alle, die hier leben.

Sein Vorschlag: Lasst uns lieber von Solidarität sprechen, das ist ein viel treffenderer Begriff.

Solidarität richtet sich gegen Ungleichheit, Unfreiheit und Ausbeutung. Er bedeutet Unterstützung und Respekt auf der Basis der Menschenrechte. Er ist weit mehr Praxis als Theorie.

Ich jedenfalls möchte lieber in einer solidarischen Gesellschaft freier und gleicher Menschen leben als in einem „Volk“.

FRIEDENSNOBELPREISE

Noch zwei weitere finde ich besonders erwähnenswert:

Den für die jüngste Friedensnobelpreisträgerin der Geschichte, für die 17-jährige pakistanische Kinderrechtlerin Malala Yousafzai 2014, die sich gegen Kinderarbeit und für das Recht auf Bildung, gerade auch für Mädchen einsetzte, bevor ihr dafür von radikalen Taliban ins Gesicht geschossen wurde, was sie nur knapp überlebte.

Ihr sei aufgefallen, sagt sie im Rathaus in Oslo, dass Menschen sie ganz unterschiedlich beschreiben: manche nennen sie das Mädchen, das von den Taliban angeschossen wurde, andere nun Nobelpreisträgerin.

Soweit ich weiß, bin ich einfach nur eine engagierte und sture Person, die eine gute Ausbildung für alle Kinder, gleiche Rechte für Frauen und Frieden in jeder Ecke der Welt sehen will.

Und 2018 ehrt der Friedensnobelpreis zwei herausragende Fürsprecher der überlebenden Opfer sexualisierter Gewalt in bewaffneten Konflikten, nämlich

- Nadia Murad, die Unermüdliche, die als Jersidin ihre Stimme erhebt gegen das Leid, das IS-Terroristen Frauen wie ihr zugefügt haben, und
- Denis Mukwege, den Heiler, Frauenarzt aus dem Kongo, und Pionier der Rettung von Opfern sexueller Folter im Krieg.

Als humanistisch orientiertem Menschen freut es mich besonders, dass so grundlegend humanitär handelnde Menschen solch hohe Auszeichnungen erhalten.

STOLPERSTEINE: GUNTER DEMNIG

Ähnlich wie Claude Lanzmann immer betont hat, dass sein Film *Shoah* kein Dokumentarfilm ist, sondern ein, und zwar sein Kunstwerk, hat Gunter Demnig, der Initiator der *Stolpersteine* zur Erinnerung an Opfer aus der Zeit des Nationalsozialismus, darauf hingewiesen, dass dieses Projekt der Erinnerungskultur sein Kunstwerk ist und bleiben wird, und deswegen darauf bestanden, dass nur er die inzwischen europaweit an die 70 Tausend Stolpersteine verlegt hat und weiter verlegen wird – solange er körperlich dazu noch in der Lage ist.

Immerhin ist er pro Jahr dafür etwa 60 Tausend Kilometer mit dem Auto unterwegs.

Denn die Stolpersteine liegen ja nicht nur in Deutschland, sondern „überall, wo die SS ihr Unwesen getrieben hat“, wie der gebürtige Berliner selbst sagt. Inzwischen sind Stolpersteine in insgesamt 23 Ländern verlegt.

Die Menschen, deren Namen die Steine tragen, waren Juden, „Zigeuner“, politische Gegner oder Behinderte.

Es geht also um alle Opfergruppen aus der Nazi-Barbarei, anders als beim Holocaust-Mahnmal in Berlin, das an die ermordeten sechs Millionen europäischen Juden erinnert.

Demnig ist ja selbst ein Angehöriger der 68er Generation, geboren 1947 in Berlin und damit auch schon im fortgeschrittenen Alter, 2017 wurde er 70 Jahre alt.

Nach ihm kann nichts und niemand mehr kommen, wobei es doch sowieso jedem klar sein muss, dass die Verlegung der Stolpersteine, gleich, wieviele davon auch noch verlegt werden sollten, immer nur einen symbolischen und jeweils exemplarischen Charakter für den Einzelnen Getöteten und im Kunstprojekt der Stolpersteine Erinnerten haben kann.

Es fügt sich damit in den Rahmen der bundesdeutschen Erinnerungskultur, wofür der Künstler dann auch das Bundesverdienstkreuz erhielt.

Umso beunruhigender ist es, nicht nur für mich als einen der vielen Aktivisten und Paten der Stolpersteine, dass aktuell ein AfD-Abgeordneter aus Baden-Württemberg, Wolfgang Gedeon ein Ende der Stolpersteine Aktion forderte, so wie vorher schon der Thüringer AfD Mann Bernd Höcke sich verächtlich über das Holocaust-Mahnmal in Berlin geäußert hatte.

Dies scheint mir ein Ausdruck der auch von CSU-Seite propagierten „Konservativen Revolution“ zu sein, die sich in der Hauptsache gegen die Folgen der, Originalton CSU, „links-grün versifften“ 68er Kulturrevolution wendet. Und da ist der „Kampf um die Erinnerung“ ein ganz zentraler Moment.

Denn „Wir sind, was wir erinnern“ (Konrad Görg).

Nochmals zum Stolpersteine Künstler Gunter Demnig, zu dessen Lebenswerk diese Erinnerungsarbeit geworden ist, als ein Ausdruck seiner Konzeptkunst.

Aus Anlass seines runden Geburtstages ist 2017 im Essener Klartext Verlag ein pracht-

voller, großformatiger Band zur Würdigung dieses Lebenswerks erschienen, das er selbst als „das größte dezentrale Mahnmal der Welt“ nennt.

Hans Hesse: *Stolpersteine. Idee, Künstler, Geschichte, Wirkung*. 511 Seiten, zahlreiche Abbildungen, was sozusagen die zentrale Veröffentlichung zu den Stolpersteinen ist, zu denen es in vielen Städten, wie auch in Duisburg, die schon genannte Broschüre gibt, so auch in Hamburg eine ganze Schriftenreihe, oder auch in Köln von Kirsten Serup-Bilfeld *Stolpersteine. Vergessene Namen, verwehte Spuren. Wegweiser zu Kölner Schicksalen in der NS-Zeit*. Mit einem Beitrag von Elke Heidenreich, überschrieben mit: *Hier wohnte Köln 1933 bis 1945*, der für sich schon lesenswert ist. Erschienen 2003 im Kölner Verlag Kiepenheuer & Witsch.

Übrigens: Den Namen *Stolpersteine* hat Demnig nicht selbst erfunden. In einem Interview hat ein Kölner Hauptschüler auf die Frage eines Journalisten, ob man da nicht drüber stolpert, geantwortet:

Nee, man stolpert mit dem Kopf und mit dem Herzen.

Das hat den Künstler beeindruckt. Fortan hießen die Steine so.

HELMUT FLEISCHER; SOZIALPHILOSOPH

Den Soziaphilosophen Helmut Fleischer habe ich 1972 in einer Vorlesung mit Seminar an der Freien Universität Berlin kennengelernt, die die Überschrift trug: *Einführung in die historisch-materialistische Theorie der Gesellschaft*, die er in späteren Durchgängen *Grundbegriffe materialistischer Gesellschaftsanalyse* nannte.

Der erste Abschnitt hieß: *Ursprung und Perspektiven der historisch-materialistischen Gesellschaftstheorie (Materialismus und Emanzipation)*.

Für mich war das ein Bildungserlebnis sondergleichen: zum ersten Mal in meinem noch jungen Leben, – aber ich war immerhin schon 27 Jahre alt! – erschloss sich mir ein neuer geistiger Horizont, ein Weltaufschluss durch politisches, gesellschaftsbezogenes Denken.

In meinem Fachstudium der Psychologie am sog. Holzkamp-Institut war schon die Entwicklung einer *kritisch-emanzipatorischen*

Psychologie im Gange, die mich bereits in ihren Bann zog. Und da passte diese Sozialphilosophie ganz gut als theoretischer Rahmen dazu, so sah ich das jedenfalls zunächst.

Ich hatte mich da schon entschlossen, nicht in einen der vielen „Kapital-Lese-Kurse“ zu gehen, die damals *en vogue* waren. Die waren mir – vom Hörensagen! – zu abstrakt und abgehoben.

Fleischer hörte ich von der „Klassenspaltung der Gesellschaft“ reden, in der die „kapitalistische Produktionsweise herrscht“ und las daraufhin nochmals das 24. Kapitel des ersten Bandes des *Kapitals*, Marxens Hauptwerk, in mehreren Bänden, so überschrieben.

Das Kapitel hieß, die „*Ursprüngliche Akkumulation*“ des *Kapitals*, enthielt also den Abriss darüber, wie diese Produktionsweise historisch entstanden ist und sich, mit Geld als Kapital, ökonomischer Gewalt und politischer Macht, durchgesetzt hat.

Dieses Kapitel war für mich verständlich und nachvollziehbar geschrieben, so dass ich bis heute an dem Thema interessiert blieb.

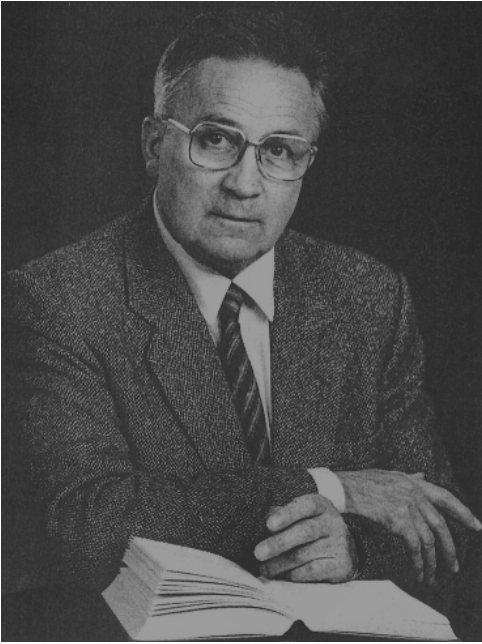
Ein aktuelles Buch dazu heißt: *King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus*, geschrieben von Sven Beckert, einem Harvard-Professor aus Frankfurt am Main.

Dieses Buch zeigt erstmals die übergreifende Darstellung anhand einer einzelnen Ware, der Baumwolle, wie der Kapitalismus entsteht, sich gleichsam „einübt“ und nach und nach die Lebensverhältnisse und Arbeitsbedingungen, ja das Schicksal der Menschen überall auf der Welt seinen Bewegungsgesetzen unterwirft.

In einem Gespräch in Duisburg aus Anlass der *Mercator-Matinee*en wies Frieder Otto Wolf, Berliner Philosoph und Humanist, darauf hin, dass noch vor der Baumwolle der Naturstoff der Schafswolle zu Anfang dieser Entwicklung eine wichtige Rolle spielte.

Wie bei mir des öfteren, blieb ich durch den nachhaltigen Eindruck, den Helmut Fleischer als Dozent auf mich machte – der im persönlichen Gespräch wie auch im Hörsaal bescheiden, aber sachlich souverän auftrat – in meinem weiteren Leben an dessen Werk interessiert.

Zwei Jahre vor der o.g. Vorlesung war sein Buch *Marx und Engels. Die philosophischen Grundlinien ihres Denkens* im Verlag Karl Al-



ber, Freiburg und München, in der Studien-Reihe *Kolleg Philosophie* erschienen, das ich mir im Rahmen der Vorlesung zulegte.

Ich war von der klaren Sprache dieses Bändchens angetan, die mir sehr viel stärker zusagte als der „Polit-Sprech“ so manchen Promis der Studentenbewegung.

Das heißt, ich konnte mir den Text wirklich aneignen, was, zusammen mit der Vorlesung, zur Sternstunde meines „neuen Denkens“ über Gesellschaft und Geschichte wurde.

Fleischer hat das Verdienst, mich zum materialistischen Geschichts- und Gesellschaftsdenken gebracht zu haben.

Das war, im Nachhinein betrachtet, ein großes Geistesgeschenk.

1977 hat er in einem Sammelband den Essay geschrieben: *Warum eigentlich Materialismus?*, der mir noch einmal die Gewissheit gab, dass dieser Denkansatz am ehesten zu wirklichem Wissen beitragen könnte.

Noch 1970 war auch sein *Suhrkamp-Taschenbuch Marxismus und Geschichte* erschienen, an das ich erst später geriet, worin er versucht zu erklären, warum die Revolution ausgerechnet in einem so rückständigen Riesenreich wie Russland erfolgreich sein konnte. Was von der Marxschen Theorie her so eigentlich „nicht vorgesehen“ war.

Spannender war für mich das *Fischer-Taschenbuch Ethik ohne Imperativ. Zur Kri-*

tik des moralischen Bewusstseins, weil es näher an meinem Studienfach, der Psychologie, verortet war.

Das hat mir der Autor, weil vergriffen, auf meinen Wunsch 2001 aus seinem Bestand per Post zugesandt.

Sinngemäß bringt er darin zum Ausdruck, dass nicht irgendeine moralische Instanz oder Lehre, sondern nur das jeweils gelebte Ethos zu überzeugen vermag.

Die Festschrift zu seinem 65. Geburtstag, *Reflexionen zur geschichtlichen Praxis* versammelt Beiträge seiner Mitarbeiter und Schüler, unter anderen den von Gerd Koenen.

Aber auch einen von Irmingard Staeuble, Mitarbeiterin am Psychologischen Institut der FU, die mit Siegfried Jaeger, meinem Diplomarbeits-Betreuer, das Buch *Die gesellschaftliche Genese der Psychologie* als Band 8 der *Texte zur Kritischen Psychologie* im Jahr 1978 veröffentlicht hat.

Und von Wolfgang Fritz Haug ist darin zu lesen, dem nachmaligen Herausgeber des *Historisch-Kritischen Wörterbuch des Marxismus*, kurz HKWM genannt, das im Jahr 2015 erst zur Hälfte fertiggestellt ist.

Als selbstkritisch-theoretischer Aufarbeitung und Rechenschaftslegung über den ersten Versuch der Menschheit, zu einer gerechteren Gesellschaftsordnung zu gelangen.

Es ist einer nachwachsenden neuen Generation weltweit vernetzter, an der „Marx’schen Großen Methode“ geschulter Wissenschaftler anheim gestellt, dieses große zeitgenössische Geschichtswerk als Erbe für kommende Menschheitsgeschlechter zu vollenden.

Mal sehen, was ich davon noch mitbekommen werde!

An früheren Bänden des HKWM hat auch Helmut Fleischer mitgearbeitet, wie auch der schon genannte Frieder Otto Wolf, der das auch weiterhin vorhat, und auch Morus Markard, ein Schüler von Klaus Holzkamp, der sich dort zur Kritischen Psychologie geäußert hat.

Der Sozialphilosoph Helmut Fleischer hat 1977 in dem von Urs Jaeggi und Axel Honneth herausgegebenen *suhrkamp taschenbuch wissenschaft* 182 zum Thema: *Theorien des Historischen Materialismus* den Aufsatz beige-steuert:

Warum eigentlich Materialismus?, auf den ich hier näher eingehen möchte. Ich hatte ja

schon erwähnt, dass mich dieser Autor in Vorlesungen an der FU Berlin, beginnend 1972, zum historisch-materialistischen Denken gebracht hat.

Worin aber besteht dieses Denken?

Fleischer beginnt seine Ausführungen mit dem Hinweis, dass sich die Bemühungen um eine „Rekonstruktion“ der historisch-materialistischen Theorie auf die inhaltlichen Theoreme über „Basis und Überbau“, „Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse“ und dergleichen mehr beziehen, weniger jedoch auf die besondere Materialitätsthese, derentwegen Marx seine Geschichtsauffassung als eine „materialistische“ präsentiert hat.

Dieser These nimmt sich Fleischer bei seinem Versuch der Wiedergewinnung einer materialistischen Geschichtsauffassung an, indem er klar macht, dass deren Deduktionen aus den „ersten Voraussetzungen aller Menschengeschichte“ gewonnen und die Perspektiven auf das sozialgeschichtliche Ganze in einem Umkreis des unmittelbar Gegenwärtigen, in einer selbstgewonnenen konstitutiven Grunderfahrung vom gesellschaftlichen Lebensprozess begründet sind.

Dadurch etabliert sich ein Historischer Materialismus zuerst über ein materialistisches „Begreifen der Praxis“.

Das Bewusstsein, so heißt es, kann nichts anderes sein als das bewusste Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozess, der mit der materiellen Produktion des Lebens selbst beginnt, und im Produzieren und Umbilden der gesellschaftlichen Beziehungsformen zwischen den Menschen endet.

Eben aus diesen Tätigkeitsbezügen erlangt das Denken seine Inhaltsbestimmtheit, es ist immer das Denken dieser bestimmten Menschen, wie sie wirklich sind, d.h. wie sie in ihren gegenständlich-produktiven Tätigkeiten und ihren sozialen Interaktionen wirksam werden.

Der Gedanke geht also nicht nur auf den Eindruck zurück, den die Sache im Subjekt hinterlässt (wie es ein „älterer Materialismus“ gelehrt hatte), sondern er ist auch Ausdruck einer Subjektverfassung, praktischer Qualifikationen (und Qualifikations-Schranken) des Subjekts.

Der „neue Materialismus“ fasst die Wirk-

lichkeit nicht unmittelbar als Objekt der sinnlichen Anschauung, sondern im Medium der sinnlichen und gegenständlichen Tätigkeit, er ist darum „praktischer Materialismus“.

Die Materialitätsthese dieses Materialismus geht zunächst in ihrer Bedeutung darauf, dass von der Bewusstseins- und Gedankenform, in der alles Wirkliche sich uns darstellt, auf die Handlungsinhalte im Kontext der Lebenstätigkeit zurückzugehen ist, in die alle ideellen Gehalte eingelagert sind.

Schlüsselt man diese erste Bestimmung von Materialität als „Handlungs-Inhaltlichkeit“ weiter auf, dann kommen natürlich auch all die Momente in den Blick, welche die stoffliche Konsistenz des Seienden, des Denkenden und des Gedachten ausmachen: die Leiblichkeit des Menschen, ihre Existenz durch Stoffwechsel mit der äußeren Natur, die Vermittlung dieses Stoffwechsels durch materielle Werkzeuge, das Bedingtsein der Lebenstätigkeit durch Massen akkumulierter Vergegenständlichungen vorgängiger Arbeit.

Das Herausstellen solcher stofflicher Materialitätsmomente wird mitunter wichtig und macht den Materialismus auch nach dieser Seite immer wieder aktuell. Im Grunde sind das aber recht triviale Erinnerungen, etwa „dass die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen...“.

Die zuvor benannte allgemeinere Bedeutung der Materialitätsthese – als Koordination von Bewusstsein und Sein = wirklicher Lebensprozess dürfte dagegen bis auf weiteres die höhere Aktualität behalten.

So folgt auf Marxens Proklamation eines kategorischen Imperativs der menschlichen Emanzipation – alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist – sogleich die Erinnerung: die Theorie wird in einem Volke nur so weit verwirklicht, als sie die Verwirklichung seiner eigenen Bedürfnisse ist.

Die Bedürfnisse (oder Interessen) mit samt den Energien und Qualifikationen ihrer Durchsetzung werden damit zum Maß geschichtlicher Realisationen.

Die eigene Theoretiker-Praxis von Marx bekräftigt es, dass an die Stelle des Proklamierens programmatischer Normen, Ziele usw. (heutzutage sind es die „Werte“) ein eher

zurückhaltendes, unaufdringliches Benennen der absehbaren „allgemeinen Resultate“ der „wirklichen Bewegung“ tritt.

Sehr entschieden kommt bei Marx die Absage an die Denkform des „Ideals“ heraus und vollends überholt erscheint das bildhafte Ausmalen künftiger Zustände.

Weit mehr informiert die Theorie über bestehende Verhältnisse, erarbeitet sie Denkmittel zum klareren Diagnostizieren gesellschaftlicher Situationen und Kräfteverhältnisse.

Sie ist im ganzen weniger Aufforderung zur Praxis als Medium des Begreifens der Praxis.

Das Praxisbewusstsein ist in dem Maße materialistisch durchgebildet, als es auf der eigenen als auch auf der gegnerischen Seite die Handlungsdispositionen eben in den Termini von wirklichen Interessen wirklicher gesellschaftlicher Gruppen benennt und die wirklichen Maßbestimmungen der Energie, Qualifikation und damit Durchsetzungsfähigkeit solcher Interessen bedingt.

Soweit Fleischer, ein Textauszug, mit dem ich belegen möchte, wie es kam, dass mir dieser Sozialphilosoph das historisch-materialistische Denken nahegebracht hat – was für mich ein Bildungserlebnis allererster Güte war – auch um dem verwirrenden Geschehen in der Studentenrevolte nicht hilf- und orientierungslos ausgeliefert zu bleiben, sondern dem mehr und mehr beizukommen.

Wenige Jahre vor seinem Tod im Jahr 2012 erschien 2010 in der Reihe: Lebensformen im *Centaurus Verlag* in Freiburg sein autobiographisches Buch *Aus Hitlers Krieg durch Stalins Gulag. Blick zurück auf eine bewegende Geschichte*, das mich in seiner intellektuellen Redlichkeit und Selbstaufklärung über seine Verstrickung in die politischen Zeitläufte tief beeindruckt hat.

Vorher hatte er schon die Summe seiner lebenslangen Beschäftigung mit dem Marxismus in einem großen Essay gezogen, betitelt *Epochenphänomen Marxismus* mit dem Untertitel *Wie wird Karl Marx den „Marxismus“ überdauern?*

Dieser Essay ist 1993 als Buch im Hannoveraner Verlag *Walter G. Neumann* erschienen, und zwar in der *edition gesellschaftsphilosophie*.

Für mich ein Wegweiser auch für die Ausarbeitung des *Historisch-Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* (HKWM), dessen ers-

ter Band ein Jahr später, im Frühjahr 1994 erschien und aktuell in 2018, mit Band 9, – es sind mehrer Teilbände erschienen, zusammen 12 Bände – sportlich gesprochen in die zweite Halbzeit geht.

Das ist die umfassendste, selbstkritische, für neuere Entwicklungen und Fragestellungen offene Aufarbeitung des ersten Anlaufs der Menschheit zu einer menschlicheren Welt.

In einem eigenen Beitrag zu seiner Festschrift, *Philosophieren im Zug der Zeitgeschichte* schreibt Fleischer:

Erst als ich über die Ideologiekritik an den primären kategorialen Ort gelangte, die Korrelation von Sein und Bewusstsein, gewann ich jenseits der „Bedingungs-Materialismen“ einen Sinn für den „Seins-Materialismus“, der sich auf dieser Stufe begründet. In einem 1977 veröffentlichten Diskussionsaufsatz „Warum eigentlich Materialismus?“ und danach noch einmal in einem breiter angelegten Aufsatz 1982 über den „Geschichtsmaterialismus“ führte ich dies aus.

Der Sinn-Akzent des „Materiellen“ verlagerte sich von den Stofflichkeitsmomenten, an die zu erinnern schon trivial geworden ist, zu dem „Materialien der Praxiswirklichkeit“, die nach wie vor allzu leicht in den Hintergrund der reduktiven Wirklichkeits-symbole geraten kann. Wenn man sich heute umsieht, kann man finden, dass das öffentliche und theoretische Gesellschaftsbewusstsein weiterhin mit zahllosen kleinen und großen Ideologismen besetzt ist.

Und weiter:

Den System-, Ziel- und Epochenbegriff „des Sozialismus“ hatte ich längst abgetan, ebenso den ganzen Ideenkomplex des „Sozialismus als Wille und Vorstellung“. „Der Sozialismus“ ist ein notorischer Fetisch-Begriff, ebenso wie „der Kapitalismus“. Was aber bleibt?

Ein geschichtsperspektivischer Inbegriff „des Sozialistischen“ als Titel für ein Mehr an realer Vergesellschaftung und als Richtungsanzeige für dasjenige im modernen Gesellschaftsprozess, was auf eine höhere Integrationsstufe von qualifizierter Selbstbetätigung und gesellschaftlicher Kooperation/Koordination von größerer Reichweite und Intensität hinwirkt.

Es wird künftig Konstellationen geben, in denen nicht „der Sozialismus“, wohl aber „mehr Sozialismus“ gefragt ist.

Und schließlich:

Die Koordinaten meiner politischen Intentionalität sind nicht diejenigen der Parteienpolitik, und ebensowenig die einer gesellschaftspolitischen System-Orientierung, (nach der Art „Sozialismus kontra Kapitalismus“); sie sind nicht Institutionen-gebunden, sondern soziokulturell-Kraftfeld-bezogen und geschichtlich dimensioniert.

Den „Erwartungshorizont“ bildet die werdende bürgerliche Gesellschaft, den Focus die Wirksamkeit jenes sozialen Schichtsegments, in dem höhere Wissenskraft und Kooperationskultur am stärksten konzentriert sind [...]

In ihrem personal-, sozial- und geschichtsphilosophischen Kern gilt meine Arbeit also einer Philosophie der zivilbürgerlichen Vergesellschaftung.

Fleischer paraphrasiert abschließend die Marxsche 11. These über Feuerbach:

Mir war es nie genug, Philosophien zu interpretieren, vielmehr war ich darauf aus, philosophische Positionen und Problemlagen zu verändern.

Sein Schlusswort lautet:

Die konkrete Praxisgestalt des wirklichen „Vernünftigen“ sind die jeweils erreichten Maßbestimmungen von Zivilität in den Lebensordnungen und Aktivitäten moderner Gesellschaften.

Die Bildungselemente ziviler Vergesellschaftung sind das Feld einer sozial- und geschichtsphilosophischen Heuristik.

Ich versuche, auch mich selbst irgendwo in diesem Feld zu lokalisieren.

Zweierlei fällt mir dazu ein:

ERSTENS Gerd Koenens Aufsatz in eben dieser Festschrift, *Zur Genese einer Zivilgesellschaft in Nachkriegsdeutschland*, in dem er u.a. meint, dass

der Begriff der „Zivilgesellschaft“ oder einer „Zivilität“ des sozialen Lebens eine [...] eigene Nuancierung erfahren hat.

Der Begriff der „Zivilgesellschaft“ steht hier zunächst in historischer Perspektive dem der „Imperialgesellschaft“ gegenüber. „Zivilität“ meint eine nicht vorwiegend „politokratisch“ oder gar militaristisch geprägte Form von Gesellschaftlichkeit, sondern eine, die ihre Dynamik und Bindekraft wesentlich den selbständig verfolgten, produktiven Arbeits- und Lebensprozessen ihrer Einzel-Subjekte verdankt, statt den gewaltsamen Akkumulationen, äußeren Eroberungen und autoritären Zuteilungen eines ideellen staatlichen Gesamt-Subjekts.

In einer Fußnote zum Aufsatz merkt er an:

Diese eher unmethodischen, freihändig historisierenden Betrachtungen, sind Teil einer gelegentlichen korrespondierenden Zusammenarbeit zu Helmut Fleischers Bemühungen um die Prolegomena einer Philosophie der Geschichte dieses Jahrhunderts.

Ich verstehe meinen Text auch als Teil eines nachholenden Dialogs zwischen der Kriegs- und der Nachkriegs-Generation, zu der wir jeweils gerade noch gehören.

Der Mangel eines Austauschs der jeweiligen Generations-Erfahrungen in Nachkriegsdeutschland hat, glaube ich, viel zur emotionalen Ödnis des intellektuellen, künstlerischen gesellschaftlichen Lebens in dieser Republik beigetragen

Mit diesen Äußerungen erweist sich Gerd Koenen m.E. quasi zum „Meisterschüler“ des Jubilars.

(Allerdings möchte ich – zu dieser Fußnote – darauf hinweisen, dass der Mord an den (nicht nur deutschen) Juden auch einen nicht zu vernachlässigenden Anteil an dieser „emotionalen Ödnis“ in den vielen Nachkriegsjahren bei uns hatte, die erst durch die 68er Revolte überwunden wurde. Nachzulesen ist dieser Verlust im Buch von Bernt Engelmann, *Deutschland ohne Juden. Eine Bilanz*.

Und ZWEITENS Ute Blauert's Versuch, das von mir in meinem Berufsleben als Berater bearbeitete Feld der Schule im Sinne von H. Fleischer darzustellen:

Ihr Buch heißt *Die zivilisierte Schule. Über Erziehung, Bildung und die Würde des Kindes*, 2005 im *Federwild Verlag* in Karlstadt erschienen.

Dabei bilanziert sie die sozialen Resultate der Trägerinnen von Schule, also der Lehre-

rinnen und Schülerinnen, – selbstverständlich sind damit auch die männlichen Akteure mitgemeint – unter den Aspekten

- der zuverlässig betreuenden Schule (als Planungssicherheit für Familien),
- der gut erziehenden Schule, - dies in zwei ausführlicheren Abschnitten,
- zur (falschen) Ernährung,
- zum Bewegungsmangel,
- zur Arbeitshaltung der Kinder,
- zu Höflichkeit,
- zu Respekt (vor den Leistungen anderer) und
- zur Friedfertigkeit der Institution und zur Zuverlässigkeit in ihr.

WEHRMACHTSAUSSTELLUNG

In der Internetzeitung *Kontext*, deren Druckversion der Wochenend-*taz* beiliegt, gab es 2015, zwanzig Jahre nach Eröffnung der ersten Wehrmachtsausstellung 1995 in Hamburg, einen informativen, zusammenfassenden Bericht über die Geschichte dieser Ausstellung, geschrieben von Wilhelm Reschl. Darin heißt es u.a.:

Den Ausstellungsmachern, einem Historiker-Team unter der Leitung von Hannes Heer, einem Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung des Tabakerben Jan-Philipp Reemtsma, ging es um die Grundaussage: „Die Wehrmacht war Teil von Hitlers Vernichtungskrieg im Osten. Und zwar nicht nur mal hier und da, sondern flächendeckend und systematisch.“ Die Ausstellung wanderte in der Folgezeit durch deutsche und österreichische Städte, und musste von Initiativen vor Ort getragen und bezahlt werden, was zu ihrer Politisierung an all diesen Stationen führte. Z.B. in Stuttgart 1995, zu Protesten von CDU, FDP und Republikanern, gegen das Foyer des Landtags als Ort der Ausstellung. Die Grünen organisierten sie dann kurzerhand im Gewerkschaftshaus. Neonazis und Rechtsradikale führten 1997 in München, der einstigen „Hauptstadt der Bewegung“, den größten Aufmarsch Rechtsextremer in der BRD gegen die vom OB Christian Ude, SPD im Rathaus eröffnete Ausstellung.

1999 gibt es sogar einen Sprengstoffanschlag gegen sie. Im gleichen Jahr sollte sie ins Englische übersetzt und im Goethe-Institut in New York und in anderen Weltmetropolen gezeigt werden.

Da stoppen drei Historiker mit ihren Einwendungen zur Echtheit und Authentizität des gezeigten Bildmaterials den Siegeszug der Ausstellung.

Jan-Philipp Reemtsma, der bisher alle politische und journalistische Kritik gelassen ertragen und die Ausstellung energisch verteidigt hat, bangt um sein Lebenswerk, entlässt den Ausstellungsmacher Hannes Heer, lässt die Ausstellung schließen und setzt eine Historiker-Kommission ein zu deren gründlicher Überarbeitung.

Im November 2001 wird die zweite Wehrmachtsausstellung in Berlin eröffnet. Sie teilt mit ihrer Vorgängerin noch die Grundthese, enthält aber keine Fotos mehr, sondern nur noch zweifelsfreie Dokumente.

Mit den Fotos ist aber auch „der Mörder von nebenan“, der einfache Soldat als Täter, als „Hitlers williger Vollstrecker“ verschwunden.

Nach einer Tournee mit immerhin 450 Tausend Besuchern wird die zweite Ausgabe im Frühjahr 2004 abgebaut und im Deutschen Historischen Museum in Berlin eingelagert.

Damit endet, nach fast 10 Jahren, die Geschichte der Wehrmachtsausstellung. Es bleibt als Fazit:

Nach einer Wanderschaft durch 32 Städte und einer Besucherzahl, die sich der Million nähert, ist sie zur erfolgreichsten politischen Ausstellung der BRD geworden.

Soweit Wilhelm Reschl in *Kontext*.

Als solche hat sie „Bewusstseinstatsachen geschaffen“, meinte 1999 noch Ulrich Raulff in der FAZ.

Der geschasste Macher der ersten Ausstellung, Hannes Heer, widerspricht. Er hat 2004 im Berliner Aufbau-Verlag das Buch *Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei vorgelegt*.

Auch er ist mit dem Geburtsjahr 1941 ein Angehöriger der 68er Generation, war vom Berufsverbot unter Willy Brandt betroffen und hat mit Klaus Naumann 1995 das Buch zur ersten Wehrmachtsausstellung her-

ausgegeben: *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*.

Ich möchte aus seinem neuen Buch von 2004 die einleitenden Sätze zitieren:

Ein Bann scheint gebrochen zu sein. Alle reden von der gezielten Auslöschung der deutschen Städte durch die anglo-amerikanischen Luftflotten und erregen sich über die unermesslichen Leiden der Vertriebenen [...]

Die Deutschen, die gerade begonnen hatten zu begreifen, dass mit den Begriffen Auschwitz oder Treblinka das Ausmaß der Schuld nur unzureichend beschrieben war und dass man in Zukunft die Torturen der Zwangsarbeiter und die Verfolgung der Juden in der Heimat, die Mordtaten der Polizei-Bataillone und die Verbrechen der Wehrmacht in den besetzten Gebieten dazuaddieren musste, verwandeln sich mit einem Mal in ein Volk von Opfern [...]

Der Klappentext des Buches spricht von „einer provokanten Untersuchung zum deutschen Seelenfrieden“:

Zum ersten Mal seit dem Ende der Ausstellung: „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ äußert sich Hannes Heer über die Hintergründe der Kampagne gegen das Projekt, dessen Leiter er war. Sie hatte die Legende von der „sauberen Wehrmacht“ in Frage gestellt, und der Schock war entsprechend groß. Die Versuche, die Ausstellung zu diffamieren, waren nach vier Jahren erfolgreich.

Sie wurde zurückgezogen und durch eine völlig neue, entschärfte Version ersetzt. Der Krieg und seine Verbrechen sind darin wieder zum Werk einiger Spitzenmilitärs geworden. Sie zeigt Taten ohne Täter.

Diese Geschichte der Wehrmachtsausstellung dokumentiert m.E. exemplarisch den Kampf um die deutsche Erinnerungskultur – der weitergeht. Und auch uns Humanisten zur Wachsamkeit aufruft, vergleiche die politisch-rechtsextremen Aktionen gegen die *Stolpersteine* oder das Berliner „Holocaust-Mahnmal“.

Während meiner schon erwähnten Weiterbildung zur *Supervision und Institutionsanalyse* wurde ich in Hamburg auf diese (erste) Wehrmachtsausstellung aufmerksam, hat-

te aber im dichten WB-Zeittakt nicht die Gelegenheit, sie schon zu besuchen.

Ich reiste dann mit der Bahn einige Zeit später nach Hamburg, um mir in einem Tagesausflug die Ausstellung in aller Ruhe anzusehen.

Aus Gründen der Familiengeschichte interessierte mich vor allem die Rolle der deutschen Ordnungspolizei und hier die Tätigkeit der sog. *Polizei-Reserve-Bataillone*, in denen mein Vater fast die ganze Kriegszeit über Dienst hatte.

Diese ersten, mich sehr erschreckenden und beunruhigenden Tatsachen vertiefte ich dann noch im Museum der Deutschen Polizei in Münster, wo alles noch im Einzelnen belegt wurde.

PSYCHOLOGIE IM NS

Nicht nur in Berlin und Frankfurt schlug „68“ hohe Wellen, auch in München, der heutigen „heimlichen Hauptstadt“ der Deutschen, tat sich was, wenn auch reichlich verspätet.

Denn im Anschluss an ein Seminar im Sommersemester 1987 zum Thema: *Psychoanalyse und Nationalsozialismus* machten sich Einige daran, zur 100-Jahr-Feier im Jahre 1989 einen Reader zusammenzustellen, den sie dann unter dem Titel *Rückblicke, Augenblicke, Ausblicke. Zur Geschichte des Psychologischen Instituts München* veröffentlichten.

Herausgeber war u.a. Klaus Weber, der Jahre später, 1998 den *Argument*-Sonderband, Neue Folge mit dem Thema: *Unterstellte Subjekte. Der Beitrag der deutschen Psychologie zur Faschisierung des Subjekts* herausbrachte.

Die Münchner Studierenden haben ihre o.g. Schrift dem Psychoanalytiker John F. Rittmeister gewidmet (geboren 1898), der wegen seines politischen Widerstands in der „Roten Kapelle“ von den deutschen Faschisten am 13.5.1943 in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde.

In einer Zeit, in der sich Psychologie und Psychotherapie selbst gleichschalteten, hat er den Kampf gegen die Nationalsozialisten aufgenommen. Sein Handeln, das sich gegen die Unterdrückung gesellschaftlicher Klassen und das daraus resultierende psychische Leid der Einzelnen richtete, ist uns Ermutigung.

Im Vorwort schreibt Ulrich Geuter, als „je-

mand, der selbst zur Geschichte der Psychologie im Nationalsozialismus geforscht hat“:

Die Autoren hinterfragen, wie sich Psychologen damals mit der politischen Macht verbündeten, und zur Rechtfertigung unterdrückerischer Ideologie beitrugen. Ihre Frage richten sie aber nicht nur an die Geschichte, sondern auch an die heutige Wissenschaft [...]

Im Unterschied zu den Texten von 1970, (worin sich erstmals studentischer Protest im Zuge der Studentenbewegung im Fach Psychologie Luft machte, 25 Jahre nach dem Ende der NS-Diktatur) bemühen sich die Autoren um eine eingehende Aufarbeitung, doch ist auch bei ihnen der Geist des Aufbegehrens wie zur Zeit der Studentenbewegung lebendig.

Auch sie spannen ihre Analyse auf zwischen den beiden Kontrapunkten „Herrschaftswissen“ und „Kritische Wissenschaft“. Anhand der politischen Biografien und zum Teil auch der wissenschaftlichen Werke Münchener Professoren kritisieren sie eine Haltung, in der die Psychologie nicht auf das Ziel einer „humaneren Gesellschaft“ orientiert wird.

Der o.g. Ulfried Geuter hat schon 1984 das Buch *Zur Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus* veröffentlicht, und zwar als *Wissenschaftliche Sonderausgabe* im Suhrkamp-Verlag in Frankfurt am Main.

Dieses fast 600 Seiten umfassende Buch, erschienen in der Reihe: *Wissenschaftsforschung* ist inzwischen als Standardwerk zu folgender Fragestellung anzusehen:

Warum hat sich die Entwicklung der Psychologie von einer vor der NS-Zeit noch weitgehend rein akademischen Disziplin zu einer Profession mit eigenen außeruniversitären Berufsrollen und einem berufsbezogenen Ausbildungssystem gerade während der nationalsozialistischen Zeit vollzogen?

Antwort:

Weil, so das Ergebnis dieser Studie, die Psychologie sich mit den Interessen von Wehrmacht, Wirtschaft und Staat verbündete:

Erste Diplom-Prüfungsordnung 1941 im Zusammenhang mit den Anforderungen der Luftwaffen- und Heerespsychologie.

Die Bedeutung dieser Arbeit geht weit über den Rahmen der Psychologie hinaus. Denn es geht ihr im Kern um das Verhältnis von Wissenschaft, Berufs-Politik und – nationalsozialistischer – Staatsmacht.

Ich meine, uns Heutigen und den zukünftigen „Psychos“ zur Warnung und Mahnung, das „Humanum“ gerade auch als Fachkräfte zu wahren.

Zu ebensolcher Lektüre ist auch bestens geeignet das Buch von Michael Wildt, Mitarbeiter des *Hamburger Instituts für Sozialforschung* (HIS), *Generation des Unbedingten*, in dem er nachweist, dass es eben nicht irgendwelche rassistischen Extremisten am Rande der Gesellschaft waren, die als personale Träger des Nazismus fungierten, sondern ganz normale „Studierte und Intellektuelle“ aus der Mitte der Gesellschaft, die dieses menschenverachtende und -vernichtende Projekt mit ihren Beiträgen erst ermöglichten.

KRITISCHE PSYCHOLOGIE

Wie gesagt, hat mich als gerade von Germanistik und Englisch zur Psychologie gewechselten Studenten die Diskussion um eine alternative Entwicklung in diesem Studienfach magisch angezogen, obwohl ich im Folgenden nicht aktiv an ihr beteiligt war, sondern sie nur aufgeregt verfolgte.

Klaus Holzkamp hatte kurz vor der aufkommenden Studentenbewegung schon einen Lehrstuhl als ordentlicher Professor für Psychologie bekommen und war insofern abgesichert, als er sich als Linker den Fragen und Anforderungen der aufbegehrenden Studenten stellte und diese Impulse immer stärker in seine theoretischen Konzeptionen aufnahm.

1964 hatte er sich mit einer wissenschaftstheoretischen Arbeit über *Wissenschaft als Handlung* habilitiert, verfasste in der Folgezeit erste Aufsätze zur *Relevanz der Psychologie für die Praxis* und für die *Entwicklung einer kritisch-emanzipatorischen Psychologie*:

Letztere war schon in der angesehenen neuen *Zeitschrift für Sozialpsychologie* erschienen, erstere noch als Typoskript vervielfältigt und zur Broschüre geheftet.

In den nachfolgenden Jahren gab es immer neue Aufsätze von ihm selbst, aber auch zunehmend solche von seinen Mitarbei-

ter*innen am P.I. in Berlin-Dahlem.

1978 wurde eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift gegründet, das *Forum Kritische Psychologie* (FKP), mit dem Anspruch, wie Frigga Haug und Ute Osterkamp im letzten Heft 59 des FKP schreiben,

Diskussionen um die Kritische Psychologie so zu organisieren und zu kommentieren, dass dabei Auseinandersetzungen mit dem Resultat wirklicher theoretisch-methodischer Fortschritte der Kritischen Psychologie zustande kommen.

Im Januar 2018 erhielten die FKP-Abonnenten, zu denen auch ich gehöre, den Hinweis, dass nach wie vor ein Interesse an einer Zeitschrift der Kritischen Psychologie existiert. Im Editorial des 40 Jahre nach seiner Gründung 1978, im September 2018 erschienenen ersten Heftes des *Forum Kritische Psychologie – Neue Folge* (FKP-NF) nimmt die aktuelle Redaktion Bezug auf das damals erklärte Ziel, „theoretische, methodische und praxisbezogene Beiträge zur materialistisch fundierten Psychologie als Teil der demokratischen Bewegung“ zu veröffentlichen.

Weiter heißt es dort:

Die Kritische Psychologie wurde vor allem in Auseinandersetzung mit dem psychologischen Mainstream an Universitäten und Hochschulen entwickelt. Dieser betrachtet Menschen als „Organismen“, die sich an eine „Umwelt“ anpassen [...]

Demgegenüber versteht die Kritische Psychologie Menschen als aktiv handelnde Subjekte, die in jeweils unterschiedlichem Maße an der gemeinschaftlichen Verfügung über den gesellschaftlichen Prozess teilhaben. Als Menschen können wir uns an die Bedingungen der kapitalistischen Gesellschaft nicht nur anpassen, sondern diese auch verändern.

Um diese Bedingungen angemessen berücksichtigen zu können, nutzt die Kritische Psychologie marxistische Gesellschaftsanalysen und orientiert sich an Karl Marx' berühmtem „kategorischen Imperativ“, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.

Heute sind die Voraussetzungen grundsätzlich andere:

Mit der Schließung des Psychologischen Instituts und der Emeritierung der Gründungsgeneration hat die Kritische Psychologie ihre Basis an der FU Berlin verloren [...] dafür wird sie von Lehrenden an zahlreichen Hochschulen und Universitäten vertreten [...] und die alle zwei Jahre durchgeführten Ferien-Universitäten der Kritischen Psychologie erfreuen sich regen Zulaufs.

Angesichts dieser Gegebenheiten braucht es eine gemeinsame Zeitschrift, die Texte aus der Kritischen Psychologie und deren Arbeitszusammenhängen veröffentlicht.

Unterstützt wird die Redaktion des FKP-Neue Folge durch einen wissenschaftlichen Beirat.

Dazu sei von mir angemerkt:

Aus der neuen Redaktion ist mir kein Name mehr bekannt. Aus dem größeren Kreis des Beirats sind mir aus meiner Studienzeit und den Folgejahren noch einige *Kritische Psychologie* Aktivisten geläufig, z.B. Gisela Ulmann und Wolfgang Meiers. Es freut mich, dass Klaus Weber aus München auch dazu gestossen ist, dessen Schriften ich weiter oben erwähnt habe.

Aber das ist wohl das übliche Phänomen beim allfälligen Generationswechsel, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in anderen Berufsfeldern wie der Schule als Institution; an meiner Stammschule, habe ich in meinen fast dreißig Arbeitsjahren dort den Austausch des Personals aus der Nähe miterlebt. An der von mir und anderen eingerichteten Kollegen-Fotowand erkenne ich nur noch wenige Gesichter. Wenn man dann bei den alle zwei Jahre stattfindenden Ehemaligen-Treffen einmal fehlt, dünnt sich die Schar der einem Bekannten noch mehr aus. . .

Lesenswert finde ich am FKP-NF Heft 1 zu den Themen: Migration und Rassismus den Aufsatz von Morus Markard, *Das Theorie-Praxis-Problem in (der Geschichte) der Psychologie*, und den mit einer redaktionellen Vorbemerkung versehenen Artikel von Klaus Holzkamp, *Antirassistische Erziehung als Änderung rassistischer „Einstellungen“*?

Besonders interessiert gemacht hat mich die Anzeige am Ende des Heftes über eine *Festschrift für Wolfgang Meiers*, hgg. Katrin Reimer-Gordinskaya und Michael Zan-

der, *Krise und Kritik (in) der Psychologie* der sich, so im Begleittext,

für eine „monistische Psychologie“ einsetzt, die das Verhältnis von Natur-, Gesellschafts- und Individualgeschichte begrifflich fasst und gesellschaftskritisch positioniert.

Meiers hat an der Ausarbeitung der Kritischen Psychologie von Anfang an mitgewirkt, und hat sich seit 40 Jahren mit dem widersprüchlichen Zustand der Psychologie beschäftigt.

Jetzt ist er als Professor an der Hochschule Magdeburg-Stendal emeritiert worden.

Aber nicht nur die Konzeption, auch die Rezeption der *Kritischen Psychologie* machte Probleme – siehe Klaus Holzkamps Äußerung zur studentischen Kritik an seinem Hauptwerk von 1983, *Grundlegung der Psychologie*, sie sei schwer zu lesen – sie sei auch schwer zu schreiben gewesen!

Einen knappen Rückblick gibt Klaus Holzkamp selber im Aufsatz: *Geschichte und Theorie der Kritischen Psychologie* in dem im Profil-Verlag München und Wien 1992 veröffentlichten Reader:

Gegenteile. Gemeinsamkeiten und Differenzen einer Kritischen Psychologie, hgg. von Bernhard Benetka u.a. Klaus Holzkamps Aufsatz beginnt mit der Feststellung, „der Ursprung der Kritischen Psychologie liegt in der Wissenschaftskritik der Studentenbewegung als Aspekt von Gesellschaftskritik“, und hat sich von der „Verwendungskritik“ über die „Funktionskritik“ und die „Erkenntniskritik als Ideologiekritik“ zur „Erkenntniskritik als Einheit von Kritik und Weiterentwicklung“ vollzogen.

Diese späte Schrift markiert, zusammen mit der 1993 erschienenen Monografie zum „Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung“ Klaus Holzkamps Ende seiner Publikationen. Er starb 1995.

Im gleichen Reader folgt auf Klaus Holzkamps Aufsatz der von Birgit Rommelspacher *Feminismus als Kritik, Eine Auseinandersetzung mit der Kritischen Psychologie* mit folgendem Anfang:

Wie kritisch kann eine Kritische Psychologie sein, in der das Geschlechterverhältnis als Machtverhältnis keine Bedeutung hat?

Dazu hat Frigga Haug 2003, zehn Jahre nach Klaus Holzkamps *Lernen...* eine die feministische Kritik an dieser Lerntheorie aufnehmende Schrift verfasst: *Lernverhältniss. Selbstbewegungen und Selbstblockierungen*, die im Hamburger *Argument Verlag* erschienen ist, und in der sie mehrere Abschnitte der „Holzkamp-Diskussion“ um seine Konzeption des Lernens widmet.

Und Frieder Otto Wolf, der von mir so genannte „humanistische, grüne Philosoph“, schrieb zur Kritik der *Kritischen Psychologie* unter anderem den Artikel *Psychologie oder kritische Psychologie?*, in dem er darauf besteht, dass es nur eine wirklich wissenschaftliche Psychologie geben kann. In einem Vortrag in der *Urania* in Berlin zu *Struktur und Handlung bei Marx* hat er 2009 Vorschläge zur Weiterentwicklung der *Kritischen Psychologie* anhand einiger Bestandsstücke der Marxschen Theorie gemacht.

Im persönlichen Gespräch deutete er seitdem an, dass die Psychologie als einheitliches Fach mglw. keinen längeren Bestand mehr haben wird, sondern sich in eine Neuro- und damit Naturwissenschaftliche Hirnforschung und eine geisteswissenschaftlich inspirierte Kommunikations- und Sozialpsychologie aufspalten könnte. Anzeichen dafür gebe es bereits.

SCHULINTERNER BERATER

Ich fand einige Bausteine der *Kritischen Psychologie* für mich, der ich 1981 wegen meines Berufseinstiegs nach Duisburg ging, dennoch interessant und auch hilfreich, wie z.B. die sog. „Praxisportraits“ bestimmter Arbeitsfelder wie der Kindertagesstätten- (Kita-) Beratung und – Betreuung, die ich zeitweise als Broterwerb in einer Kita in Wilmersdorf betrieb, als „Psycho“ im Erziehungsdienst.

Oder auch die Holzkamp'schen „Funktionskritiken“ bestimmter Fachbegriffe wie der „Persönlichkeit“.

Als schulinterner Berater war ich besonders interessiert am Heft 20 des FKP von 1987, mit dem Artikel von Klaus Holzkamp selbst, *Lernen und Lernwiderstand. Skizzen zu einer subjektwissenschaftlichen Lerntheorie*, die er dann 1993, zehn Jahre nach Erscheinen der *Grundlegung* als für mich im Bildungsbereich Tätigen einschlägi-



ge Bereichsdarstellung: *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung* veröffentlichte.

Ich hatte in Duisburg zur *Grundlegung* ein paar Interessierte zu einem Lesekreis versammelt, der sich allerdings immer wieder schwer tat, zu einem konsensualen Verständnis des Textes zu gelangen bzw. sich über die berufspraktischen Folgerungen des Gelesenen je nach eigenem Arbeitsbereich zu verständigen.

Nützlich fand ich auch die Ausführungen von Rainer Seidel 1976 zum Thema: *Denken. Psychologische Analyse der Entstehung und Lösung von Problemen* im Frankfurter Campus-Verlag, oder Volker Schurig's, eines Biologen, Beitrag über *Die Entstehung des Bewusstseins*, ebenfalls 1976 im gleichen Verlag veröffentlicht.

Das war ein entscheidender Beitrag von naturwissenschaftlicher Seite zum Gesamtprojekt der *Kritischen Psychologie*, die ja die Naturgeschichte, Gesellschaftsgeschichte und Individualgeschichte des Psychischen in eins zu denken versuchte, und insofern interdisziplinär, ja transdisziplinär angelegt war.

Ich habe weiter oben schon erwähnt, dass mich besonders das Buch mit der „Institutionskritik“ von Seiten der *Kritischen Psychologie*, verfasst von Rainer Seidel und Ulrike Maschewsky, interessierte, waren doch gesellschaftliche Einrichtungen wie die Schule nicht nur Orte der Vermittlung gesellschaftlicher Widersprüche, im Bsp. Schule der zwischen Förderung und Auslese, sondern auch

der Arbeitsplatz von Psychologen wie mir, die es lernen mussten, sich in diesen Widersprüchen zu bewegen, die durch gesetzliche Bestimmungen, Vorschriften und Erlasse sowie auch lokale Gepflogenheiten festgeschrieben waren.

Ich habe in der praktischen Berufsarbeit versucht, mir Spielräume zur Betätigung meiner Expertise zu nutzen bzw. zu bewahren, auch zu erobern, – obwohl ich als einzelner Einzelner in meiner Fachlichkeit als Psychologe immer ein „Fremdkörper“ in der von Lehr- und Leitungs- und auch von Verwaltungskräften dominierten Institution Schule geblieben bin.

In meinem Schulbüro hatte ich lange Zeit eine Karikatur von Marie Marcks hängen, *Entsorgungs- und Wiederaufbereitungsanlage*. Gezeigt war ein sog. „Psycho-Schnelldienst“, den ein im Arm-Chair sitzender und Notizen machender Fachmann von den wie am Fließband von ihren Müttern vorbeigeführten Kindern anfertigte.

Das war mein verschämt-selbstironischer Kommentar zu meinem eigentlich „unmöglichen“ Job.

Ich versuchte, das Beste draus zu machen, und insistierte bei Beratungsgesprächen auf den je eigenen Anteilen von Lehrern, Eltern und Kindern an den allseits beklagten Schulschwierigkeiten.

Diese wollte ich in Interaktion und Gespräch jeweils herausarbeiten, um dann darauf hinzuweisen, dass diese verschiedenen Ratsuchenden nur durch die Bearbeitung des eigenen Problemanteils in der Behebung der Schulschwierigkeiten weiterkommen konnten.

Dies wollten die Gesprächspartner aber nicht immer so genau wissen, soll heißen, sie waren nicht immer bereit, in den ihnen vom „Psycho“ vorgehaltenen Spiegel zu gucken. Und eine zwangsweise Beratung verbot sich ja wohl von selbst.

Obwohl ich sagen muss, dass in der Inanspruchnahme des internen schulpsychologischen Dienstes vieles den Charakter einer von mir so genannten „erzwungenen Freiwilligkeit“ annahm, alldieweil vor allem die Kinder als Schüler – meistens von ihren Lehrkräften, aber auch von ihren Eltern zum Psychogeschickt – dann ostentativ erstmal gar nicht wussten, was sie da bei mir eigentlich sollten.

Und wenn ich als Berater dann darauf bestand, dass auch schulinterne Beratung freiwillig sein und bleiben musste, verstanden die entsprechenden Lehrkräfte ihre Schulwelt nicht mehr, die in ihrem Alltag das Prinzip der Freiwilligkeit so nicht kannte.

Ich war daher froh, auch mal dienstlich an andere Gesamtschulen im Aufbau geschickt zu werden, um dort den Bereich Beratung mit meinem *know how* mit zu gestalten, wie das auch andere Kollegen zunehmend machten. Dort hatte ich vermehrt mit den Lehr- und Leitungskräften zu tun, also quasi eine neue Zielgruppe für meine Tätigkeit gefunden.

Wir hatten natürlich an unseren „Stammschulen“ regelmäßige Dienstbesprechungen, vor allem in den jeweiligen Beratungsteams, bestehend aus den Beratungslehrern, den internen Sozialpädagog*innen und mir als Psychologen.

Daraus entwickelte sich dann – in Kooperation mit der mehrköpfigen Schulleitung – ein Beratungskonzept der Einzelschule, das von deren Lehrer- und Schulkonferenz übernommen wurde.

Schulextern gab es Treffen am *Landesinstitut für Schule und Weiterbildung* (LSW) in Soest, die dem fachlichen Austausch unter uns Psycholog*innen und der Weiterentwicklung der Beratungsansätze dienten, meistens zweitägig, wobei die Gespräche nebenher beim Essen und abends am Tresen der hausinternen Bar oft das Wichtigste daran waren.

Hieraus entwickelte sich mein Interesse an berufsbezogener Beratung für alle Fachkräfte an der Schule, Lehrer, Leiter, Sozialpädagogen, und Verwaltungsleute wie Schulsekretär*innen und Hausmeister.

Ich begann schließlich – allerdings viel zu spät in meinem Berufsleben – eine reguläre berufsbegleitende Weiterbildung zur *Supervision und Institutionsanalyse* in Hamburg und Berlin, am *Institut Triangel*, das von Harald Pühl und Heidrun Heinecke geleitet wurde. Diese Zusatzausbildung dauerte drei Jahre und endete mit dem Zertifikat *Supervisor DGSv*, das ist die *Deutsche Gesellschaft für Supervision* mit Sitz in Köln.

Ich war dann die folgenden Berufsjahre – das waren die sog. Nullerjahre – im dienstlichen Auftrag supervisorisch unterwegs, weil sich eine entsprechende Tätigkeit an der ei-

genen Stammschule wegen der vielerlei Verstrickungen dort und der gefährdeten Vertraulichkeit und Verschwiegenheit – aus systemischen Gründen also – verbot.

Das führte allerdings dazu, dass von Lehrerseite des öfteren der Vorwurf zu hören war, „Du bist ja nie da!“, soll heißen, die Kontinuität meiner internen Schulberatung war gefährdet bzw. gar nicht mehr gegeben.

Konsequent wechselte ich in den letzten Berufsjahren an die Duisburger *Schulpsychologische Beratungsstelle* im Stadtteil Kasserfeld – und fehlte dort dann auch des öfteren, weil ich zum Abschluss meines Berufslebens, zusammen mit einer erfahrenen Realschul-Lehrerin, drei Jahreskurse zur Beratungslehrer-Fortbildung machte.

Beratungslehrer sind Lehrkräfte, die mit einem bestimmten Stundendeputat von der Unterrichtsverpflichtung freigestellt werden für ihre schulinterne Beratung.

Es handelte sich um jeweils 25 Lehrkräfte aus allen Schulformen und Schulstufen, von der Förderschule über Grund- und Hauptschulen, Real- und Gesamtschulen bis zum Gymnasium.

Nach meiner Pensionierung 2010 bekam ich dafür neue Verträge von 10 Wochenstunden. Zuvor hatte ich schon 10 Jahre auf Altersteilzeit zugebracht, d.h. auf halber Stelle, aber mit etwas mehr Geld als Anreiz für die Älteren, den Jüngeren Platz zu machen.

Ich hatte dadurch einen Zugewinn an arbeitsfreier Zeit, die ich zum Großteil in der Familie mit Frau und zwei Söhnen im Schulalter verbracht habe. Mit anderen Worten: mit mehr Lebensqualität, aber weniger Geld.

Im Rückblick kann ich nur allen Beschäftigten im öffentlichen Dienst einen solchen, stufenweisen Abschied aus dem Arbeitsleben wärmstens empfehlen, hatte ich doch in meinen letzten Arbeitsjahren mit Lehrerkollegen zu tun, die gänzlich unvorbereitet vor dieser Statuspassage standen, nach dem männlichen Arbeitsmotto, vollzeit und lebenslanglich – verbunden mit dem plötzlichen Ausscheiden und den damit oftmals einhergehenden psychischen Problemen.

Zurück zur ganz praktischen Seite meiner angewandten Erziehungs- und Beratungspsychologie im internen Kontext der Gesamtschule als meiner „Stammschule“.

Da fand ich es erfreulich, dass 1987 eine Textsammlung *Wi(e)der die Anpassung. Texte der Kritischen Psychologie zu Erziehung und Schule* erschien, hgg. von der AG Gewerkschaftliche Schulung und Lehrerbildung des Bezirksverbandes Lüneburg der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), der ich damals angehörte, nach Anfängen in Berlin bei der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV).

Die enthielt Aufsätze von Klaus Holzkamp, Frigga Haug, Ute Osterkamp und anderen, die mir in der alltäglichen Arbeit eine gute Hilfe und Orientierung sein konnten.

Ich holte mir auch Anregungen durch den Besuch der *Internationalen Kongresse Kritische Psychologie*, z.B. den dritten dieser Art in Marburg an der Lahn, mit dem Thema: *Subjektivität als Problem psychologischer Methodik* oder las den Bericht *Geschichte und Kritik der Psychoanalyse* der 3. Internationalen Ferienuniversität in Innsbruck.

Öfters besuchte ich auch, wegen meiner weiter bestehenden Kontakte nach Berlin, die dort alljährlich stattfindende „Volksuni“ und traf dabei auf ehemalige Kommilitonen vom P.I., mit denen ich über die Schwierigkeiten bei der praktischen Umsetzung kritisch-psychologischer Überlegungen sprach.

Bei diesen Gelegenheiten wurde ich einmal als „prototypischer Volksuni-Besucher“ bezeichnet, alldieweil ich, wie andere Besucher auch, versuchte, Impulse aus der Studentenbewegung in meine berufliche Alltagspraxis in der Provinz umzusetzen.

Ich nahm auch Kontakt zur *Aktion Humane Schule* (AHS) auf, als ich das Buch des AHS-Aktivisten Kurt Singer gelesen hatte, *Die Würde des Schülers ist antastbar*.

Darin werden Menschenrechtsverletzungen an Kindern und Jugendlichen in der Schule geschildert, die vor allem auffällige und störende, meist sozial benachteiligte Kinder treffen, z.B. in der Wortwahl der Lehrkräfte ihnen gegenüber, die oft grob herabsetzend ist, oder das Unverständnis und die Ausgrenzung die manchem ausländischen Schüler entgegengebracht wurde. Oder die allzu große Bereitschaft, störende Schüler in unserem hierarchisch gegliederten Schulwesen auf die nächstniedrigste Schulstufe/Schulart zu verweisen – bis hin zur Sonderschule, die euphe-

mistisch Förderschule genannt wird.

EINSCHUB. Dazu gibt es einen aufklärenden Text von Brigitte Schumann: *Ich schäme mich ja so! Die Sonderschule für Lernbehinderte als „Schonraumfalle“*, der 2007 im Verlag Julius Klinkhardt in Heilbronn in der Reihe: *Klinkhardt forschung* erschienen ist.

Ihr Text wurde 2006 von der *Fakultät I Geisteswissenschaften* der Technischen Universität Berlin als Dissertation angenommen.

All dies kannte ich auch aus meiner eigenen internen Schulpraxis, wobei dieses „Aus-sortieren“ für mich als Berater ein besonderes Ärgernis war, weil es vorkam, dass ein Schüler, um den ich mich wegen seines Verbleibs an der Gesamtschule als Regelschule intensiv bemüht hatte, stillschweigend von der Schulleitung in der Ferienzeit an eine andere Schule verwiesen wurde.

Ich hatte ja den Dienst dort unter dem Motto angetreten: Gesamtschule ist besser – als das gegliederte Schulsystem. Und nur an den 30 Gesamtschulen der ersten Generation gab es die internen Psychologen, wegen des vermehrt anfallenden Beratungsbedarfs an dieser integrierten und differenzierten Schulform, diese als Vollzeit-Berater, Beratungslehrer und Sozialpädagoginnen als Teilzeit-Berater.

Als Willy Brandt in den 70er Jahren dazu aufrief, „mehr Demokratie (zu) wagen!“, führte das auch zu einer Öffnung von Schule und Hochschule, z.B. für Arbeiterkinder, die in größerer Zahl Abitur machten und studierten.

Später bestand der „heimliche Erfolg der Gesamtschule“ darin, dass sie benachteiligten und ausländischen, damals zumeist türkischen Schülern, den schulischen Aufstieg mit entsprechenden Lebenschancen eröffnete.

An den Gesamtschulen in Duisburg zählten türkische Schülerinnen in einer Reihe von Jahren zu den Jahrgangs- und Abschluss-Besten, so auch an meiner Stammschule.

Dumm daran war nur, dass sich dieser Schulerfolg unter türkischen Familien herum-sprach und diese ihre Kids daraufhin vermehrt direkt ans Gymnasium, also an die hierarchische Spitze unseres Schulsystems anmelde-ten.

Wie überhaupt gesagt werden muss, dass die ursprüngliche Drittelung der Gesamtschülerschaft, d.h. zu je einem Drittel aus

Hauptschule-, Realschule- und Gymnasiums-Empfehlung Schüler von seiten der Grundschulen aufzunehmen, mit den Jahren immer schwieriger wurde.

Der Grund war der sog. „Creaming-Effekt“ durch die Gymnasien, die sich zunehmend mehr der leistungsstärksten Kinder aus den Grundschulen bedienten, und die Gesamtschulen sich mit der verbleibenden Schülerschaft begnügen mussten. . .

Aus den Praxiserfordernissen der Beratung an den Gesamtschulen entstand auch eine Info-Reihe *Von Schulpsychologen für Schulpsychologen*, die am LSW in Soest herausgegeben wurde.

Durch den rasanten Ausbau des GE-Systems in NRW kam es dazu, dass nur die erste Generation der GE's schulintern arbeitende Psychologen bekam. An den bald hundert und später über zweihundert GE's gab es die nicht mehr, sondern diese wenigen Psychos mussten ihre Beratungskompetenz über feste Termine jenseits ihrer Stammschulen oder über Fortbildungen weitervermitteln.

Daraus entstand später eine Arbeitsgruppe für supervisorisch tätige Kollegen, die dazu auch Beratung brauchte.



Ich hatte da schon mit der Supervisions-Weiterbildung begonnen, so dass durch meine Vermittlung sich dann der Kontrakt mit Harald Pühl vom Berliner *Institut Triangel* für unsere AG Supervision ergab.

Es gab dann auch zu dieser Gruppe, die sich mehrmals im Jahr am LSW traf, Ableger in den Regierungs-Bezirken, der für den Regierungsbezirk Düsseldorf tagte in Mülheim an der Ruhr, der Nachbarstadt von Duisburg.

Das ging so von Mitte der 90er Jahre bis weit in die Nullerjahre hinein, so dass die

nachwachsende Psycholog*innen-Generation auf diesen Vorarbeiten aufbauen konnte.

Dies war eine der wenigen institutionellen Neuerungen und positiven Veränderungen in meinem beruflichen Werdegang, weil es gelungen war, auch beim Dienstherrn, dem Land NRW die Notwendigkeit von Supervision für Schulpsycholog*innen anerkannt zu bekommen: nach dem Motto, auch Berater brauchen Beratung.

D.h. daraus ergab sich die auf Dauer angelegte Institutionalisierung der Supervision für die Schulpsychologie.

FÜRSTENAU, BRÜCK, KLEFFMANN,
REIMER:
PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

Eine Schrift hatte mich schon früh fasziniert, der von dem Psychoanalytiker Peter Fürstenau bereits 1964 in den *Argument* Studienheften veröffentlichte Beitrag:

Zur Psychoanalyse der Schule als Institution

Dieses schmale Heftchen ging zurück auf einen bereits 1962 gehaltenen Vortrag. Darin zitiert er Siegfried Bernfeld – der hat Anfang der 30er Jahre das Buch: *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung* geschrieben – mit dessen Satz:

Das Tun des Lehrers, sein Erfüllen und Verbieten, ist das seiner eigenen Eltern. Es ist in der pädagogischen Paargruppe enthalten, als Kind und als Erzieher. So steht der Erzieher vor zwei Kindern: dem zu erziehenden vor ihm, und dem verdrängten in ihm. Er kann gar nicht anders, als jenes zu behandeln, wie er dieses erlebte.

Von daher hat Bernfeld in seinem *Sisyphus* nicht nur die „Grenzen der Erziehung“ betont, sondern auch der „Erziehung der Erzieher“ große Bedeutung beigemessen.

Peter Fürstenau bringt es auf den Punkt, wenn er von „Institutionsblindheit der (intentionalen) pädagogischen Ideologie und der (funktionalen) Erziehung der Schüler durch die Organisation der Schule selbst“ spricht.

In neuerer Zeit hat der – leider viel zu früh verstorbene – Autor Horst Brück, mit seinem Geburtsjahr 1940 ist er auch der 68er Generation zuzuordnen, diese psychoanalytische Betrachtung der „Schule“ fortgesetzt.

In seinen Büchern *Die Angst des Lehrers vor seinem Schüler. Zur Problematik verbliebener Kindlichkeit in der Unterrichtsarbeit des Lehrers – ein Modell*, veröffentlicht 1978 im Rowohlt Taschenbuch Verlag – das war seine Doktorarbeit –, und fortgesetzt und vertieft, um dem Abhilfe zu schaffen, in dem Buch: *Seminar der Gefühle. Von der Innenseite der Wissenschaft. Lernen als Abenteuer einer Gruppe*, 1986 ebenfalls im Rowohlt Verlag als Paperback veröffentlicht – das war seine Habilitationsschrift. Die Teilnehmenden studieren wohl Texte und Sachen, gleichzeitig untersuchen sie mit allem, was sie mitbringen, sich selbst beim Lernen. So erfahren sie die Pädagogik, die sie machen. Ein Buch voller Leben, eine Übung wie das Leben selbst.

Horst Brück ist für mich ein großer, zeitgenössischer Humanist unter den Wissenschaftlern von der Pädagogik.

Dazu passt, dass Dr. Rainer Kleffmann, mein Lehrsupervisor in Duisburg, den mir der Leiter Harald Pühl in Berlin als Gruppenanalytiker während der dortigen Ausbildung zur *Supervision und Institutionsanalyse* empfahl, 1977 an der Gesamthochschule in Duisburg, seine Dissertation unter dem Titel: *Der Beitrag der Psychoanalyse Freuds zu einer materiellen und kulturtheoretischen Begründung des Subjektbegriffs in der Pädagogik* geschrieben hatte.

Diese Doktorarbeit erschien 1980 im Peter D. Lang Verlag in der Reihe *Europäische Hochschulschriften* als *Der aufgeklärte Mensch. Freuds philosophische, psychoanalytische und pädagogische Begründung der Subjektivität*.

Leider verstarb Rainer Kleffmann Ende der 90er Jahre an Krebs. Ich war – als Letzter seiner Lehrsuperviseanden – bei seiner Beerdigung in Duisburg dabei.

Meine drei Lehrsupervisions-Berichte verfasste ich unter seiner wohlwollenden, aber auch kritischen Begleitung in der zweiten Hälfte der 90er Jahre, und zwar

- die Einzelsupervision mit einem Mitarbeiter der *Pro Familia Duisburg*,
- die Gruppensupervision mit Sozialpädagoginnen an Gesamtschulen, und
- die Teamsupervision mit Lehrkräften eines Gymnasiums.

Meine Abschlussarbeit ging zu *Geschlechterverhältnissen in der Supervision. Erfah-*

rungen und Anmerkungen eines angehenden Supervisors.

Noch eine weitere Doktorarbeit – nach der von Rainer Kleffmann, meinem Lehrsupervisor – an der Universität Duisburg-Essen (UDE) sei hier genannt:

Die von Gisela Reimer, einer Lehrerin aus dem Ruhrgebiet, die sie 2006 an der UDE vorlegte unter dem Titel: *Unbewusste Beziehungsformen zwischen Lehrern und Schülern*, also das Kernstück einer psychoanalytischen Pädagogik betreffend.

Nach einer Einführung in „die Bedeutung unbewusster Organisationsprozesse“ und einer Diskussion ihres Forschungsgegenstands in der tiefenpsychologischen Theorie kommt die Autorin in ihrem 500-seitigen Werk zum Hauptteil ihrer Arbeit, den unbewussten Beziehungsformen zwischen Lehrern und Schülern.

Ihre empirische Untersuchung repliziert eine Studie eines ihrer Doktorväter, Günter Heisterkamp von 1975/1976 dreißig Jahre später, unter der Fragestellung, wie die von Lehramtsanwärtern in ihrer eigenen Schulzeit erlebten Beziehungsformen „der Anerkennung, Zuwendung und Verständigung“ oder „der Demütigung, Reglementierung und Unterdrückung“ die Qualität ihrer unbewussten Beziehungsformen zu ihren Schülern bedingt haben, und ob die Sozialisationsinstanz Schule Möglichkeiten zu metakognitiven Lernprozessen darüber bereithält.

Außerdem erlaubt der Vergleich beider Studien Aussagen über die Wirksamkeit der Schule und der Lehrerbildung in den letzten 30 Jahren.

Durchgeführt wurde die Untersuchung mittels direkter Befragung und sog. Projektiver Tests.

Ich zitiere im Folgenden die *Zusammenfassende Interpretation der Ergebnisse*, da sie meines Erachtens grundlegende Ansatzpunkte für Bestrebungen einer Humanisierung von Schule liefern – im Sinne der psychoanalytischen Forderung „der Erziehung der Erzieher“:

Der Vergleich zwischen den Ergebnissen der direkten Befragung der Lehramtsstudenten nach ihrem Verhältnis zu Lehrern und den Ergebnissen der im projektiven Verfahren erhobenen Erinnerungen an die (eigene) Schulzeit lässt sich besonders gut mit

der tiefenpsychologisch fundierten Dynamik unbewusster Organisationsprozesse erklären:

Wenn unterstellt werden kann, dass im projektiven Verfahren die Befragten solche Erinnerungen mitteilen, die für sie bedeutungsvoll sind, muss auch konzediert werden, dass die in diesen mitgeteilten Erinnerungen erlebter Beziehungserfahrungen Teil ihrer Lebensgeschichte sind. Sie müssen als Repräsentationen von Lehramtsstudenten anerkannt werden, welche in deren Wahrnehmungen, Antizipationen und die zu entwickelnden berufsspezifischen Handlungskonzeptionen eingehen.

Da nun aber die erinnerten Beziehungsepisoden einen signifikant höheren Anteil demütigender, ablehnender, entmutigender und unterdrückender und einen geringeren Anteil zuwendender und aner kennender Erfahrungen ausweisen, ist zu erwarten, dass die nicht auf der Bewusstseins ebene zugänglichen beschämenden und erniedrigenden Teile der Schulgeschichte in ihrer verunsichernden und zu Notlösungen führenden Dynamik erhalten bleiben.

Es ist zu bedenken, dass die Erfahrungen der Ablehnung, der Unterdrückung und der Entmutigung dreizehn Lebensjahre umfasst. Weder der Grundschulbereich noch die Erprobungsstufen beim Eintritt in die weiterführenden Schulformen bilden eine Ausnahme. Von der Grundschule bis zum Abitur bleiben die Anteile für die Ablehnung, Unterdrückung und Entmutigung mit relativ hohen Werten stabil.

Die geringeren Anteile und die breitere Streuung der mit Anerkennung, Verständigung und Zuwendung assoziierten Beziehungserfahrungen lassen die Annahme zu, dass diese Erfahrungen nicht als verlässliche, sondern als zufällige zu erwarten sind. Sie sind ein zwischen dem Anspruch pädagogischer Zielsetzungen und der erfahrenen Wirklichkeit von dreizehn Schuljahren oszillierender Faktor. Das Oszillieren ist im tiefenpsychologischen Kontext ein Synonym für das freie Vagabundieren, und die Voraussetzung für einen solchen Zustand ist der Mangel verlässlicher zuwendender Beziehungserfahrungen.

Die ausgewerteten annähernd 2.900 „Schülerinnerungen“ sind zu über 70 Prozent Er-

innerungen an Beziehungsepisoden mit einzelnen Lehrern, und sie werden spontan mit einem signifikant höheren Anteil als ablehnende und zurückweisende abgerufen.

In der Sozialisationsinstanz Schule mangelt es offenbar an einem Beziehungsgefüge, innerhalb dessen entwicklungsfördernde Beziehungsformen der Verständigung, der Zuwendung und damit des „Lernens“ nicht nur als zufällige, sondern als verlässliche erwartet und entfaltet werden können.

Die forschende Lehrerin wurde 2006 zum Dr. phil. Promoviert, hat sich aber mit dem grundlegend kritischen Fazit ihrer Studie keine Freunde unter der etablierten und organisierten Lehrerschaft gemacht, so dass die Resonanz darauf für sie enttäuschend war und sie sich auf ihre Basistätigkeit als aufgeklärt-selbstreflexive Lehrerin besonnen hat und in den aktiven Schuldienst zurückgekehrt ist.

Da spielt auch der Umstand herein, dass Impulse zu einer psychoanalytisch bzw. tiefenpsychologisch fundierten Pädagogik im schulischen Normalbetrieb als „Fremdkörper“ angesehen werden und randständig gehalten werden, zumal, wenn sie von einer „Oppositionswissenschaft“*, der Psychoanalyse inspiriert sind.

Es bleibt dennoch zu hoffen, dass das weiter bestehende Erfordernis einer Humanisierung der Schule als Institution durch ein vertieftes Verständnis der Lehrer-Schüler-Interaktion mithilfe einer aufklärenden Wissenschaft wie der Psychoanalyse erfolgreich umgesetzt werden wird.

In diesem Zusammenhang möchte ich die „Initiative Erneuerung der Psychologie“ erwähnen, die mit einem Aufruf im Herbst 1989 und einem ersten Rundbrief im Juni 1990 zu einem „Zusammenschluss“ von wissenschaftlich Interessierten aus unterschiedlichen Richtungen führen soll. Dieser Zusammenschluss könnte auch zu einer Integration der Psychoanalyse in die Psychologie beitragen.

Diese Hoffnung, so kann man fast dreißig Jahre später wohl sagen, hat sich eher nicht erfüllt, aber zur Gründung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* (NGFP) im Unterschied zum wissenschaftlichen Establishment

* Ein Begriff von Frieder Otto Wolf.

der alteingesessenen *Deutschen Gesellschaft für Psychologie* (DGFP) geführt. Also zur institutionellen Konkurrenz zweier wissenschaftlicher Gesellschaften in ein- und demselben Fachgebiet.

Auch die Kritische Psychologie selbst hat mit der Schrift von Ute Holzkamp-Osterkamp zur *Psychologischen Motivationsforschung* in zwei Bänden, erschienen 1975 (1. Band) und 1976 (2. Band), in der Reihe: *Texte zur Kritischen Psychologie*, später beide als Taschenbücher im *Campus Verlag* in Frankfurt am Main – also schon relativ früh versucht, vor allem im zweiten Band, untertitelt *Zur Besonderheit menschlicher Bedürfnisse – Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse* dieses grundlegend kritische Denken in ihren Psychologie-kritischen Ansatz aufzunehmen – was am ehesten noch mit der dynamischen Seite der Psychoanalyse und der Re-Interpretation ihrer Begrifflichkeit von „Widerstand“, „Abwehrmechanismus“, „Verdrängung“ usw. zu bewerkstelligen war.

Etwa zur gleichen Zeit, als die *Initiative Erneuerung der Psychologie* auf den Plan trat, organisierten wir in Duisburg, d.h. die an einer Erneuerung und Verbesserung unserer Alltagsarbeit interessierten Kolleg*innen den intensivierten Austausch unter uns „Einzelkämpfern“ an den Stammschulen.

Das führte zum *1. Tag der Schulpsychologie* Anfang September 1990, den wir mit ÖTV und GEW zusammen an einer Duisburger Gesamtschule durchführten.

Die weiteren überörtlichen Zusammenkünfte, wie z.B. die Fortbildungstreffen am *Landesinstitut für Schule und Weiterbildung* (LSW) in Soest, hatten auch den Zweck, das fachliche Gespräch zwischen den Gesamtschul-Psychologen und solchen an schulpsychologischen Beratungsstellen zu ermöglichen und zu verstetigen.

Daraus ist dann die schon erwähnte Supervisionsgruppe mit Harald Pühl vom Berliner *Triangel-Institut* am LSW hervorgegangen.

FORTSETZUNG BERUFSTÄTIGKEIT: KOMMUNIKATIONSPSYCHOLOGIE HH

In meinen späteren Berufsjahren habe ich dann die Impulse der Hamburger Schule der Kommunikations-Psychologie unter Schulz von Thun mit aufgenommen, angefangen mit

dem Taschen-Buch von 1981: *Miteinander reden*, in dem er verschiedene Bausteine, wie die „Vier Seiten der Mitteilung“ eines Senders – nämlich den Sachinhalt, den Appell, den Beziehungshinweis und die (meist unwissentliche) Selbstkundgabe – verbindet mit der Frage, mit welchem „Ohr“ der Empfänger die jeweilige Nachricht aufnimmt.

Was in der interpersonellen Interaktion zu vielerlei Missverständnissen führen kann.

Ein weiterer Baustein in diesem Konzept sind die sog. „Lern- und Entwicklungs-Quadrate“, in denen positive Zielsetzungen, wie z.B. die Sparsamkeit durch ihre Übersteigerung, hier im Geiz, zu negativen Konsequenzen führen.

Das waren praktikable Handreichungen für die alltägliche Beratungstätigkeit, vor allem aber in der Fortbildung für Beratungslehrer, die ich in meinen letzten drei Berufsjahren, zusammen mit einer erfahrenen Realschullehrerin, in drei Jahreskursen mit je 25 Teilnehmenden durchführte.

Für das alles hatte ich einen, wie ich fand, passenden theoretischen Rahmen gefunden in Martinus Langeveld's Buch *Die Schule als Weg des Kindes. Versuch einer Anthropologie der Schule*, das dieser niederländische Autor Ende der 40er Jahre herausgebracht hatte.

Als „anthropologischer“ Ansatz war dieses Buch natürlich „allgemein menschlich“ gehalten, und entbehrte dadurch noch einer klassen- und schichtspezifischen als auch einer institutionsanalytischen Ausarbeitung, die sich aber durchaus mit diesem Ansatz machen ließe.

Die oben erwähnte erste Veröffentlichung aus der Hamburger Schule, *Miteinander reden. Störungen und Klärungen*. Untertitel: *Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation* hat mich, gleich zu Beginn meiner Tätigkeit in Duisburg als schulinterner Berater dort, durch die Klarheit und Verständlichkeit des Textes und die gute Übertragbarkeit in die Alltagspraxis interessiert gemacht.

Zusammen mit der immer sachlichen und doch menschenfreundlichen Hilfe durch die „Irrungen und Wirrungen“ der Verständigung und des einander (Miss-) Verstehens.

Es hat dann noch zwei Bände nach diesem ersten zum *Miteinander reden* gegeben, den zweiten 1989 zu *Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung. Differentielle Psycholo-*

gie der Kommunikation gegeben und den dritten 1998 zu *Das „innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation*, untertitelt mit *Kommunikation, Person, Situation*.

Von den weiteren Bänden des Hamburger Kommunikations-Teams, die *Miteinander Reden. Praxis* heißen, und von Schulz von Thun herausgegeben wurden, möchte ich noch zwei erwähnen:

Klarkommen mit sich selbst und anderen: Kommunikation und soziale Kompetenz, von ihm selbst 2004 geschrieben, sowie *Interkulturelle Kommunikation. Methoden, Modelle, Beispiele*, von ihm und Dagmar Kumbier aus dem Jahr 2006.

Im *Klarkommen*-Buch beschreibt der Autor die „Geburtsstunde“ dieses Ansatzes bei Reinhard Tausch und Anderen Anfang der 70er Jahre, und blickt in der Einführung zurück auf mehr als 30 Jahre Forschungs- und Entwicklungsarbeit zu diesem Ansatz.

Er ist also auch ein Alt-68er, nicht nur vom Geburtsjahr 1944, sondern auch durch die Anfänge seiner Kommunikationspsychologie in den 68er Jahren.

In der hat er auch Impulse von Ruth Cohn und ihrer *Themenzentrierten Interaktion* (TZI) aufgenommen, – deren Laudatio zur Verleihung der Ehrendoktorwürde durch den Fachbereich Psychologie der Universität Hamburg der Autor selbst hielt – sowie Anregungen aus der Humanistischen Psychologie verarbeitet.

An einer Stelle erwähnt er einmal, dass er die Idee mit den „Lern- und Entwicklungs-Quadranten“ dem deutschen Psychologen Paul Helwig verdankt, die er in dem 1936 erstmals bei Teubner in Leipzig erschienenen Werk: *Charakterologie* als sog. „Werte-Quadrate“ entwarf.

Dieses Buch ist in 4. Auflage noch 1965 im Verlag Klett in Stuttgart erschienen und immer noch lesenswert.

Ich möchte abschließend noch anmerken, dass 2007 im Berliner Pilotprojekt zur „Humanistischen Beratung“ von Ulrike Dausel und Frieder Otto Wolf auf den Kommunikations-Psychologischen Ansatz der Hamburger Schule eingegangen wird, – auf das ich mich bei meinem Bemühen um eine „Humanistische Lebensberatung“ bezogen habe.

Frieder Otto Wolf hat dabei die Frage ge-

stellt, „was von dem, was man als Philosoph so lernt, für humanistische Beratung sinnvoll einzusetzen ist?“

Und daraus eine Checkliste entwickelt, was „richtig miteinander reden“ des Näheren bedeutet, und dabei u.a. „5 Bedingungen als Prinzipien unseres Redens“ herausgearbeitet:

- das Jedermenschprinzip, jede/r muss sich beteiligen können.
- das Argumentprinzip, mit Gründen argumentieren,
- das Untersuchungsprinzip, vorher Gegenstand untersuchen, über den geredet wird,
- das Eigenfleischprinzip, was jemand am eigenen Leib erlebt hat, besonders ernst nehmen,
- das Methodenprinzip, seine Gedanken in eine nachvollziehbare Ordnung bringen.

Diese Checkliste habe ich in meinen letzten Berufsjahren in der Fortbildung mit Beratungslehrern des öfteren verwenden können.

HISTORISCH-KRITISCHES WÖRTERBUCH DES MARXISMUS

Ergänzungen zum HKWM um die Autoren aus Philosophie, Humanismus und Kritischer Psychologie:

Sowohl Wolfgang Fritz Haug als auch seine Frau Frigga Haug haben darin konzeptionelle Beiträge geschrieben.

Ersterer z.B. im Band 5 unter anderem die Artikel zu *Gewohnheit*, zu *Gleichgültigkeit* und *Glück*.

Daneben schreibt er als HKWM-Herausgeber jeweils das Vorwort zum neu herausgebrachten Band und wirft einen Blick auf den Stand der HKWM-Dinge – die inzwischen von mehr als 800 Wissenschaftlern auf der ganzen Welt besorgt werden.

Frigga Haug hat im gleichen Band 5 das ausführliche Stichwort: *Geschlechterverhältnisse* (auf den Spalten 493 bis 531) bearbeitet, dazu noch über *geschlechtsegalitäre Gesellschaften* geschrieben, und die Artikel über die *Hausfrau* und über die damit oft verbundene *Hausfrauisierung* verfasst.

Im gleichen Band äußert sich Frieder Otto Wolf zur *Geisteswissenschaft* und zur *Geschichtsphilosophie*.

In Band 8/Teilband 1 schreibt Morus Mar-

kard über die *Kritische Psychologie*.

Dieser Holzkamp-Schüler hat übrigens 2009 im Berliner *Argument Verlag* eine *Einführung in die Kritische Psychologie* geschrieben, die diesen anspruchsvollen Arbeitsansatz gut leserlich darstellt, weswegen das Buch 2012 bereits in 4. Auflage erschienen ist.

Diese kurze Auflistung zu Autoren weist auch darauf hin, wie stark erweitert das Themenspektrum im HKWM ist, im Vergleich zu herkömmlichen marxistischen Wörterbüchern. Von daher entstand die Idee, das HKWM einfach nur: „Wörterbuch des 21. Jahrhunderts“ zu nennen.

Als Interessierte/r kann man die weitere Arbeit an diesem Jahrhundertwerk auch als Sponsor unterstützen, wie ich – und viele, viele Andere – das schon getan habe/n.

HKWM-STICHWORTE ZUM BERICHT

Ich führe das hier an, weil ich erstens öfters das Nonkonformistische und Unkonventionelle meiner Mutter erwähnt habe – auch mein eigenes Leben als „Akademiker“ und zuletzt Oberregierungsrat trug solche Züge, z.B. als sogenannter „Berufsjugendlicher“ im internen Beratungsdienst der Gesamtschule.

Oder mit etwas anderem Lebensstil im Privatleben, als von einem solchen Amtsträger zu erwarten gewesen wäre.

Und das Stichwort Konfuzianismus, weil ich die starke wirtschaftliche Verbindung Duisburgs als einem Endpunkt der sogenannten „Neuen Seidenstraße“ erwähnt habe, sowie das *Konfuzius Institut Metropole Ruhr*, an der Universität Duisburg-Essen (UDE).

Und auch darum, um den Lesenden einen Eindruck vom *Historisch-Kritischen Wörterbuch des Marxismus* zu geben, das sich inzwischen zu einem international verzweigten Forschungsunternehmen mit dem Anspruch eines sozial- und geisteswissenschaftlichen, kritischen Wörterbuchs der Gegenwarts- und Zeitgeschichte entwickelt hat.

STICHWORT:

KONFORMISMUS/NONKONFORMISMUS
(MEINER HERKUNFTSFAMILIE, DER
STUDENTENBEWEGUNG)

Da ist zu lesen:

Konformismus meint eine Haltung eilfertiger Anpassung an die jeweiligen Umstände und Mächte, während Nonkonformismus umgekehrt den Willen bezeichnet, eine geforderte Angleichung selbst um den Preis der Repression nicht vorzunehmen und stattdessen aus der Reihe zu tanzen [...]

Es folgen in diesem Halbband 7/II dann noch elf engbeschriebene Spalten zur weiteren sozialgeschichtlichen Analyse und Verständnis dieses Begriffspaars.

STICHWORT: KONFUZIANISMUS
(DIE 2 BÄNDE „INTERKULTURELLER
HUMANISMUS“, DUISBURG ALS
CHINATOWN)

Da steht:

Mit der wachsenden weltwirtschaftlichen Bedeutung Ostasiens hat das Thema: Konfuzianismus eine Renaissance erlebt. Manche sehen in ihm den Schlüssel zum Verständnis der politischen Zukunft Chinas, manche meinen gar, jeder Chinese sei von „konfuzianischem Geist“ durchdrungen. Südasiatische Politiker heben die Bedeutung „asiatischer Werte“ und der konfuzianischen Konsenskultur hervor. Oft zu hören ist auch der Ausdruck „konfuzianischer Kapitalismus“.

In der Volksrepublik China wird die Position vertreten, Konfuzianismus sei die Essenz der chinesischen Tradition.

Was konkret mit Konfuzianismus gemeint ist, bleibt aber meist unscharf und hängt von der jeweiligen selektiven Indienstnahme ab. Ob die neuerliche, die Transformation zur „sozialistischen Marktwirtschaft“ flankierende Berufung auf den Konfuzianismus die von ihm erwartete sozialkompensatorische und wertkonservative Stabilisierung leisten kann, ist angesichts mangelnder volksreligiöser Verankerung allerdings fraglich [...]

STICHWORT: KÖRPER
(MEIN ABITURAUFSATZ UND DIE
BEWEGUNGSLUST, „SEXUELLE
REVOLUTION“)

Hierzu sind es sogar deren 23 Spalten, verfasst von zwei Wissenschaftlern, David McNally (I) und Oliver Decker (II).

Ich führe das hier nicht weiter aus, bemerke aber mit dem Anfangstext nur, dass seit der Antike übers Christentum

für die Hauptströmungen der westlichen philosophischen Tradition der Körper als Sitz irrationaler Begehren und Leidenschaft dem Geist feindlich gegenüber stand. Zwar bildeten sich immer wieder abweichende Strömungen im Rahmen verschiedener materialistischer Tendenzen, die die „Leiblichkeit“ als ein Hauptproblem menschlicher Existenz begriffen, doch wurden sie marginalisiert oder verfolgt [...]

Mir scheint, da habe ich in meinem schon kurz erwähnten Abituraufsatz zum Körpertema mit meinen neunzehn Jahren schon einen anderen, körperfreundlichen Ton angeschlagen. Leider ist der Aufsatz an dem nachmaligen „Finsterwalder-Gymnasium“ in Rosenheim nicht mehr vorhanden.

FRIGGA HAUG: MARXISMUS UND FEMINISMUS

Zu Frigga Haug's 80. Geburtstag – sie ist Ende 1937 in Mülheim an der Ruhr geboren, also gewissermaßen die „Grande Dame“ der 68er Bewegung – schreibt Christopher Wimmer deren Leben und Denken auf (*der Freitag* 48/2017):

Sie ist als Kind einer Kriegerwitwe mit vier Kindern aufgewachsen. „Es war eine Familie ohne Oberhaupt. Einen Vater gab es nicht.“

Da muss ich an meine Mutter Herta denken, geb. 1912, die auch kriegsbedingt (durch den ersten Weltkrieg) vaterlos aufwuchs...die zeitbedingten Folgen habe ich schon geschildert.

Diese später einflussreiche Soziologin heiratete 1956, da arbeitete sie schon für den *Argument-Verlag*, Wolfgang Fritz Haug, mit dem zusammen sie später die Berliner „Volksunis“ organisiert und seit den späten 90er Jahren das *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* (HKWM) herausbringt.

Im Band 8/II schreibt sie über *Märchen* als Aufschein einer besseren Welt, wobei sie sich stark auf Ernst Blochs *Prinzip Hoffnung* bezieht.

Und die zeitlebens und unermüdlich für die Verknüpfung von Feminismus und Marxismus streitet – ihrem Lebensthema!

Sie hat noch im fortgeschrittenen Alter die ersten *Marxismus-Feminismus-Kongresse*, 2015 in Berlin, und 2016 in Wien mitgemacht.

Ein Beispiel ihres Denkens:

Auch zuhause, im Haushalt gibt es Ausbeutung, Entfremdung und Gleichförmigkeit, nicht nur in der Fabrik. Dies ist mit der sog. „Hausarbeitsdebatte“ in den 70er Jahren im feministischen Denken angekommen, z.B. mit der Forderung: „Lohn für Hausarbeit!“

Damit rücken auch die Frauen, die diese lebenshervorbringenden, lebensentwickelnden und lebenserhaltenden Tätigkeiten verrichten, aus dem Schatten ins Licht. Für die Aufwertung reproduktiver häuslicher Tätigkeiten streiten Feministinnen seit jeher.

Frigga's Merksatz lautet daher:

Feminismus ist ohne eine Kritik am Kapitalismus ebenso wenig denkbar, wie ein Marxismus, der eine Kritik der Geschlechterverhältnisse vergisst. Denn Geschlechterverhältnisse sind selbst als Produktionsverhältnisse zu fassen, mit ihrer „Produktion des Lebens“ selbst.

Aus diesen und anderen Überlegungen hat Frigga Haug die sog. „Vier-in-Einem-Perspektive“ entwickelt:

Dabei geht es darum, dass die vier zentralen gesellschaftlichen Bereiche *Reproduktion*; *Erwerbsarbeit*; *Politik* und *Kultur* zusammen gedacht (und gemacht) werden sollen, was sich einfach anhört, aber schwer zu machen ist, als permanente organisatorische Suchbewegung.

Ihr letztes Buch heißt dementsprechend: *Der im Gehen erkundete Weg*. Auch dabei bleibt für sie die alte Forderung des jungen Marx bestehen, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.“

ÖKO-FEMINISMUS

So wie Frigga Haug in ihrem Lebenswerk versucht hat, Feminismus und Marxismus, verstanden als Kritik der Politischen Ökonomie, zusammenzudenken, so hat die Hochschullehrerin Maria Mies im Fachbereich Sozial-

pädagogik der Universität Köln (sie stammt aus einem Bauernhof in der Eifel) sich in ihrem Leben als Wissenschaftlerin der Verbindung von Politischer Ökologie und Feminismus verschrieben.

Vermittelt durch einen fünfjährigen Aufenthalt in Indien, am Goethe-Institut in Poona als Lehrerin und die spätere Bekanntschaft mit Vandana Shiva.

Mit ihr veröffentlichte sie 1993 das Werk: *Ecofeminism – Ökofeminismus*, in dem es unter anderem um die Unterstützung für Subsistenzwirtschaften für indische Frauen geht.

Hierdurch ist sie bis heute im englischen Sprachraum und auf der Südhälfte bekannter als hierzulande, wie sie nicht ohne Stolz beim „Hausbesuch“ der *taz* am *wochenende* (20./21.10.2018) erzählt.

Sie wollte damals aber nicht nur die Praxis beraten, sondern diese auch theoretisch durchdringen. So schloss sie sich in den 80er Jahren dem Verein „Feministische Theorie und Praxis“ an.

Zur Subsistenzperspektive sagt sie:

Bis heute ernähren die meisten Frauen auf der Erde sich und ihre Familie durch ihre eigene kleinbäuerliche Landwirtschaft.

Die Männer in Politik und Wirtschaft würden aber die Arbeit der Frauen übersehen, meint Mies. Sie verstünden die Haus- und Versorgungsarbeiten der Frauen nicht als wertschöpfende Arbeit. So legitimieren sie dann auch das sog. „landgrabbing“ im globalen Süden, mit dem sie Frauen und ihre Familien von ihren Selbstversorgerhöfen in den Hunger treiben.

Unsere Subsistenzperspektive hingegen macht deutlich, dass die Menschen erst einmal ernährt sein müssen, bevor sie einer Lohnarbeit nachgehen können.

Das sagt die heute 87-Jährige in ihrem Seniorenheim in Köln, und blickt zurück auf ihr Leben nicht nur als Wissenschaftlerin, sondern auch als Aktivistin:

Zusammen mit den *Grünen*, *Attac* und anderen Organisationen rief sie zu verschiedenen internationalen Kongressen gegen die Auswüchse der Globalisierung auf.

Mit diesen beiden Forscherinnen, Frigga Haug und Maria Mies, die sich um das Zusammendenken von Feminismus und Marxismus beziehungsweise Feminismus und Politischer Ökologie bemüht haben, sind schon

drei der nach Frieder Otto Wolf fünf tragenden Säulen eines zeitgenössischen *Humanismus für das 21. Jahrhundert* bezeichnet – so der Buchtitel seiner Vorlesungsreihe zum Wissenschaftsjahr der Geisteswissenschaften 2007 an der *Urania* in Berlin:

- die Kritik der Politischen Ökonomie, in Ländern, wo die kapitalistische Produktionsweise herrscht,
- die feministische Geschlechtertheorie und
- die Politische Ökologie.

Die zwei noch fehlenden Säulen sind

- die Radikale Philosophie, wofür auch er selbst mit seinem Hauptwerk mit eben diesem Titel und der Unterzeile: *Aufklärung und Befreiung in der neuen Zeit* steht,
- sowie *last but not least* die Kolonialismuskritische Kulturtheorie – auf die ich weiter unten noch zurückkomme.

Wie auch auf die neuerdings von Frieder Otto Wolf (2019) veröffentlichten *Sechs Säulen des praktischen Humanismus* (wovon ich ein Exzerpt angefertigt habe), welches die persönlich-praktische Seite der Lebensführung eines heutigen Humanisten „in der neuen Zeit“ nach dem Epochenumbruch 1989 deutlich macht, im Unterschied zu den fünf theoretischen Säulen eines Humanismus auf der Höhe der Zeit, soll heißen des 21. Jahrhunderts.

DEUTSCH-FEMINISTISCHE GEDENKTTAGE

Aus Anlass von 100 Jahren Frauenwahlrecht in Deutschland (November 1918) und von 50 Jahren Neuer Frauenbewegung hierzulande (1968) gab der *SPIEGEL* das Sonderheft # *Frauenland* mit der Fragestellung heraus: „Wie modern ist Deutschland?“

Darin hat Barbara Supp, die Anfang 2018 das Konzept für ein Frauenheft zum Thema Gleichberechtigung erstellte, einen bemerkenswerten Essay geschrieben: *Dinge, die sonst nur Männer tun*.

Ihr Ausgangspunkt ist der Gedanke: Wer den Zustand einer Gesellschaft beurteilen will, der betrachte den Umgang mit den Rechten von Frauen. Die Gleichberechtigung kann als Indikator dienen: Wie modern ist dieses Land, wie modern sind die Menschen, die da leben?

Die Idee ist nicht neu, von dem frühen So-

Frieder Otto Wolf, 2019

Sechs Säulen des praktischen Humanismus,

in: ders., Humanistische Interventionen, Praktische Menschlichkeit in der Gegenwart,
S. 269-275,

Aschaffenburg: Alibri Verlag, Ppb, 324 Seiten.

AUSZÜGE (HBB):

In Anlehnung an das Modell ISLAM

(- und unter Verwerfung des jüdischen Modells wegen dessen Zugehörigkeit zum jüdischen Volk und bei Ablehnung der christlichen Religion als nicht verallgemeinerbar in ihrem Glauben)

skizziert FOW sechs Säulen des praktischen Humanismus:

1. Bedeutende Orte aufsuchen:

Die Geschichtszeichen Auschwitz und Hiroshima als Zivilisationsbrüche des 20. Jahrhunderts haben NICHT-Orte geschaffen, an denen die Zerstörung jeglichen humanen Lebenssinns greifbare Gestalt angenommen hat. Sie sind längst zu unumgänglichen Gedenk-Orten für die gesamte Menschheit geworden.

2. Bewusst zeitweise verzichten:

Den Gedanken des zeitweiligen, vorübergehenden Verzichts mit dem Ziel, die Wertschätzung für die Sache, auf die hier verzichtet wird, dadurch bewusst und lebendig zu erhalten, können Humanisten in ihrer Lebensführung durchaus aufgreifen, - individuell oder in Gemeinschaft.

3. Abgaben leisten:

An der grundsätzlichen Forderung, dass jede/r HumanistIn dazu verpflichtet ist, in dem doppelten Sinn Abgaben zu leisten, und zwar auf der Grundlage staatlich definierter Abgabepflichten (Steuern und Gebühren) und auf der Grundlage individuellen Engagements für gesellschaftliche Verbesserungen und für eine unmittelbare Linderung individueller Notlagen, - und zwar bis an die Grenze der jeweiligen individuellen Leistungsfähigkeit, - kann kein Zweifel bestehen.

4. Immer wieder zur Besinnung kommen:

Zu einer humanistischen Lebensführung gehört, - konstitutiv für den modernen praktischen Humanismus -, die immer wieder neu zu lösende Aufgabe, des Sich-Besinnens und zur Besinnung-Kommens. Solche Praktiken einschließlich des ganz leiblich-körperlich 'Zur-Ruhe-Kommens' sind von wachsender Bedeutung für die Befreiung von der eurozentrischen Tradition der Leib- und Empfindungs-Vergessenheit, - auch in der Philosophie.

5. Sich selbst öffentlich als Humanist verstehen:

"Bekenntnis" wird auch im Sinne des öffentlichen Einstehens für eine gemeinschaftlich gepflegte Weltanschauung verstanden und "Glauben" im Sinne von grundlegenden Überzeugungen, - was beides auch im Humanismus von zentraler Bedeutung ist. (Insofern haben sich diese Begriffe inzwischen von ihren christlich-kirchlich geprägten Bedeutungen gelöst.)

6. Befreiung vorantreiben:

FOW schlägt den "kategorischen Imperativ" des jungen Marx vor, "alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist".

Jede/r HumanistIn muss (nach Berücksichtigung des jeweiligen Debattenstandes !) entscheiden, für welche Beurteilung der jeweils gegebenen Lage er/sie die Verantwortung übernehmen kann: also dafür, sich vorrangig politisch für soziostrukturelle oder auch institutionelle Veränderungen einzusetzen, oder aber von vornherein primär auf eine Linderung von Leiden hinzu- arbeiten.

zialisten Charles Fourier ist die Ansicht überliefert, dass „der Grad der weiblichen Emanzipation das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation“ sei, sein Nachfolger im Geiste, August Bebel, stimmte dem nachdrücklich zu in dem Buch *Die Frau und der Sozialismus*.

„Ich bin ja keine Feministin, aber...“, in diesem Defensiv-Modus kam Jahrzehnte daher, wer für Frauenrechte eintrat. Wie der Sozialismus, so erschien auch der Feminismus als ein peinliches Relikt aus vergangener Zeit.

Ein Ismus, über den sich ein starkes Individuum erheben kann, selbstständig, eigenverantwortlich, nicht auf das angewiesen, was man „Bewegung“ nennt...

Die letzte Welle der Frauenbewegung in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat der Republik Gleichstellungsbeauftragte, Frauenquoten, Väter in Elternzeit und eine Kanzlerin verpasst, und man könnte ja denken: ist doch schon mal was.

Ist es nicht, denkt heute ein anspruchsvoller Teil jüngerer Frauen, der es für selbstverständlich hält, dass Frauen ganz oben mitspielen.

Die Autorin Barbara Supp warnt aber davor, einem „einverstandenen, marktkonformen Feminismus“ auf den Leim zu gehen, der nur die Bedürfnisse des globalisierten Kapitalismus erfülle. Der nach *diversity* ruft – weil ein Unternehmen besser dasteht, wenn es mehr Frauen, mehr ethnische Vielfalt in die oberen Ränge bringt.

Was bedeutet also Feminismus? Eine Frau geht ihren Weg? Indem sie Dinge tut, die sonst nur Männer tun? Dann wäre auch eine Alice Weidel Feministin, die Fraktionschefin der immer weiter nach rechts driftenden AfD. Sie ist eine Frau, geht in der Männerwelt ihren Weg, und lesbisch ist sie auch noch.

Supp's Fazit:

Feminismus als Freiheitsmoment, das ist die eine Seite, eine wichtige, das war sie schon immer, aber sie reicht eben nicht. Was fehlt immer wieder? Haltung. Ja doch, darf man es aussprechen? Moral, Parteilichkeit, vielleicht im Sinne der Schwächeren, egal, ob sie männlich, weiblich oder etwas ganz anderes sind.

Allerdings gibt es etwas Ähnliches schon: Es heißt Humanismus. Vielleicht wäre das dann wirklich modern – eine Gesellschaft,

in der der Feminismus im Humanismus aufgehen kann. Aber bis dahin ist noch allgerade zu tun.

#METOO KAMPAGNE

2018 war auch das Jahr Eins nach der *#MeToo* Kampagne, die inzwischen weltweit die Übergriffe und Gewalttaten von meist älteren, einflussreichen Männern in Machtpositionen an jungen, aufstrebenden Frauen skandalisiert – manchmal noch viele Jahre später, ermutigt durch die überwältigende Resonanz von Frauen.

Genau dazu ist mir eine ungewöhnliche Anzeige einer Anonyma in der WAZ vom ersten Oktoberwochenende 2018 aufgefallen.

Ich möchte sie hier zitieren, weil ich denke, dass sie ein Reflex auf die *#MeToo* Kampagne ist:

An alle Töchter dieser Welt.

Warum habe ich euch nicht stark gemacht für diese Welt der Männer!

Ich habe euch mitgegeben, in der Schule brav zu lernen. Den Menschen mit Klugheit, Freundlichkeit und Respekt gegenüber zu treten.

All diese Eigenschaften werden in der Arbeitswelt mit Füßen getreten. Die Chefs dieser Welt herrschen mit verantwortungsloser Respektlosigkeit gegenüber Menschen, besonders Frauen.

Es zählt nicht die Qualifikation der Ausbildung, es zählt die Duldung von Sprüchen und das Anpassen in Rotlichtbars nach Geschäftsterminen.

Ach, ich dachte, die Welt wäre weiter: Entschuldigung für mein Versagen, liebe Töchter.

Aber liebe Enkelkinder:

Steht auf und zeigt eure Stärke und lasst einige männliche Fossilien sehr alt aussehen!

Daher ist es mir wichtig, auch eine männliche Stimme dazu zu Wort kommen zu lassen, die mir als „bewegtem Mann“ und „Alt-68-Humanisten“ sympathisch ist (*DER SPIEGEL* 42/2018).

Es handelt sich um den Leitartikel, den der Redakteur Mathieu von Rohr so beginnt:

Warum *#MeToo* auch die Männer freier gemacht hat. . .

Als Mann finde ich nur wenig ärgerlicher, als Männer in Machtpositionen, die sich als Opfer stilisieren. Denn natürlich sind dies noch immer prächtige Zeiten für Männer, auch für Sexisten [...]

Auch in Deutschland sind Männer ein Jahr nach *#MeToo* nicht die Opfer, sondern meistens immer noch die Täter, wenn es um sexuelle Übergriffe geht.

Trotzdem: Die *#MeToo*-Bewegung hat vieles erreicht in diesem Jahr. Sie hat ein Bewusstsein geschaffen für die Realität von Macht und Missbrauch im Alltag, sie hat damit die Wirklichkeit ein klein wenig verändert [...]

Es wäre ein Leichtes, sich als Mann beleidigt zurückzuziehen und zu jammern, dass man sich wegen seines Geschlechts mit Nötigern, Grapschern, Vergewaltigern in einen Topf geworfen sehe. Stehen alle Männer unter Generalverdacht? Die Antwort ist natürlich nein [...]

Sondern die Hashtag-Bewegung hat viele Männer und Frauen für etwas Größeres sensibilisiert – den Feminismus.

Die gute Nachricht ist nämlich, dass der Feminismus nicht nur etwas für Frauen ist, sondern auch die Männer freier macht [...]. Betrachtet man den Feminismus auf diese Weise, steht er nicht für den Kampf der Geschlechter, sondern für ihre Versöhnung.

Er steht dafür, dass die Macht gleichverteilt werden sollte, und jeder Mensch, Frau oder Mann, sein kann, was sie oder er sein will, befreit von den Fesseln fester Zuschreibungen [...]

Eine Mehrheit der Frauen und Männer ist froh darüber, dass die Decke gelüftet wurde über der Welt des sexuellen Machtmissbrauchs. (Vergleiche die Umfrage im *SPIEGEL*-Sonderheft: *#Frauenland*).

Deshalb ist diese neue Zeit, in der wir seit einem Jahr leben, eine ziemlich gute für junge Frauen und für junge Männer.

NACHSATZ ZUM MARSCH DURCH DIE INSTITUTIONEN

Bei dem „Marsch durch die Institutionen“ eines Teils der 68er Generation, um diese von innen und unten her demokratisch zu verbes-

sern – man könnte auch sagen, zu „humanisieren“, als Teil der Projekte zur „Humanisierung des Arbeitslebens“ in den 70er Jahren, die auch der von mir schon erwähnte Berliner Philosoph Frieder Otto Wolf beförderte – riefen wir im Bildungsbereich – etwas martialisches – zur „Brechung des Bildungsprivilegs“ auf.

Denn außer in der kurzen Phase unter Willy Brandt, mit seinem Ausspruch, „mehr Demokratie [zu] wagen“, hat es in der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte keine Bildungsoffensive für die Kinder aus benachteiligten Bevölkerungsschichten gegeben. (Diese Phase war mit den *Berufsverboten* Ende der 1970er Jahre auch schon wieder vorbei!)

Das hat auch damit zu tun, dass die Schule in zweierlei Hinsicht eine „Mittelschichtsinstitution“ ist:

- von der Herkunft, Sozialisation und Rekrutierung ihrer Mitwirkenden, den Lehrerinnen und Lehrern, und
- von der in der Schule vorherrschenden Sprache her.

Es war damals viel von dem „elaborierten Code“ der Lehrenden und vom „restringierten Sprachcode“ benachteiligter Kinder und Jugendlichen die Rede.

Auch neuere Untersuchungen im Bildungsbereich bestätigen immer wieder, dass in Deutschland die soziale Herkunft der Schüler*innen so stark den Erfolg in der Schule bestimmt wie in keinem vergleichbaren Land, das *Bildungsprivileg* der besser gestellten Gesellschaftsmitglieder also ungebrochen ist – von Tendenzen zum vermehrten Besuch von Privatschulen im Unterschied von den öffentlichen Schulen ganz zu schweigen.

D.h. aber auch, obwohl wir 68er das eine oder andere an diesen gesellschaftlichen Einrichtungen verändert und verbessert haben im Sinne von Demokratisierung und Humanisierung, oder auch, wie in meinem Fall der berufsbezogenen Modernisierung, so sind doch die meisten 68er in diesem Bestreben der Veränderung als einer „Selbstveränderung“ steckengeblieben – so auch ich.

Das ist wohl eine gute Charakterisierung des berufspolitischen Schicksals eines Teils der 68er Generation.

Die übrigens von Heinz Bude, einem Mitarbeiter des *Hamburger Instituts für Sozialforschung* (HIS), etwas anders als von mir

als Alterskohorte von 1940 bis 1950, als die Geburtsjahrgänge 1938 bis 1948 angesehen wird.

Daher spricht er in einem aktuellen Interview davon (2018), dass die 68er heute zwischen 70 und 80 Jahre alt sind.

Er schrieb den *Deutschen Familienroman* dazu in vier Bänden weiter:

1. *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen aus der Flakhelfergeneration*, Frankfurt am Main 1987,
2. *Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik Deutschland und der Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 1992,
3. *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 – 1948*, Frankfurt am Main, 1995, und
4. *Adorno für Ruinenkinder. Eine Geschichte von 1968*, München 2018.

Die beiden letztgenannten Bücher sind einschlägig für die Geschichte der 68er Generation, worauf ich aber hier nicht im Einzelnen eingehen möchte, sondern auf einen Geisteswissenschaftler kommen will, den ich schon mehrfach genannt habe, und der mich durch die seit den 60er Jahren in Berlin bestehenden lebenslänglichen Kontakte in meinem Denken und Handeln nachhaltig beeindruckt und geprägt hat:

FRIEDER OTTO WOLF

Auch er ein Angehöriger der 68er Generation, mit dem Geburtsjahr 1943 im bombardierten Kiel, wie er auf der letzten Seite *zum Autor* schreibt, seines erstmals 2002 im Verlag *Westfälisches Dampfboot* erschienenen Hauptwerks *Radikale Philosophie. Aufklärung und Befreiung in der neuen Zeit*.

Die Lektüre dieses knapp 300 Seiten umfassenden Buches war für mich – nach der Initialzündung durch den Sozialphilosophen Helmut Fleischer – ein intellektuelles Aha-Erlebnis der besonderen Art, etwa in der Betonung der „Gleichen Freiheit für Alle“ als Motiv der Philosophie als „radikaler Tätigkeit“ mit ihren „wahrheitspolitischen Initiativen“ z.B. für einen philosophischen „Materialismus“ und vieles mehr.

Diese seine grundlegende Schrift hat meinen geistigen Horizont wesentlich bereichert und erweitert, so dass ich mich darin bestä-



tigt gefunden habe, den Kontakt mit ihm seit den frühen Studienjahren am P.I. der FU Berlin nie ganz abreißen zu lassen. Das hat mir ein fortlaufendes Bildungserlebnis in Richtung der Ausarbeitung eines kritischen und praktischen *Humanismus für das 21. Jahrhundert* beschert, für das ich ihm „ever so dankbar“ bin.

Mit der Lektüre dieses Buches war allerdings auch eine Selbsterkenntnis verbunden, nämlich die, dass ich nicht wie der Autor zu den „konzeptiven Intellektuellen“ zähle, sondern zu den von ihm so genannten „rezeptiven Intellektuellen“, die er ja mit dem Buch und seinen sonstigen Schriften auch ansprechen möchte.

Daher war es für mich naheliegend, ihn als Vortragenden, den von mir zeitweise so genannten „grünen Philosophen“, da er eine Reihe von Jahren als Linker bei den Grünen aktiv war, nach Duisburg einzuladen, ein erstes Mal als Auftakt zur Europawahl, er war dann MdEP für eine Legislaturperiode, ein zweites Mal 2008 nach der Veröffentlichung seiner Vortragsreihe *Humanismus für das 21. Jahrhundert* an der *Urania* Berlin, im Wissenschaftsjahr der Geisteswissenschaften, und ein drittes Mal 2017 zu einem Vortrag im Rahmen der Duisburger *Mercator-Matineen* zum Thema:

Vom Humanismus der Mercator-Zeit zum heutigen Humanismus.

Bei dieser letztgenannten Gelegenheit ermutigte er mich auch zur Abfassung dieses meines „Berichts als Alt-68er Humanisten“, wie das zuvor schon Hubert Cancik getan hatte, als er im *Regionalbüro Ruhr-West* des HVD-NRW als Gast den Vortrag im *Humanistischen Forum* über „Religionsfreiheit/Toleranz“ hielt.

Dies war dann auch ein Stichwort in dem von ihm, Frieder Otto Wolf und Horst Groschopp herausgegebenen Band: *Humanismus. Grundbegriffe*, erschienen 2016 im Berliner *de Gruyter Verlag*.

Die Genannten und andere arbeiten noch an einer *Enzyklopädie des Humanismus*, in der sie historische wie zeitgenössische große Humanist*innen porträtieren werden, wie z.B. Erasmus von Rotterdam oder Simone de Beauvoir.

Für einen „Humanismus auf der Höhe der Zeit“ sind, wie Frieder das einmal bei seiner Vortragsreihe an der *Urania* in Berlin bemerkte, außer der *Radikalen Philosophie* noch die *Kritik der Politischen Ökonomie*, eine *Politische Ökologie*, die *Feministische Geschlechtertheorie* sowie eine *Kolonialismuskritische Kulturtheorie* vonnöten.

Zu seiner Vorlesungsreihe in der *Urania* Berlin, einer alten Volksbildungsstätte, reiste ich per Bahn und Bildungsurlaub von Duisburg an: *Humanismus für das 21. Jahrhundert*.

Sie erschien in erster Auflage 2008, in der HVD-Reihe *Zur Theorie und Praxis des Humanismus*.

Dazu heißt es im Klappentext:

2007, im Jahr der Geisteswissenschaften, fand an der Berliner *Urania*, eine Vorlesungsreihe unter dem Titel *Humanismus für das 21. Jahrhundert* statt. Referent war der Humanist Professor Frieder Otto Wolf.

Diese Vorlesungsreihe untersuchte den Grundgedanken, dass angesichts der gegenwärtigen Krisen und Konflikte nach dem Epochenbruch der 90er Jahre eine grundsätzliche politisch-kulturelle Neube-stimmung erforderlich wird.

Dies können nicht, wie gelegentlich behauptet wird, primär die Religionen leisten, ebenso wenig wie die Wissenschaften oder eine auf sie allein begründete Philosophie. Und sie ergebe sich auch nicht von selbst aus demokratischen Beratungsprozessen.

Dafür ist ein engagierter, praktischer Humanismus erforderlich, der die Positionen menschlicher Vernunft vertritt und daraus elementare Anforderungen begründet, auf deren Grundlage in demokratischen Prozessen tragfähige Orientierungsentscheidungen getroffen werden können.

Wissenschaftliche Forschungsergebnisse

liefern hier nützliche Ratschläge für eine menschliche Lebenspraxis.

Diese Vortragssammlung stellt den engagierten praktischen Humanismus vor und erläutert dessen philosophische Grundlagen in Abgrenzung zu den wahrheitspolitischen Ansprüchen von Religionen und Wissenschaften.

Wegen seiner Bedeutung für mich persönlich wie auch für die öffentliche Diskussion stelle ich hier die einzelnen Kapitel kurz vor:

Nach Vorwort und Einführung geht es los mit Kapitel

1. *Humanismus – zum Verständnis und Missverständnis eines viel gebrauchten Begriffs*
2. *Freiheit, Solidarität, Verantwortlichkeit – Humanismus und globales Ethos*
3. *Falsche Humanismen – Fehlschlüsse der Erziehungs- und Expertenideologien*
4. *Humanismus und Glaube – Religionen und Wahrheitspolitik*
5. *Humanismus und Wissenschaften – Forschung und Wahrheit* (Für mich das zentrale Kapitel.)
6. *Die gegenwärtige globale Strukturkrise als Chance – Humanismus, Skepsis und die geistige Situation der neuen Zeit*
7. *Aufgaben eines radikal zeitgenössischen Humanismus in Politik, Ökologie und Kultur*
8. *Humanismus als Lebensform und die Zukunft des Humanismus*

Ein abschließendes Nachwort folgt.

2014 erschien dann im gleichen Format und Verlag die

Zweite, durchgesehene Auflage, mit einem Geleitwort von Richard Faber, einer Notiz zu „Humanismus und Ästhetik“ und einem ergänzenden Nachwort des Verfassers.

Sie hat sich damit von 186 auf 216 Seiten erweitert, wovon ich vor allem die „Bemerkungen im Rückblick“ aufschlussreich fand.

Mit anderen Worten: Auch ein zeitgemäßer Humanismus ist ein sehr ambitioniertes Unterfangen – so wie es für mich in meinem Studienfach auch der Arbeitsansatz der *Kritischen Psychologie* gewesen war.

Wie schon bei der *Kritischen Psychologie*, so konnte ich auch beim *Humanismus für das 21. Jahrhundert* bei weitem nicht alles mitbekommen, was aber hängenblieb, war mein Interesse an einem engagierten, praktischen

Humanismus, unterfüttert von der immerwährenden Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau im Geschlechterverhältnis, sowohl als männliche Privatperson wie auch als politischer Mensch.

Siehe die schon erwähnten beiden *Männerpolitischen Kongresse* in den 90er Jahren bei den *Grünen NRW*, oder auch meine Abschlussarbeit in der Weiterbildung: *Geschlechterverhältnisse in der Supervision*.

Heute meine ich – im Kontext der aktuellen Diskussion um „Sexismus“ – für mich „Überlegenheitsdünkel qua Geschlecht“ – dass mein Freund Burkhard Forstreuter recht hatte, als er sich seinerzeit schon als „Feminist“ bezeichnete.

Inzwischen sehe ich mich selbst auch als solchen an – ganz im Sinne des Protestschilds eines jungen Mannes auf einer Anti-Sexismus-Demo:

„Real Men are Feminists“, ja, ich würde noch einen Schritt weitergehen und behaupten, wer als Mann kein Feminist ist, ist Sexist.

Auch in der Einzelberatung als interner Schulberater, in Fortbildungen und Supervisionsprozessen, habe ich den Geschlechteraspekt oft als aufschlussreich und weiterführend erlebt.

Als Privatperson habe ich, untypisch für einen Mann, viel in Teilzeit gearbeitet, zunächst der Kinder wegen, dann – nach einem Vollzeit-Intermezzo wegen Geldmangels – die letzten zehn Arbeitsjahre auf Altersteilzeit, und zwar nicht nach dem „Block-Modell“, bei dem man die Hälfte der restlichen Arbeitsjahre nochmals „volle Pulle“ arbeiten musste, um dann nach der sog. Freistellungsphase in Pension gehen zu können, sondern nach dem „Teilzeit-Modell“, soll heißen, mit halber Stundenzahl, aber etwas mehr Geld die ganzen – bei mir zehn – verbleibenden Arbeitsjahre zu absolvieren.

Danach kamen noch, quasi als Nachklapp, drei Jahre in der Lehrerfortbildung dazu, so dass ich einen angenehmen stufenweisen Ausstieg aus der beruflichen Arbeit hatte, und nicht, wie gerade viele der männlichen Kollegen, mit dem radikalen Schnitt von „Vollzeit, lebenslänglich“ zum „absoluten Ruhestand“ zu kämpfen hatte.

Dass ich als Teilzeitler mehr Zeit auch für die Haus- und Familienarbeit als Hausmann zubrachte, hatte weniger mit meiner nicht

durchgehend berufstätigen Frau zu tun, sondern vielmehr mit meinem eigenen Selbstverständnis als linker, fortschrittlicher Mann, der sich diesem zumeist noch den Frauen zugewiesenen Bereich in der gelebten Gleichberechtigung auch verpflichtet fühlt.

Einen wichtigen theoretischen Anstoß zu meiner Selbstverständigung in diesem Bereich gab mir der Schweizer Christoph Arn, den ich über meine männerpolitischen Aktivitäten kennen- und schätzengelernet hatte.

Den lud ich einmal zu uns nach Hause ein und hatte eingehende Gespräche mit ihm z.B. darüber, ob man als amtierender Hausmann für seine Partnerin möglicherweise weniger attraktiv als Mann erscheinen würde.

Seine Schriften möchte ich hier als lesens- und bedenkenswert, vor allem für uns „Neue Männer“ nennen:

1996 schrieb er seine *Lizenziatsarbeit: HausArbeitsPolitik*, Leistungen, Probleme und Modelle der Haus- und Familienarbeit, erschienen in der Edition Soziothek in der Schweiz.

Im gleichen Jahr brachte er *Hausarbeit. Familienarbeit. Eine Bibliographie. Literaturverzeichnis zur Arbeit der Hausfrauen und Hausmänner* im Eigenverlag in Kollbrunn (CH) heraus, mit einem Index, Schlagwortverzeichnis (wie etwa: *innerfamiliäre Arbeitsteilung*) und einer Publikationsliste mit fast 1300 Titeln.

Schließlich im Jahr 2000 sein *opus magnum*, zugleich die Doktorarbeit an der Theologischen (!) Fakultät der Universität Zürich:

HausArbeitsEthik. Strukturelle Probleme und Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit in sozioethischer Perspektive.

Dieses weit über 600 Seiten umfassende Buch im Großformat kann nach dem Doktorvater Prof. Ruh „für längere Zeit als das Standardwerk zum Thema“ gelten.

Ich bin Christoph Arn zu Dank verpflichtet, dass er mir als „bewegtem Mann“ theoretischen Aufschluss für mein praktisches Tun vermittelt hat.

Er hat auch betont, dass die Haus- und Familienarbeit – als historisch „erste Ökonomie“ – mehr Arbeitsstunden auf sich vereint als die Erwerbsarbeit und mindestens als gleich bedeutsam wie diese zu gelten hat. Das unterstreicht auch folgendes Zitat:

Und doch hängt die Zukunft der Gesellschaft zu einem wichtigen Teil von der Lebensqualität in den Familien, von den dort erbrachten Produktions-, Betreuungs- und Erziehungsleistungen ab.

PETRA – MEINE FRAU AUS DEM RUHRGEBIET

Wir haben uns kennengelernt auf einer Veranstaltung zum Antikriegstag, dem 1. September 1982, in der *Fabrik für Kultur* in Mülheim an der Ruhr, ein Jahr, nachdem ich wegen der Arbeitsaufnahme als Diplom-Psychologe in der Funktion eines internen Schulberaters an einer Gesamtschule in Duisburg von Berlin-Schöneberg hergezogen war.

Ich hatte durch eine GE-Lehrerin ein Zimmer bei einem Psycho-Kollegen am Schloss Broich in Mülheim bekommen, der gegenüber an der Volkshochschule Dozent war.

Von daher hatte ich einen kurzen Weg zu der selbstverwalteten Kulturfabrik. Ich war dahin gegangen mit meiner damaligen Freundin, die aber schlechte Laune hatte, weil ich mich die ganzen Sommerferien nicht bei ihr gemeldet, sondern in den Alpen beim Rennradfahren vernügt hatte.

Da kam ein Mädchen verspätet an und setzte sich an meine freie Seite.

Ich sah verstohlen zu ihr rüber und war von ihrer Erscheinung angetan. Ich machte „stiekum“- wie man im Ruhrgebiet sagt, Kontakt, indem ich ihr meine linke Hand auf ihre rechte Hand legte, - was sie stumm geschehen ließ. Durch diesen erregenden Moment ermutigt, schmuggelte ich ihr noch mein Visitenkartchen, soll heißen, einen Zeitungsaufkleber in ihr Täschchen. Das alles geschah unbemerkt von meiner Freundin zur Rechten.

Einige Zeit später rief sie tatsächlich an und wir verabredeten uns in einem Szenelokal. Danach entstand die Frage, gehen wir zu mir am Schloss Broich oder zu ihr in MH-Styrum?

Nun, sie wollte „Heimvorteil“ haben und so kam ich zu ihr mit.

Ihre Mietwohnung gefiel mir sehr gut, weil sie mit einfachen Mitteln geschmackvoll eingerichtet war.

Wir landeten auf ihrem Hochbett und tummelten uns darauf bis zum Morgengrauen.

Ich rief dann auf der Arbeit, in der Schule

an und meldete mich krank, was ich aber nur in dem „liebeskranken“ Sinn war.

Im Weiteren merkte ich natürlich, dass das ein falsches Signal war, denn ich wollte zwar eine junge Frau, die Tag und Nacht für mich da war – was der Reflex auf die Ute, meine Frau aus Berlin gewesen war, der ich vorwarf, nicht mit mir, sondern als Ärztin mit dem Krankenhaus verheiratet zu sein – aber ich vergaß dabei, dass ICH nicht Tag und Nacht für sie da sein konnte, sondern auch noch meinen beruflichen Pflichten nachkommen musste.

Es hat dann eine ganze Weile gedauert, bis ich ihr das klarmachen konnte.

Und außerdem war sie ja keineswegs, wie sich schnell herausstellen sollte, immer nur für mich da, sondern war sehr viel und lange Zeit ohne mich mit Anderen unterwegs, mit ihrer, wie ich später erfuhr, drogenabhängigen Freundin, aber auch mit deren Freunden und anderen jungen Männern.

In der ersten Verliebtheit hat mich das halb wahnsinnig gemacht, so dass es vorkam, dass ich mehrmals in der Nacht zwischen Mülheim und Duisburg, wohin ich umgezogen war, mit dem Rad hin und her flitzte, oder ihr hinterher düste, entweder per Rad oder im Auto ihres Bruders, um sie aufzufinden und zur Rede zu stellen.

Ich hab ganz vergessen zu erwähnen, dass sie mein Typ war, soll heißen Mädchenfrau oder Kindweib, also eine körperlich zarte Erscheinung.

Was hat nun aber diese Partnerwahl – wir heirateten Jahre später, Ende 1988 am Standesamt in Mülheim – mit der 68er Generation zu tun?

Ich meine, sehr viel!

Denn es war in der Studentenbewegung durchaus üblich, ungewöhnliche, über soziale Schranken reichende Partnerschaften einzugehen, und diese auch gegen eine „feindliche“ Umgebung zu verteidigen. Ich wusste damals nicht, was mir da alles noch bevorstand. Ein Beispiel:

Auf einem Schulfest kam ich erstmalig mit Petra im Schlepptau an, und erntete viele argwöhnische Blicke, auch von Leitungskräften der Schule, weil sie eher den Eindruck einer Schülerin aus der Mittelstufe machte, als den einer erwachsenen Frau. Lehrkräfte sprachen mich hinterher hinter vorgehaltener Hand an,

wen ich denn da dabeigehabt hätte. Und meine Psycho-Kollegen, die sie auch einmal gesehen hatten, rieten mir dringend von der Fortsetzung des Kontakts ab. Selbst Freunde wie der Jürgen aus den Berliner Jahren unterstellten ihr Böses, sie wolle ja nur an mein Geld, usw.

Aber ich hielt zu ihr, und das war auch gut so.



Denn ungewöhnlich war diese Verbindung schon, ich endlich mit fester Stelle im „Psycho-Schnelldienst“ (Marie Marcks) an einer großen Gesamtschule in Duisburg, 37 Jahre alt, geschieden, eine Tochter, die Winnie in Berlin von 10 Jahren, sie, die Petra, 22 Jahre jung, ohne berufliche Tätigkeit, Bezieherin von Arbeitslosenhilfe (ALHI) und aus einem Arbeiterhaushalt im Ruhrgebiet stammend.

Ihr Vater Ernst, gelernter Zimmermann, später handwerkliches „Mädchen für alles“ bei Mannesmann in Mülheim – die mit dem Erdgas-Röhrengeschäft mit der damaligen Sowjetunion – das auch nach deren Untergang weiterbesteht!

Wie ich das schreibe, fällt mir auf, dass es da eine Parallele gibt zu meinem beruflichen Tun, alldieweil ich als interner Berater auch „Mädchen für alles“ Schwierige in der Schule geworden bin.

Der Ernst war mir von Anfang an sympathisch, schwieriger war es da schon mit Kläre, Petras Mutter, die zurecht, wie ich finde, misstrauisch war, was dieser „Studierte“ mit ihrer jüngeren Tochter vorhatte.

Als ich ein wenig auch mit ihr „warm geworden war“, verlangte sie unter anderem meine Scheidungs-Urkunde zu sehen, und auch meinen Arbeitsvertrag mit der Bezirksregierung in Düsseldorf. Danach war sie dann etwas beruhigter.

Sie selbst arbeitete als Reinigungskraft in der MH Stadthalle und betrieb später eine „Pommesbude“.

Aber darin erschöpfte sich nicht ihre Lebensleistung. Sie brachte sechs Kinder zur Welt, von denen die zwei ersten am „plötzlichen Kindstod“ starben, weswegen das erste „überlebende“ Kind, der Sohn Dieter, zeitlebens von ihr „mit Samthandschuhen angefasst“ wurde. Er war auch Petras Lieblingsbruder.

Als ich sie, spät, aber doch, geheiratet hatte, und bei ihnen zuhause war, und sinngemäß ihm gegenüber äußerte, die Petra gehört jetzt mir, sprang er mir an die Gurgel und wir keilten uns auf dem Fußboden im Wohnzimmer vor aller Augen.

Als ich einmal im Übermut aus dem Balkon im Erdgeschoss auf die regennasse Wiese sprang zum Radschlagen, hatte ich die „Jugendlichkeitsprüfung“ bestanden – so denke ich heute darüber.

Tatsache war, dass ich gerne in diese andere Welt, die Arbeiterkultur im Ruhrgebiet eintauchte, die für mich bis dahin völlig fremd und neu gewesen war.

Ich stammte ja aus dem sogenannten „Kleinbürgertum“ als Sohn einer Bahnhofsbuchhändler-Familie – ebenfalls mit vier Kindern:

Petra und ich an gleicher Stelle in der Geschwister-Konstellationsstellung: jeweils drittes Kind, jeweils jüngerer vom gleichen Geschlecht. Soll heißen, sie hatte schon eine größere Schwester, die Rita, und ich schon einen größeren Bruder, den Gerd.

Ich hatte im Studium das Buch von Walter Toman aus Wien in die Hände bekommen, das in der ersten Fassung genau so hieß: „Geschwister-Konstellationen“, in späteren Ausgaben dann: „Familienkonstellationen“, in dem er die psychischen Auswirkungen der Stellung der Geschwister in der Familie herausarbeitet.

Also auch hier ein Hinweis auf das „Unbewusste bei der Partnerwahl“.

Gleich dazu noch ein Hinweis: ich hatte

das von Peter R. Hofstätter verfasste *Fischer Lexikon der Psychologie*, damals ein vielbenutztes Taschenbuch, gelesen, worin er unterscheidet zwischen der sog. „Ähnlichkeitswahl“ und der „Ergänzungswahl“, die beide ihre Vor- und Nachteile haben, aber nichtsdestotrotz, auch nach dem Altvater Freud, lebenspraktisch von großer Bedeutung sind.

Ähnlich bedeutsam wie nur noch die Berufswahl, denn in diesen Wahlen geht es um die Liebesfähigkeit respektive um die Arbeitsfähigkeit (und Arbeitsfreude!)

Nun, mit der Ute, meiner Frau in Berlin, habe ich demnach eine Ähnlichkeitswahl getroffen, nach Alter, Herkunft, Bildung usw.

Und mit der Petra, meiner Frau im Ruhrgebiet, eine Ergänzungswahl in dem Sinne, dass sie mir eine Welt aufschloss, die eine Bereicherung und Ergänzung zu der meinigen war.

Hierzu fällt mir ein, dass unsere Tochter Winnie, die ich in Berlin mit der Ute hatte, sich eine Familie ihrer Wahl anhand ihrer Freundin ausgesucht hatte, mit der sie ihr ganzes weiteres Leben zeit- und teilweise zubrachte, einer „ganz normalen Berliner Familie“, weil sie offenbar ihre eigene Familie, mich als Vater und die Ute als Mutter, nicht für eine allzu normale Familie hielt.

Das hat, wie ich jetzt denke, damit zu tun, dass die Ute 1943 auf der „Flucht aus dem Osten“ im damaligen Deutsch-Krone geboren wurde, und mit ihrer großen Schwester Helga nach dem Tod ihrer Eltern als Vollwaise in Kinderheimen und dann bei entfernten Verwandten in Berlin-Siemensstadt aufwuchs, und im Grunde nie erfahren hat, wie „richtige Familie“ geht.

Und meine Mutter, die Herta, war auch keine Mutter in dem klassischen Sinn, sondern hat ihre Mutter und Großmutter aus dem Ruhrgebiet nach Oberbayern geholt, damit die sich um die vier Kinder kümmern konnten. Wir wurden, wie gesagt, von unserer Oma Anna, genannt „Mami“ aufgezogen.

Zurück zu den Behns und der Atmosphäre zuhause in Mülheim: Ich kam in die Wohnung, dann ins Wohnzimmer, und konnte die dort versammelten Personen, es war eine Geburtstagsfeier, nur schemenhaft, in Umrissen erkennen, so stark war alles in „blauen Dunst“, gehüllt, sprich, es wurde „geschminkt“ ohne Ende und zwar von allen in der Familie und auch den meisten Anverwandten und Freun-

den, Petra rauchte „Selbstgedrehte“. Ich war der einzige Nichtraucher dort.

Mit Petra hat es viele verrückte Situationen gegeben:

Am Polterabend etwa, da wurde es sehr spät, und ich habe sie darauf hingewiesen, dass es jetzt Zeit wäre, sich schlafen zu legen, was sie aber nicht einsehen wollte. Da ist mir die Hand ausgerutscht, wie man so sagt, d.h. ich habe ihr eine Ohrfeige verpasst. Daraufhin hat sie fluchtartig das Haus verlassen – und bei mir war an Schlaf nicht mehr zu denken.

Die halbe Nacht bis zum Morgen fuhr mich ihr Bruder Dieter, mein Schwager in spe, durch Mülheim, Duisburg und Oberhausen, und trieben sie dann bei ihr zuhause in MH-Styrum auf. Erst nach vielen Bitten und Kniefällen war sie damit einverstanden, zu versuchen, an diesem Freitag noch einen späteren Heiratstermin am Mülheimer Standesamt zu bekommen. Das gelang mir dann auch, aber die Hochzeitsgesellschaft war zum angesagten Termin erschienen, nur das Brautpaar fehlte. Da kam keine Feierstimmung mehr auf.

MEINE GEWALT GEGEN PETRA

Aber das Schlimmste kommt jetzt:

Petra konnte mich bis zur „Weißglut“ treiben, in ihrem Widerworte geben bzw. durch Verweigerungen aller Art. So kam es, dass ich sie bei einem Streit im Bahnhofstunnel in Duisburg zu Boden stieß und mehrmals getreten habe.

Ich kam dann ernüchtert wieder zu mir und erschüttert darüber, dass ich wie jeder X-beliebige Mann mir nicht anders zu helfen wusste, als Gewalt anzuwenden, tötlich zu werden an der Geliebten.

Voller Entsetzen kam mir zu Bewusstsein, „Helmut, jetzt wirst du ja doch wie dein Vater“ – der im Jähzorn alles kurz und klein geschlagen und auch uns Kinder vertrimmt hatte.

Als wir uns eine geraume Zeit später darüber ausgesprochen haben, machte Petra den Vorschlag, ich sollte erst mal therapeutische Hilfe in Anspruch nehmen, ich sei doch vom Fach, ich müsste da doch jemand kennen oder finden.

So kam ich zum Körpertherapeuten Ulrich

Sollmann nach Bochum, in dessen Praxis ich durch seine Körperarbeit in einer Reihe von Sitzungen zu einer Grund-Beruhigung fand, die auch Petra erfreulich und angenehm fand. So kamen wir wieder zusammen.

Eine Ergänzung fand diese Behandlung in Düsseldorf beim Oliver König, den ich von seinem Buch über die *Nacktheit. Soziale Normierung und Moral* von 1990 schon kannte und schätzte.

Der hat sich mit mir und meiner Herkunftsfamilie mit der Besonderheit der zwei Mütter beschäftigt, sowohl meines Vaters Kurt als auch der zwei Mütter für uns vier Kinder, nämlich die „Mutti“ (Mutter Herta) und die „Mami“ (Großmutter Anna).

Und zwar mithilfe der psychotherapeutischen Methode der „Familienaufstellung“ in einer Weise, die sehr wohltuend, spannungslösend und persönlich weiterführend für mich war.

Aber meine Gewaltszene hat mich auch an eine solche zuhause, in der Herkunftsfamilie erinnert: da war ich so vierzehn, fünfzehn Jahre alt und durch einen Wachstumsschub und Sport schon etwas zu Kräften gekommen.

Da hatte mein Vater wegen einer zu Bruch gegangenen Glastür wieder einen seiner Tobsuchts-Anfälle und schon einige Möbel zertrümmert, als er sich mich vorknüpfen wollte. Da baute ich mich ihm gegenüber in Boxer-Stellung auf und schrie ihn an: „Wenn du mich jetzt haust, schlag ich zurück!“

Da ließ er nach kurzer Verdutztheit seine Arme fallen. Da war ich froh und stolz, dass ich ihm zum ersten und damit auch letzten Mal widerstanden hatte.

(Fotos: Kurt bei Einschulung in München / als älterer Mann.)

Allerdings war damit für mich auch die, wie ich später einsehen musste, teuflische Botschaft verbunden: *violence works*, soll heißen, (die Androhung von) Gewalt wirkt, ist erfolgreich!

Ich hatte in meinem weiteren Leben gut damit zu tun, mich von dieser am eigenen Leib erfahrenen *message* zu befreien. Zu der zählten übrigens nicht nur physische, also körperliche Attacken, sondern auch verbale, soll heißen psychische Verletzungen, Kränkungen, Herabsetzungen und Demütigungen verschiedener Art, – wofür unsere Mutter prädestiniert war, uns Kindern gegenüber, aber auch ihrem



Mann, dem Kurt kam sie auf diese Art gut bei.

Das hatte bei mir offenbar gut „abgefärbt“, wie man dazu wohl sagen würde.

SPÄTFOLGEN

Erst 2003 kam ich an das Buch von Horst Herrmann, einem Soziologen, der auch im Humanistischen Umfeld tätig war, mit dem Titel: *Begehren, was man verachtet. Männer haben Angst vor Frauen*, dessen erstes Kapitel mich tief getroffen hat: *Not am Mann. Auf welch schwachen Füßen die Männergewalt steht*, die immer dann abgerufen wird, wenn Männer nicht mehr weiterwissen, sich nicht mehr zu helfen wissen, und dann zur Gewaltanwendung greifen, wegen der in der

Regel größeren Körperkraft des Mannes gegenüber der Frau.

Bei mir war das so, dass ich mich durch Petras Verhalten und ihre Äußerungen so in die Ecke gedrängt fühlte, dass ich zugeschlagen habe.

Um meine Ohnmacht ihr gegenüber zu kaschieren bzw. zu kompensieren. Hinterher hat mich die Scham darüber ergriffen, über den Verlust meiner Selbstbeherrschung.

Was blieb, war das Bewusstsein von der latenten, doch permanenten Bedrohung der Frau durch die Anwendung von Gewalt durch den Mann.

Schon 2001 hatte der Autor eine „Soziologie der Partnerschaft“ geschrieben, mit dem Titel: *Liebesbeziehungen-Lebensentwürfe*, beides im Münsteraner *Telos-Verlag für Kulturwissenschaften* herausgekommen, in deren erstem Teil er die mit der 68er Bewegung begonnene Suche nach neuen Formen der Beziehung darstellte, in denen ich mich mit meinen Versuchen z.B. in sog. Wohngemeinschaften zurechtzukommen, wiederfand, aber auch aktuellere Erscheinungen wie die sog. Patchworkfamilien besprochen wurden, mit denen ich in der beruflichen Arbeit als interner Schulberater viel zu tun hatte, etwa durch die beiden Fragen, die sich darin stellen:

1. Wer von den Erwachsenen übernimmt für welche Kinder Verantwortung?
2. Auf wen von den Erwachsenen kann ich mich als Kind oder Jugendlicher verlassen?

Im zweiten Teil des Buches bespricht Herrmann die drei Phasen eines Liebesverhältnisses, beginnend mit den Bindungsprozessen der Anziehung und Anknüpfung, dann die Bestandsprozesse im Alltag des Paares, wie den Anspruch auf Liebe, die Sexualitäten, Konfliktpotentiale und den Weg zu einer Streitkultur, schließlich bei Trennung von Liebesbeziehungen die Aufkündigungs- und Ablöseprozesse.

Bei der Lektüre dieser beiden Bücher verstand ich mich selbst und den Umstand besser, dass wir uns trotz aller Gewaltförmigkeit soweit verständigt haben, dass wir das Wagnis des Zusammenbleibens und später der Familiengründung mit dann zwei Kindern, beides Jungen, eingehen konnten.

Zur Abschreckung las ich hin und wieder

aus dem erstgenannten Buch seine *Zehn Gebote des Patriarchats* (der Autor war in einem früheren Leben als Theologe zugange), die ich als Checkliste nutzte, um zu vermeiden, rückfällig zu werden.

Auch Horst Herrmann ist mit dem Geburtsjahrgang 1940 unter die Alt-68er zu zählen.

Wir haben es dann geschafft, in gegenseitigem Respekt und mit Wohlwollen inzwischen über 30 Jahre zusammen zu sein, getreu dem Kafka-Wort:

Es ist unmöglich, sich zu verständigen, wenn nicht guter Wille da ist.

KULTURWISSENSCHAFTEN

Überhaupt die Lektüre Kulturwissenschaftlicher Werke, die mich mehr und mehr fasziniert haben.

(Bücher waren für mich als Sohn eines Bahnhofsbuchhändlers sowieso von großer Bedeutung, haben sie mir doch die Augen geöffnet für Wahrheit und Wirklichkeit, die so von meinen Eltern in deren eigener NS-Sache nicht zu erfahren war.)

KLAUS THEWELEIT (I) PSYCHOANALYSE DER MÄNNER

Als Ersten möchte ich hier den Autor Klaus Theweleit erwähnen, ebenfalls ein Alt-68er mit dem Geburtsjahr 1942, der mich seit dem Erscheinen der zweibändigen *Männerphantasien* im Jahre 1977 im linken Verlag *Roter Stern* mit immer neuen, interessanten Büchern auf meinem Lebensweg begleitet hat, bis heute. Das Buch, den ersten Band bekam ich noch von meiner Frau, der Ute in Berlin geschenkt, die mir damit eine große Freude machte, hatte ich doch dadurch „geistige Beschäftigung“ während der jahrelangen Umdrehungen auf dem „Bewerbungskarussell“. Ich hatte ja 1973 das Psychologie-Diplom gemacht und erst 1981 die feste Stelle in Duisburg bekommen.

In dem zweibändigen Buch, das er in den Jahren 1974 bis 1977 in Freiburg im Breisgau schrieb, von denen der erste Band 1977 herauskam, mit dem Untertitel: *Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*, und der zweite Band 1978 mit dem Untertitel *Männerkörper. Zur Psychoanalyse des weißen Terrors*.

Theweleit hatte, nach Anfängen in Kiel, in

Freiburg Germanistik und Anglistik studiert, und war dann, nach dem Erfolg der *Männerphantasien* als freier Publizist tätig.

Darin geht es um die Interpretation von Romanen der *Freikorps-Soldaten* – der frühesten sozialen Basis von *Hitlers brauner Bewegung* – worin sie ihr faschistisches Bewusstsein im Verhältnis zu den Frauen zeigen: Hieraus entwickelt Theweleit die „bürgerliche Geschichte der Entstehung des Panzers gegen die Frau“.

In seiner literaturwissenschaftlichen und historisch-psychoanalytischen Untersuchung kommt er zu dem Schluss, dass „Geschichte und Sittengeschichte eins [sind]“.

Dies alles verstanden als „Material zu einer nicht-faschistischen Politik“.

Ich stimme denjenigen zu, die meinen, diese große Untersuchung über die sexuelle, psychologische und soziopolitische Vorgeschichte des Nationalsozialismus sei der gelungene Auftakt zur kritischen Männerforschung in Deutschland.

Nicht zuletzt deswegen war dessen Lektüre für mich der Ausgangspunkt zur Vertiefung meines auch politischen Interesses am Thema der Geschlechter-Verhältnisse.

Von meinem „Regal-Meter“ mit Büchern dieses linken Querdenkers, Aufklärers und Humanisten möchte ich hier noch folgende Texte erwähnen:

1990 erschien von ihm im *Stroemfeld / Roter Stern Verlag* Basel und Frankfurt das Buch: *Objektwahl. (All you need is love). Über Paarbildungsstrategien & Bruchstück einer Freud-Biographie*. In dem er diesen *terminus technicus* der Psychoanalyse für die umgangssprachliche Partnerwahl exemplifiziert am produktiven Paar des Altvaters Freud, der selbst mit seiner „Objektwahl“ der Martha Bernays keinesfalls der allenthalben zu beobachtenden „Liebesblödeheit“ anheim fiel.

Wie ich das an mir selbst mit den Partnerwahlen Dora und Petrabeschrieben habe.

In dem *dtv*-Taschenbuch *Das Land, das Deutschland heißt* von 1995 mit „Essays, Reden, Interviews zu Politik und Kunst“ versucht er, dem von ihm registrierten „Mangel an Selbstwahrnehmung“ der Männer in dem zentralen 30-seitigen Aufsatz: *Männliche Geburtsweisen. Der männliche Körper als Institutionenkörper* abzuhelfen.

Dazu zuvor, quasi zur Einstimmung eine Comic-Zeichnung von einer Anonyma (WAZ 8.4.2017) : „Jeder Mensch ist das Kind von jemandem, egal wie alt er ist“, die in ihrer schlichten Aussage einfach überwältigend ist. Mit „jemandem“ können ja nur alle Frauen dieser Welt gemeint sein, die Mütter wurden (– oder auch nicht.)

Dessen erster Satz ist so klassisch, dass ich ihn hier zitieren möchte:

Es ist nicht so, dass Männer in ihren Produktionen bloßer Gebärneid je getrieben hätte; wo Frauen Kinder auf die Welt bringen, „Lebendiges“, erzeugen Männer, und das ihrer Selbstgewissheit nach schon seit ewigen Zeiten, große Teile dieser „Welt“ überhaupt erst, auf die die von Frauen Geborenen ihren Fuß dann setzen können: Denkwelten, wissenschaftliche Welten, Kunstwelten, politische Welten, Gefängniswelten, militärische Welten, jeweils gebündelt in Machtorganen, die „Institutionen“ heißen.

Das ist meines Erachtens ein Grundlagentext für jene neue Art selbstreflexiver Männerbewegung, wie sie sich in den schon genannten beiden, von den Grünen inspirierten Männerkongressen in den 90er Jahren abzeichnete.

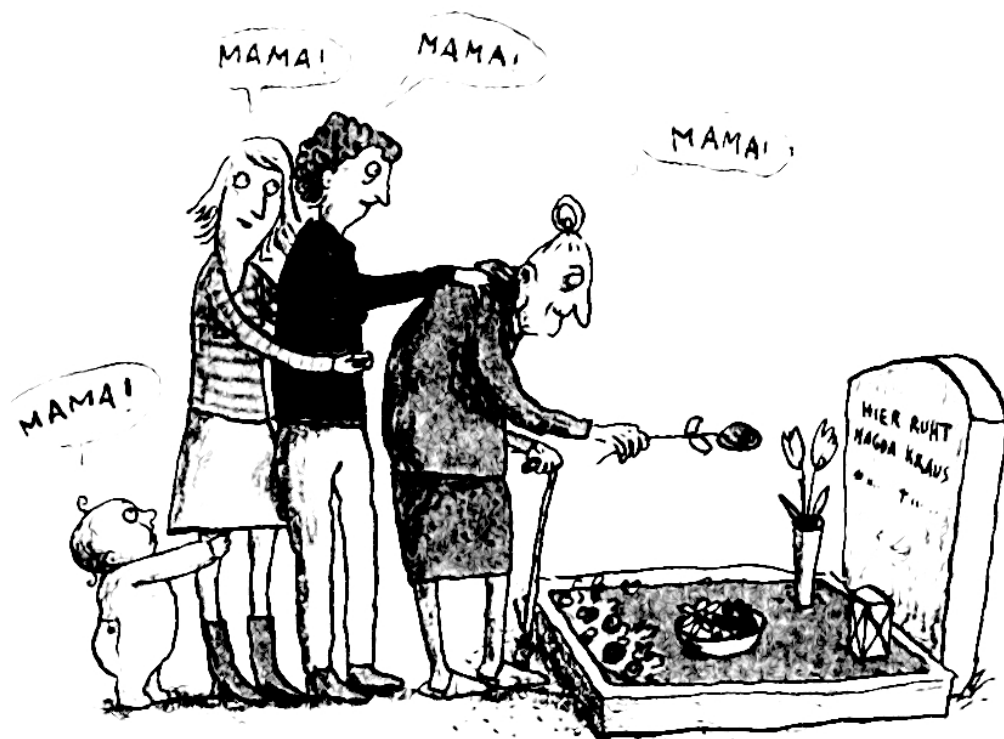
Ich möchte abschließend nur noch das bisher letzte Buch des Autors, 2015 im Salzburger Residenz-Verlag erschienen, erwähnen:

Das Lachen der Täter. Breivik u.a.: Psychogramm der Tötungslust. Breivik hatte 2011 auf der norwegischen Insel Utoya im Sommercamp der Jugendorganisation der Arbeiterpartei Norwegens innerhalb einer Stunde neunundsechzig Menschen, meist jugendliche Sozialdemokraten erschossen. „Der Killer lächelt, lacht und tobt sich aus.“

Ein wichtiger Analyse-Aspekt des Autors steht auf der Titelseite des Buches: *Bevor die SS zur Staatsmacht erhoben wurde, war Himmler auch nur ein „Tempelritter“. Breivik: frei flottierender SS-Mann.*

Aktuelle Ergänzung Ende 2019: aus Anlass des Erscheinens der *Männerphantasien* vor gut 40 Jahren erschien bei *Matthes & Seitz* in Berlin eine Neuauflage in einem Band mit einem längeren *Nachwort 2018/2019* des Autors, „das allein schon wieder ein neues Buch ist“, wie Liane von Billerbeck im In-

Jeder Mensch ist das Kind von
jemandem, egal wie alt er ist...



interview mit Klaus Theweleit im *Deutschlandfunk* sagt. (DLF 1.11.2019)

Er selbst betont darin,

eine der Erkenntnisse meines Buches ist ja nicht, dass Faschismus so ein Konglomerat von Ideen ist, die bestimmte Männer haben, sondern dass das Körperzustände sind:

Leute mit Körperzuständen, die angsterfüllt sind – Angst ist immer auch die Angst vor dem eigenen Inneren, die Angst vor dem Fremden, Angst vor dem Fremden in einem selber. Das projiziert man nach außen und versucht das außen zu bekämpfen, weil man selber damit nicht klarkommt. Der Kern des sog. Faschistischen ist die Angst vor Körperauflösung [...] man ist erstmal ein eigener, unfertiger Körper, Fragmentkörper nenne ich das [...] Und dieser Fragmentkörper versucht seine Probleme, mit denen er psychisch-integrativ nicht umgehen kann, durch Gewalt zu lösen.

Dieser Passus erinnert mich an Funktionsträger in der Nazizeit, wie Reinhard Heyd-

rich, die versuchten, den Juden in sich selbst zu bekämpfen, indem sie zu Massenmördern an den Juden wurden – aber es war immer einer zu wenig, nämlich der Jude in ihnen, von der Abstammung her.

Von daher rührte auch der starke Impuls, per Ariernachweis sich „judenrein“ zu waschen. Das könnte auch der Hintergrund bei meinem Vater gewesen sein, mit seinen „zwei Müttern“, 1903 und 1940.

Weiter Theweleit:

Dieser Fragmentkörper hält z.B. Gleichheit nicht aus, ob das Gleichheit mit Frauen ist, Gleichheit mit Kindern. Diese ganze Abwehr des Demokratischen, die wir in der Neuen Rechten sehen, das ist dieser Punkt, dass Gleichheit nicht akzeptiert wird.

Dieser Typ will die Gesellschaft hierarchisch organisiert haben, mit klar oben und klar unten: und oben in diesem Konstrukt sind für diesen Typ Männer, ist eine bestimmte Männlichkeit.

Theweleit sagt, er habe versucht, zu kopie-

ren, warum bei diesen Leuten eine Art Zwang zu Gewalt vorliegt, und dann kommt man auf Körperzustände. Und wenn man von Körpern redet, dann ist man immer selber mit involviert.

Man kommt dann darauf, dass man den Faschisten, den soldatischen Mann nicht dahin bringt, von Gewalt zu lassen, indem man bessere Argumente hat, sondern nur durch Beziehungen, gesellschaftlich freundlichere Beziehungen [...] nur diese lösen Gewalt in den Körpern auf. Man braucht Zutrauen zu anderen, Vertrauen, und das geht nur über Beziehungen, also Arbeit in Vereinen, in Schulen, überall wo man sich aufhält, kann man Gewalt bearbeiten. Und es geht immer um den Körper. Der Körper ist das Schlachtfeld.

Theweleit sagt auch, das Buch will ein Bewusstsein für die eigenen Gewaltformen wecken, und das ist ein Ruf an das Verhalten im Alltag.

Siehe meine Gewaltausbrüche Petra, meiner späteren Frau gegenüber.

Ich habe das Nachwort in der Neuausgabe der *Männerphantasien* gelesen, und mich gefreut, darin zu erfahren, dass der Autor davorsteht, seinen „Pocahontas-Komplex“ in Bälde zu komplettieren um den noch fehlenden dritten Band: *Warum Cortes wirklich siegte. Technologiegeschichte unserer Kultur*.

Es geht darin um Kolonialismus-Theorien, und davon abgeleitet wohl auch um das, was Frieder Otto Wolf eine *Kolonialismuskritische Kulturtheorie* nennt.

Soll heißen, Klaus Theweleit bleibt mir wegen der vielen eingestreuten historischen Abbildungen, Fotos und zeitgemäßen Comik-Zeichnungen als lustvolle und wegen der Klarheit der Gedanken wertvolle Lektüre wohl erhalten.

Am Ende des Nachworts kommt er zu folgender abschließender, tief humanistischer These:

Ein Liebesleben zu finden und zu erhalten als Normalverhalten zusammenlebender Zivilisten, gleich welchen „Geschlechts“ und welcher Weltregion, ist die brennendste politische Aufgabe; noch vor dem Klimaschutz.

Ein Leben kommender Menschen, das diesen Namen verdient, hängt an ande-

rem; hängt daran, dass die Präambeln der Menschenrechtsverordnungen (und das zugehörige Verhalten) sich abkoppeln von Luftblasen-Formeln wie „Würde“ und „Respekt“ und dem schrecklichen Adjektiv „unantastbar“ – wo doch permanent und ohne jede Rücksicht „angetastet“ wird.

Wäre es nicht schöner, etwas tatsächlich Existierendes an ihre Stelle zu setzen, nämlich „die Haut“, eine wirkliche Grenze.

„Menschenrecht“ solle sein das Recht auf Unversehrtheit der Haut gegenüber unerwünschten Eingriffen. Haut, die aber berührbar ist, wo gewünscht, gegenseitig. MAKE LOVE NOT WAR – war der ernsthafteste Schnack hinter allen Aktivitäten der 68er Evolution.

HANS-PETER DUERR (II): ETHNOLOGIE UND ZIVILISATIONSTHEORIE

Als zweiten Autor, ebenfalls jemand aus der 68er Generation mit dem Geburtsjahr 1943 in Mannheim, möchte ich den nachmaligen Professor für Ethnologie und Kulturgeschichte in Bremen, Hans-Peter Duerr nennen.

Ich darf wohl sagen, dass sein Hauptwerk, *Der Mythos vom Zivilisationsprozess* mich mit dem ersten Band, erschienen 1988, schnell in seinen Bann zog: da geht es um *Nacktheit und Scham*.

Und darum, wie sich der Autor im folgenden Begleittext zur Taschenbuchausgabe 1994 im *Suhrkamp*-Verlag äußert:

Die heute im wesentlichen anerkannte Theorie der Zivilisation* behauptet, dass der Mensch des Mittelalters, aber auch die Angehörigen der sogenannten primitiven Kulturen, im Vergleich zu uns Heutigen, ihre Triebe und Affekte wenig gebunden und geregelt hätten, dass in diesen Gesellschaften der Triebverzicht niedrig, die Mäßigung der Gefühle unerheblich gewesen wäre. Nacktheit, Sexualität usw. Seien bei diesen Menschen öffentlicher und weniger schambesetzt gewesen.

Im Zuge der zunehmenden Arbeitsteilung der Menschen jedoch seien die sozialen Verflechtungen intensiver geworden. Die Affekte seien gemäßigt und in den Privatbereich verbannt worden.

Hans-Peter Duerr führt den Nachweis, dass diese Zivilisationstheorie falsch ist. Er

zeigt, dass der Mythos vom Zivilisationsprozess identisch ist mit der Ideologie, die herangezogen wurde, um den Kolonialismus zu rechtfertigen, insoweit dieser behauptete, es gehe den europäischen Nationen darum, noch unentwickelte, unzivilisierte Menschen zu zivilisieren.

Ausgehend von der Kritik der herrschenden Zivilisationstheorie** entwickelt Hans-Peter Duerr [...] in seinem ersten Teil des auf vier Bände angelegten „Mythos vom Zivilisationsprozess“[†] eine „Kulturgeschichte der sexuellen Scham und Schicklichkeit, die nicht nur die abendländische Geschichte seit ihren nachvollziehbaren Anfängen, sondern auch jene Völker einbezieht, die an der Peripherie der sogenannten Hochkulturen gelebt haben.

Er begründet die Vermutung, dass es zumindest innerhalb der letzten vierzigtausend Jahre weder Wilde noch Naturvölker, weder primitive noch unzivilisierte Völker gegeben hat.

Wir sehen, wie hier ein Vertreter der 68er Bewegung sich kritisch gegen die bis dato anerkannte Zivilisationstheorie von Norbert Elias als „herrschende Meinung“ äußert. Dies war kennzeichnend für die damalige, allseitige Infragestellung auch im Bereich der Wissenschaften.

Frieder Otto Wolf hat zu dieser „Wissenschaftskritik und sozialistischen Praxis“, zusammen mit Jürgen Klüver schon früh, im Jahre 1972, einen Sammelband in der Reihe *problemata* im Verlag *frommann-holzboog* in Stuttgart-Bad Canstatt herausgegeben, in dem z.B. Bernhard Wilhelmer den Beitrag: *Zur konkreten Negation der herrschenden Psychologie* schrieb, womit er die Entwicklung der Kritischen Psychologie meinte.

Mit anderen Worten: die von mir weiter oben skizzierte Entwicklung der Kritischen Psychologie war ebenfalls ein Ausdruck die-

ses kritisch-skeptischen Impetus gegenüber der „herrschenden Meinung“, auch in der Fachwissenschaft Psychologie.

Zurück zu Hans-Peter Duerr: dieser Wissenschaftler hat durch sein Hauptwerk *Der Mythos vom Zivilisationsprozess* das Menschenbild in der Ethnologie entscheidend verändert, und so zur Entwicklung einer *Kolonialismus-kritischen Kulturtheorie* beigetragen, die nach dem Humanismus-Forscher Frieder Otto Wolf eine der fünf tragenden theoretischen Säulen eines *Humanismus für das 21. Jahrhundert* darstellt.

Die weiteren Bände seines Hauptwerks waren *Intimität* (1990, Band 2), *Obszönität und Gewalt* (1993, Band 3), *Der erotische Leib* (1997, Band 4) und *Die Tatsachen des Lebens* (2002, Band 5) – die alle ein paar Jahre später als *Suhrkamp*-Taschenbücher erschienen sind.

Abschließend nochmals zu Norbert Elias:

Er hat vor allem die langfristigen Transformationsprozesse von Gesellschafts- und Persönlichkeitsstrukturen herausgearbeitet, die er im *Prozess der Zivilisation* zusammenfasste. Der Untertitel seiner beiden Bände ist *Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*.

Im ersten Band geht es um die „Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes“, im zweiten Band beschreibt er die weiteren Wandlungen der Gesellschaft und entwickelt den „Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation“.

NOCHMAL: STOLPERSTEINE

Als Dokument meiner Tätigkeit als Koordinator der *Stolpersteine* zitiere ich mein abschließendes Schreiben von Ende 2009:

Die Stolpersteine in Duisburg 2007 bis 2009.

Die „Last des Schweigens“ (Dan Bar-On) in meiner Herkunftsfamilie über ihre Zeit im Nationalsozialismus hat mich zum Beruf des Psychologen und schließlich zu den Stolpersteinen geführt, damit aus diesem Verschweigen kein Vergessen wird.

Durch die Patenschaft für einen Stolperstein für Fanny Menke, geb. Leyser auf der Johannerstraße im Dellviertel, wo ich mit meiner Familie seit 1993 in einem eigenen Altbau wohne, lernte ich Kurt Walter

* Gemeint, aber von Hans-Peter Duerr nicht explizit genannt, ist der von Norbert Elias' in dessen zweibändigem Werk von 1939, 1969 im Verlag *Francke AG* in Bern neu herausgebrachte *Über den Prozess der Zivilisation*, einem deutsch-jüdischen Soziologen, der 1938 (wie Sigmund Freud auch) nach England emigrierte.

** Gemeint ist hier wohl der Elias' zweiten Band abschließende und zusammenfassende „Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation“.

† Es wurden dann doch fünf Bände.

von der evangelischen Bildungsstätte kennen, der das Stolperstein-Projekt in Duisburg aufgegriffen und hauptamtlich betreut hatte, und übernahm, von ihm weiter unterstützt, als Privatperson ehrenamtlich 2007 die Koordination der Stolpersteine bis heute.

Ich möchte drei Verlegungen aus diesen drei Jahren, jeweils verlegt von dem Kölner Künstler Gunter Demnig, hier herausgreifen:

– An Ida Garenfeld erinnert ein Stolperstein in Beeck. Sie wurde noch als alte Frau nach Theresienstadt deportiert und dort ein Jahr später ermordet. Die Urenkelin von Ida Garenfeld hat erst später vom Stolperstein-Projekt erfahren, dann in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Israel die Daten ermittelt und möchte nun mit überlebenden Angehörigen ein Treffen am Duisburger Stolperstein durchführen.

– Die Patenschaft in Neudorf für die Juristen-Familie Meyer, Berthold und seine Frau Paula sowie den einzigen Sohn Heinz, der schon auf dem Weg ins KZ ums Leben kam – seine Eltern wurden 1942 in Theresienstadt ermordet – übernahm u.a. ein Rechtsanwalt, der darauf hinwies, dass es im Duisburger Amts- und Landgericht eine Gedenktafel für die ermordeten jüdischen Kollegen gibt, ein Zeichen dafür, dass dieser Berufsstand, zumindest in Duisburg, seine Vergangenheit aufgearbeitet hat.

– Die beiden Zeremonien anlässlich der Stolpersteine für die jüdische Familie Sonnenberg im Dellviertel, von denen die eine von der im DGB organisierten Jugend als Paten ausgerichtet wurde, waren besonders bewegend für mich: die Sonnenbergs, der Vater Leo, die Mutter Dina und die drei Kinder Toni, Mirjam und Lea, 18, 17 und 12 Jahre jung, wurden über das Lager Westerbork in Holland ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert und dort ermordet. Die Großmutter Schewa Sonnenberg kam im KZ Sobibor ums Leben.

Hierbei ist mir deutlich geworden, wie wichtig die Einbeziehung der Jugend in dieses Projekt ist, geht es doch darum, die Erinnerung an dieses *Menschheitsverbrechen* in der nachwachsenden Generation lebendig zu halten.

Von daher freut es mich besonders, dass

die Koordination der Stolpersteine in Duisburg heute in die Hände des Jugendrings der Stadt übergeben werden kann, – hatte sich dieser doch schon zuvor aktiv am „Zug der Erinnerung“ beteiligt, mit dem im Hauptbahnhof Duisburg der einhundertunddreißig Kinder und Jugendlichen gedacht wurde, die von dort in den Tod geschickt wurden.

Er, der Stadtjugendring, ist für diese alltagsnahe Erinnerungsarbeit die richtige Adresse, bei der es darum geht, den unzähligen Opfern des Nazi-Terrors wieder ein Gesicht zu geben.

Denn „wir sind, was wir erinnern.“ (Konrad Görg)

EINSCHUB. Ich habe kürzlich (März 2018) mit dem dort für die *Stolpersteine* Koordination zuständigen Mitarbeiter ein Gespräch darüber geführt, demnächst mehrere Aktionen zu den Stolpersteinen vorzubereiten, wie eine gemeinschaftliche Säuberung der Messingplatten mit den für sie zuständigen Paten sowie Führungen zu Stolpersteinen in den jeweiligen Stadtbezirken mit näheren Informationen zu den dort Geehrten. Wie ich es aus Berlin kennengelernt habe. „Erinnerung wächst aus dem Pflaster“ (*Berliner Tagesspiegel* 29.8.2017).

STOLPERSTEINE AKTUELL

Es hat mich gefreut, im Umkreis des Gedenkens an den 75. Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz – dessen sowjetische Befreier aus der Ukraine übrigens nur noch bettlägere kranke Insassen antrafen, weil die Nazis alle anderen auf einen der sogenannten *Todesmärsche* gezwungen hatten – einen höchst informativen Artikel über den aktuellen Stand der Dinge, was die Stolpersteine in Duisburg betrifft, lesen zu können (WAZ 24.2.2020):

Darin schreibt die Redakteurin Annette Kalscheur, dass Martin Dietzsch, der Archivar des *Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung* (DISS) sich die Mühe gemacht hat, die inzwischen über 300 Stolpersteine in der Stadt mit Fahrrad, Bus und Bahn kreuz und quer durch die Stadtteile aufgesucht, die Steine fotografiert und in einer über 300 Seiten starken Broschüre zusammengefasst hat: *300 Stolpersteine in Duisburg*.

HINWEIS. In meiner Zeit als örtlicher Koordi-

nator der Stolpersteine in Duisburg erschien Ende 2005 die Broschüre *Stolpersteine in Duisburg. Wir an Naziopfer und zwei Täter*, in der 139 Ermordete aufgeführt sind.

Darin stellt Dietzsch fest, dass die ersten Stolpersteine 2002 am Ostausgang des Hauptbahnhofs mit dem Mosaik (das inzwischen in schlechtem Zustand ist) von Schüler*innen des Sophie-Scholl-Berufskollegs verlegt wurden, und die (vorerst letzten) sechs im Dezember 2019 im Dellviertel (wo ich wohne), in Ruhrort und in Marxloh. Also bereits 306 Stolpersteine!

Aber: nicht einmal der Künstler selber, Gunter Demnig, hat eine vollständige Liste aller seit 1996 verlegten über 70.000 Stolpersteine!

Der DISS-Archivar musste allerdings auch feststellen, dass *zehn Stolpersteine verschwunden* sind, was die Balken-Überschrift des Artikels ist – so dass ich als Leser zunächst befürchtete, es könnte sich um mutwillige Täter handeln. Es kam aber schnell heraus, dass sie wohl bei Straßenbauarbeiten verloren gegangen sind.

„Die Stolpersteine haben auch für die Stadt Duisburg eine hohe Symbolkraft“, betonte die Pressesprecherin Gabi Priem, „und deshalb werden wir selbstverständlich die verloren gegangenen Steine ersetzen.“

Während es in anderen Ländern eine Ehre sei, zu wissen, dass in einem Haus ein Widerstandskämpfer gelebt habe, gelte es in Deutschland eher als Makel, stellte Dietzsch fest. Umso klüger sei die Ausgangsidee des Künstlers gewesen, die Stolpersteine im Bürgersteig, also auf öffentlichem Grund zu platzieren.

Für das DISS, das sich vor allem mit der extremen Rechten, also der Verfolgerseite beschäftigt, sei „die Erinnerungs- und Gedenkarbeit“ ebenfalls wichtig. Nicht zuletzt nach Aussagen von AfD-Mann Björn Höcke, der eine „erinnerungspolitische Wende“ forderte.

Dietzsch ist dankbar, dass seine Arbeit von *NRWeltoffen* gefördert wurde. Sie steht kostenlos zum Download bereit: www.diss-duisburg.de.

Yannik Form vom Jugendring, der sich dort seit ein paar Jahren federführend um das Projekt kümmert, will mit dem neuen Überblick prüfen, ob man die Zusammenstellung auch gedruckt herausgeben kann. Er wird

auch selbst die Arbeit besser dokumentieren, und die auf der Webseite verlinkte Seite mit Standorten aktualisieren.

Im Telefonat mit ihm sagte er, da eine solche Broschüre kostenlos abgegeben werden soll, suchen sie noch Unterstützer und Sponsoren für die Drucklegung, und auch noch Leute, die mitmachen wollen.

Das Werk ist 338 Seiten stark und bietet erstmals eine ausführliche und vollständige Liste aller Duisburger Erinnerungssteine mit Verlegungsort, Fotos des jeweiligen Steines und dessen Umgebung, Verlegungsdatum sowie Kurztexten zu den Biografien, die der Literatur und Zeitungsartikeln entnommen sind.

Kontakt: (0203) 26246, mail@jugendring-duisburg.de.

In einem Extra-Info-Kasten gibt es aus dem Bericht von Martin Dietzsch einen Überblick über die *Duisburger Stolpersteine in Zahlen*:

Opfer der NS-Diktatur wurden Menschen, die von den Machthabern willkürlich kategorisiert wurden.

Danach erinnern die 300 Duisburger Stolpersteine an:

- 242 Menschen mit jüdischen Wurzeln,
- 44 Antifaschist*innen (KPD, SPD, SAP, Gewerkschafter, Nichtorganisierte u.a),
- fünf Homosexuelle,
- vier sogenannte „Zigeuner“ (Sinti und Roma und Menschen, denen die Nazis eine angebliche „zigeunerische Lebensweise“ nachsagten),
- zwei „Euthanasie“-Opfer (als behindert oder psychisch krank eingestufte Menschen),
- einen Zeugen Jehovas (Angehörige der Religionsgemeinschaft wurden verfolgt),
- eine Zwangsarbeiterin (Zwangsverpflichtete, ausländische Arbeitskräfte, die unter unwürdigen Bedingungen in Duisburger Industriebetrieben arbeiten mussten),
- eine sog. „Arbeitsscheue“ (aus nichtigem Anlass wurden Menschen als „arbeitsscheu“, „asozial“ oder „Berufsverbrecher“ eingestuft, verfolgt und ermordet.)

Abschließend beeindruckt Martin Dietzsch, „dass das Projekt rein zivilgesellschaftlich betrieben wird. Es braucht Paten und Ehrenamtler (wie mich), die sich engagieren, für den

Stein zahlen – und ihn gelegentlich putzen, sonst läuft er schwarz an und fällt im Pflaster kaum noch auf.“

Dazu passt ein Portrait von Michael Friedrichs-Friedländer (*der Freitag* 4/2020), den Nikola Endlich in seiner Werkstatt in Berlin-Pankow besucht hat, in der Wohnung darüber wohnt er mit seiner Ehefrau, einer russischen Künstlerin und seiner vierzehnjährigen Tochter. Er ist gelernter Metallbildhauer.

Im Sommer 2005 suchte der Erfinder der *Stolpersteine* Gunter Demnig einen Metallbildhauer und bat Friedländer um Untertstützung.

Seit 14 Jahren stellt er die Stolpersteine her. Jeder der mittlerweile 70.000 Steine ist sein Werk. Er besitzt jetzt Stempel in 24 verschiedenen Sprachen, auch ukrainische und griechische.

Beim Anfertigen der Stolpersteine verarbeitet er auch seine eigene Familiengeschichte. Er weiß daher, wohin Fremdenhass und Antisemitismus führen können. Er hat jüdische Vorfahren.

Friedländer, geboren 1950 in München, wuchs mit seiner Herkunftsfamilie im bayrischen Freistaat auf. Er war Teil einer Generation – Kinder von Opfern, stummen Zeugen und Tätern – die in den 68ern aufbrechen wollte, was jahrelang verschwiegen wurde.

EINSCHUB. Ich wusste – trotz persönlicher Kontakte in meiner Zeit als Stolpersteine-Koordinator – nicht, dass es eine solche „Künstler – Handwerker – Symbiose“ zwischen Gunter Demnig, 70 und Michael Friedrichs-Friedländer, 69 gegeben hat und immer noch gibt. Ein Glücksfall ohnegleichen!

Ein einzelner, gefertigter Stein erinnert mit seiner Inschrift an das Schicksal von Opfern, die von den Nazis zuvor entmenslicht, zu Zahlen gemacht und ermordet wurden [...] Je mehr die Gesellschaft nach rechts rückt, umso wichtiger werde seine Arbeit. Die Kraft der Steine...

berichtet Nikola Endlich.

NOCH EIN NACHKLAPP:

An der Gottfried Wilhelm Leibniz Gesamtschule in Duisburg-Hamborn diskutierten

Schüler*innen der 10. Klassen mit vier jungen Juden, darunter Jakob (19) und Julia (21), die dort im Rahmen der Projekttage zum Holocaust und zur Antisemitismus-Prävention das neuartige Dialog-Projekt *Meet a Jew* vom Zentralrat der Juden vorstellten. (WAZ 24.1.2020)

Die Grundüberlegung war, so der Reporter Martin Ahlers:

Eine persönliche Begegnung bewirkt, was hundert Bücher nicht leisten können.

Die jungen Leute entdecken schnell die Gemeinsamkeiten zwischen Judentum, Islam und Christentum, – zwischen Thora, Koran und Altem Testament: zum Beispiel beim Schweinefleisch, das weder Juden noch Muslime verzehren, bei Fastentraditionen und vielem mehr.

Eisbrecher sind die mitgebrachten jüdischen Knabbereien. „Was koscher ist, ist auch halal“, sagt Jakob, der Student aus Frankfurt, als skeptische Blicke muslimischer Schüler kommen.

„Wichtig ist der Mensch“, findet Julia, während Jakob während eines Israel-Aufenthalts an sich entdeckte, „wie deutsch ich doch bin“.

Dass Normalität für junge Juden in Deutschland auch Grenzen hat, auch das erfahren die Schüler. Mobbing und Ausgrenzung habe er persönlich nie erfahren, betont Jakob, Freunde aber schon. Die jüdische Schule, die er in Frankfurt besuchte, stand unter ständigem Polizeischutz. „Es ist traurig, aber man gewöhnt sich daran.“

Jeder Jude habe ein Recht, in Israel zu leben- das ist eine Konsequenz der Shoah. „Das ist gut zu wissen“ findet Jakob. Auch ein Besuch im Jüdischen Gemeindezentrum stand auf dem Programm.

„Bei den vielfältigen kulturellen Hintergründen sei diese Begegnung besonders spannend“, sagt der Schulleiter Karl Hußmann. Und Dr. Steffen Leibold, der Lehrer, der das Projekt organisiert hat, ergänzt: „Die Schüler sollen zu Botschaftern einer Gesellschaft werden, die von friedlichem Zusammenleben geprägt ist.“

Ich habe mich gefreut, von diesem Dialog-Projekt des Zentralrats der Juden in Deutschland zu erfahren, und auch, dass es in Duisburg gleich „ausprobiert“ wurde.

Denn ich habe ja weiter oben schon ausführlich geschildert, welch eine tiefgreifende

Erfahrung es für mich war, in den *Dialog-Seminaren* von *One-by-One* in Berlin mit Carla Cohn in Kontakt zu kommen und in dieser intensiven persönlichen Begegnung von „Mensch zu Mensch“ fürs Leben zu lernen, was der Verlust von Mitmenschlichkeit und die Wiedergewinnung von Humanität bedeutet.

Das Projekt *Meet a Jew* wird vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend mit Mitteln des Bundesprogramms *Demokratie leben!* gefördert.

Anfragen für Begegnungen sind zu richten an: <meetajew@zentralratderjuden.de>. Oder in Kürze auch über die Projektwebseite.

FREUNDSCHAFTEN. DIE DRITTE: JÜRGEN MIETZ

Nun zum dritten Freund meines Lebens, Jürgen Mietz. Es handelt sich um den langjährigen Kollegen, der bereits einige Jahre vor mir als Diplom-Psychologe an der Schulpsychologischen Beratungsstelle in Duisburg arbeitete, bevor ich 1981 als schulinterner Berater an der Gesamtschule in Großenbaum anfang, dem ersten und einzigen Schulneubau für Gesamtschulen.

Da es bald darauf gemeinsame Dienstbesprechungen auf Bezirksebene, in unserem Fall des Regierungsbezirks Düsseldorf gab, lernten wir uns bei der Arbeit kennen.

Jürgen fiel mir alsbald als „theoretischer Kopf“ bei diesen Zusammenkünften auf, so dass wir öfters, auch außerdienstlich, weiter diskutierten.

Diese Gespräche haben sich dann, auch dienstlich, weiter intensiviert, unter anderem deswegen, weil ich – als Gründungsmitglied des Landesverbands NRW der Schulpsychologie, die Gründungsversammlung erfolgte in der Nachbarschaft des LSW – kräftig die Werbetrommel rührte, und er sich darin bald als treibende Kraft erwies.

Wir hatten auch, wenn auch ungleichzeitig, eine Fortbildung des *Siegener Privat Instituts für Psychologie* absolviert, bei der der eine der beiden Leiter, Helmut Johnson eine bestimmte Spielart systemischen Denkens praktizierte, und uns Teilnehmenden immer wieder zurief: „analysieren Sie Systeme!“

Damit waren sowohl die Familiensysteme

der Ratsuchenden wie auch die von uns Ratgebenden gemeint.

(Ich hatte ja weiter oben schon erwähnt, dass ich durch diese systemische Spurensuche erfuhr, dass ich von Weinbauern in der Pfalz (väterlicherseits) und von Weizenbauern in Westfalen (mütterlicherseits) abstamme.)

Es ging dabei auch immer um die konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen der betreffenden Personen, in ihrer Ausprägung für das Familienleben im Umkreis je gegebener Sozialverhältnisse.

Helmut Johnson kannte sich in der einschlägigen Sozial- und Gesellschaftsgeschichte, auch in ihren regionalen Besonderheiten, bestens aus und erweiterte dadurch unseren bis dato fachwissenschaftlich, um nicht zu sagen fachidiotisch begrenzten Horizont.

Anders als ich, der ich bald darauf mit der Weiterbildung in *Supervision und Institutionsanalyse* in Hamburg und Berlin am *Institut Triangel* unter der Leitung von Harald Pühl und Heidrun Heinecke begann, die ich 2000 mit dem Zertifikat *Supervisor DGSv* abschloss, hat Jürgen sich berufsbegleitend zum *Supervisor BDP* qualifiziert.

Solcherart weitergebildet, regten wir die Bildung einer „AG Supervision“ am LSW an, und gewannen durch meine Vermittlung Harald Pühl als unseren Supervisor.

Dort hatten wir intensive Auseinandersetzungen, etwa um die mir von Pühl attestierte „passiv aggressive“ Haltung meinen alltäglichen Arbeitsbedingungen als Berater an der Schule gegenüber, die ich loswerden musste, um dort sinnvoll weitermachen zu können.

Diese landesweite AG Supervision hatte auch bezirkliche Ableger, so die unsere im Regierungsbezirk Düsseldorf mit Tagungsort in Mülheim an der Ruhr.

Durch solcherart berufliche Nähe entstand auch mehr und mehr eine persönlich-private Vertrautheit, die schließlich zur Freundschaft wurde, und auch nach seinem Wegzug nach Hamburg (wo er studiert hatte) in den letzten Berufsjahren weitergeführt, ja verstärkt wurde.

Dieser Wechsel war zur Hauptsache beruflich bedingt, durch Konflikte mit dem Leiter an der Beratungsstelle, so dass ich Jürgen zu diesem Schritt auch selbst riet.

Wie ich dem *Institut Triangel* weiterhin verbunden blieb, und zu Jubiläumsfeiern nach

Institut für Supervision, Organisationsberatung und Familientherapie

TRIANGEL

Horstweg 35 14059 Berlin Telefon 030 - 3260 9328 Fax 3260 93 29

email: Triangel-Institut@t-online.de

- Mitglied der DGSv -

ZERTIFIKAT

Herrn Helmut Becker - Behn

wird die erfolgreiche Teilnahme an der Zusatzausbildung

SUPERVISION UND INSTITUTIONSANALYSE

- anerkannt von der Deutschen Gesellschaft für Supervision e.V. (DGSv) -

bestätigt

Herr Becker-Behn ist berechtigt, die Berufsbezeichnung

SUPERVISOR

zu führen.

H. Heinecke

Heidrun Heinecke
Diplom-Supervisorin DGSv
- Ausbildungsleiterin -

H. Pühl

Institut Triangel e. V.
Dr. Harald Pühl
- Vorstand -

Berlin / Hamburg, 20. Dezember 2000

Berlin fuhr, und auch die von Pühl herausgegebenen *Handbücher Supervision* sowie eine Reihe von Schriften aus dem *Institut Triangel* las, so hat Jürgen nie den Faden zu den Siegen verloren, sondern mir noch in den späten Berufsjahren die Schrift von Helmut Johnson über *Bindungsstörungen. Material zur systemischen Arbeit in Erziehung und Betreuung* überreicht, die 2006 im nachmaligen *Institut Johnson* herauskam.

Darin schildert er „Erscheinungsformen von Bindungsstörungen in Abgrenzung von anderen Störungen“, über die ganze Lebensspanne, von den drei ersten Lebensjahren, im Vorschulalter, im Schulalter bis zur Pubertät und von der Adoleszenz bis zum Erwachsensein, und entwickelt die Bindung mit einer Ersatzperson für Kinder und Jugendliche, die nicht in der Familie wohnen.

Ein zweiter Teil, *Materialien zur Bindungstheorie*, ist von seiner Frau Ursula Johnson verfasst.

Helmut Johnsons *Thesen zur Fachkraft in der öffentlichen Erziehung* und zum *Kindwohl im Verhältnis zum persönlichen Engagement in der sozialen Arbeit* sind nach wie vor lesenswert.

In seinen letzten Berufsjahren in Hamburg hat Jürgen sich vermehrt mit eigenen Schriften zu Wort gemeldet, so 2015 mit *Die Schülerhilfe in Hamburg und ihre Nachfolgeorganisationen. Wege und Varianten der Schulberatung*.

Darin setzt er sich mit der Tradition auseinander, die aus der „Schülerkontrolle“ hervorging und zur Schülerfürsorge wurde.

Ein Zitat:

Moderne Beratungsgrundsätze wie „Unabhängigkeit“ und „Ergebnisoffenheit“ sowie eine Hinwendung zur Lehrperson und zur Schule als bedeutsame Wirkgrößen für das Lernen und Verhalten von Schülerinnen und Schülern schufen neue Widersprüche. Die Nachfolgeorganisationen [...] schwächten unabhängige Beratung und erhöhten die Anbindung an behördliche und schulische Steuerungskonzepte.

Ebenfalls noch in 2015 brachte er die Schrift heraus: *Beratung in der Schule – Mittel zu Emanzipation und Mündigkeit oder Dienstleisterin neuer Steuerung? Wie historische und aktuelle Strukturen gute Fachlichkeit*

der Beratung behindern und ethische Fragen aufwerfen.

Darin stellt er eingangs die Frage, unter welchen Rahmenbedingungen Beratung „ein humanistisches Projekt“ sein kann, um sich im weiteren kritisch mit der Institutionalisierung von Schulberatung im Kontext der Bildungsreformen der 60er und 70er Jahre auseinanderzusetzen. Abschließend erörtert er das vielbeachtete und vielzitierte Heft 39 zur Schulberatung in NRW.

Insgesamt ist diese Broschüre der Versuch, Schulberatung und Schulpsychologie in einen historischen Zusammenhang zu stellen, da „die Traditionslinien schulischer Beratung Fragen nach ihrer aktuellen demokratischen und emanzipatorischen Verortung aufwerfen.“

Anfang 2016 folgte dann die Ausgabe von *Gewissensfragen der Schulpsychologie und Schulberatung. Welche Ethik brauchen sie in Zeiten von Daueroptimierung und Standardisierung?*

Die schon in der vorangegangenen Veröffentlichung berührten Fragen der Verantwortung vor Ort, in den Behörden und in der Politik, werden hier zugespitzt zu der institutionskritischen Frage:

Gibt es psychische und gesellschaftliche Strukturen, die den humanistischen Anspruch von Beratung korrumpieren können?

Zur Beantwortung schlägt der Autor den Bogen zu Hans Lämmermann, dem ersten Schulpsychologen in Deutschland, der Ende der 20er Jahre im Mannheimer Schulsystem Diagnose und Auslese betrieb, und nach der nationalsozialistischen Machtergreifung seine beruflichen Erfahrungen den „Auslesearbeiten“ zur Verfügung stellte, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft anfielen.

Das Fazit von Mietz:

Wo [...] die Vermessung von Menschen und ihre Klassifizierung in den Vordergrund rücken, droht auch heute ein Verlust an Räumen zur Klärung der Individualisierung und Subjektorientierung.

Jürgen Mietz hat auch einen Beitrag im Band 3 von Harald Pühls Handbuch der Supervision verfasst: *Schule in Bewegung. Beiträge von Supervision und Organisationsentwicklung.*

Nach diesen fachlichen Arbeiten wandte sich Jürgen einem persönlichen Thema zu: Seinem Vater Kurt und dessen Zeit als einfacher Soldat in der deutschen Kriegsmarine und in französischer Kriegsgefangenschaft, also den Jahren 1941 bis 1947.

Betitelt ist diese kleine Schrift mit *Spurensuche im Perigord. Geschichte einer Kriegsgefangenschaft*.

1947 kehrte [sein Vater] in die ostwestfälische Heimat zurück. Von seinen Erfahrungen als Soldat und Kriegsgefangener spricht er kaum.

2000, zwei Jahre nach seinem Tod, beginnt der Sohn mit einer Spurensuche im Perigord, der Landschaft, in der der Vater den größten Teil seiner Gefangenschaft verbrachte. Es kommt zu überraschenden Begegnungen mit Menschen, die unter der deutschen Besatzung gelitten hatten, und nun eifrig bei der Suche halfen. Aus der Spurensuche wurde ein Kennenlernen verwirrender Erfahrungen und Gefühle. Aber auch vorsichtige Verständigungsarbeit.

Ich habe Jürgens Versuch der Aufarbeitung dieses Teils der Geschichte seiner Herkunftsfamilie begrüßt und ihm zugesprochen, damit fortzufahren.

Er nahm im Gegenzug auch Anteil an den posthumen Nachforschungen zum Wirken meiner Eltern im sog. Dritten Reich und ermutigte mich, diese auch einmal aufzuschreiben.

Als Hobbyfotograf hat er des öfteren Schnappschüsse von unseren Treffen am Rhein an der von mir so genannten „Kapitänsbrücke“ oberhalb des Flusses im Rheinpark oder auch bei Wanderungen am anderen Rheinufer gemacht:

DUISPORT-LOGPORT

Auf einem Foto mit Sandra Luft ist im Hintergrund die *Brücke der Solidarität* zu sehen, die 1988 streikende Arbeiter der Krupp-Stahlwerke Rheinhausen, zusammen mit dem Oberbürgermeister Josef „Jupp“ Krings blockierten, leider vergeblich.

Über 30 Jahre – also etwa eine Generation später – ist das nach dem Abriss zunächst brachliegende Areal mithilfe des Binnenhafens, als *Duisport* und *Logport* zum Zielpunkt

der sog. „Neuen Seidenstraße“ geworden, wobei der *trimodale Warenumschlag*, d.h. über Straße, Wasserstraße und Bahn, hauptsächlich in Containern, denjenigen des Seehafens Hamburg inzwischen übersteigt.

Für diese rasante Entwicklung wurde der Hafenchef Erich Staake Ende 2019 in Berlin in die „Logistics Hall of Fame“ aufgenommen.

Ich verbinde mit dieser dynamischen Entwicklung auch etwas ganz Persönliches aus meiner Herkunftsfamilie: mein Großvater mütterlicherseits, Wilhelm Dettmer, arbeitete als Diplom-Ingenieur in Diensten der *Demag* im Duisburger Hafen im „Schiffs-, Kran- und Hebedienst“, also schon damals als technischer Mittler des Warenverkehrs.

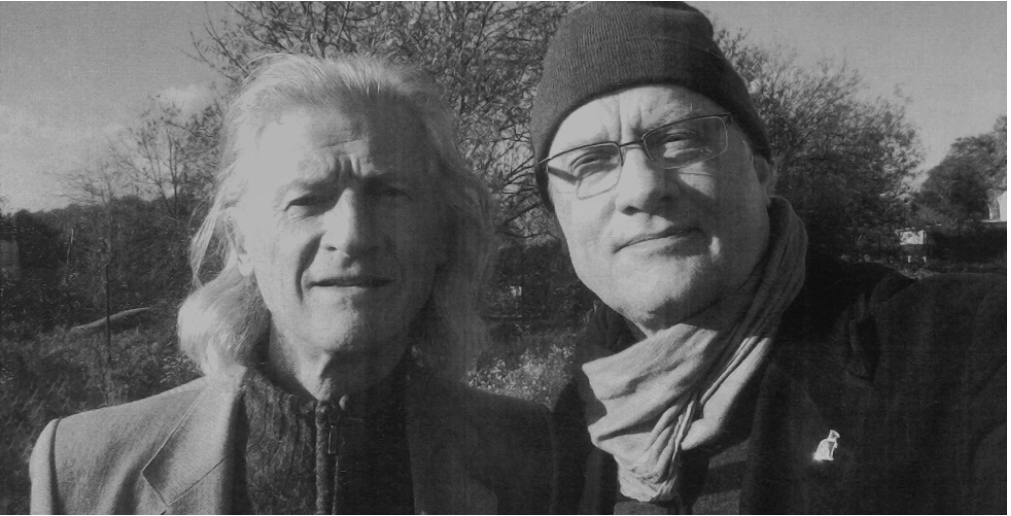
Ich habe im letzten Sommer erstmals eine – von einem kundigen Experten geführte – Hafenrundfahrt im Bus mitgemacht, – nicht auf dem Wasser, auf Rhein und Ruhr, wie früher mal mit der Familie – und war von dem schieren Ausmaß der Hafenanlagen, der Container-Terminals und der Bahnanlagen mächtig beeindruckt.

Pro Woche rollen hier 35 Güterzüge aus dem fernen China ein: der Endpunkt der Bahn-Strecke, die länger ist als die transsibirische Eisenbahn, ist die Millionen-Metropole Chongqing – Partnerstadt der NRW-Hauptstadt Düsseldorf – mit 30 Millionen Einwohnern, einem der bedeutendsten Industriestandorte der Welt.

Nicht zufällig besuchte der chinesische Ministerpräsident Xi Jinping aus Anlass der Eröffnung der Bahnstrecke der Neuen Seidenstraße Duisburg-Ruhrort und den Hafen – in den inzwischen (2018) etwa 80 Prozent der von Chongqing aus für Europa bestimmten Züge einlaufen. Über den Duisburger Hafen werden inzwischen 30 Prozent des gesamten Handels per Güterzug zwischen China und Europa abgewickelt. Tendenz steigend. Damit sind Duisburg (als Halbmillionen-Stadt) und Chongqing (30 Mio.) die jeweils wichtigsten Logistik-Drehscheiben Europas und Chinas.

Ich halben Scherz und Ernst spreche ich daher schon mal von Duisburg als der „China-town“.

An anderer Stelle meines Berichts habe ich schon das *Konfuzius-Institut Metropole Ruhr* anlässlich von Besuchen mit dem Jungen Noah, für den ich „Bildungslotse“ war, erwähnt



und über Veranstaltungen in der Zentralbibliothek Duisburg, z.B. mit Professor Thomas Heberer von der UDE über die Neu-Veröffentlichung von Lin Yutang's Buch von 1935, *Mein Land und mein Volk* geschrieben.

HUMOR

Neuerdings unterschreibe ich Mails usw. mit „Helmut, Humanist, Humorist“, und das kam so: Schon zu Zeiten der 68er Bewegung in Westberlin hat mich der Witz und Humor so manches Aktivisten erfreut:

Wenn etwa ein Fritz Teufel, vor Gericht aufgefordert, sich zu Ehren des Hohen Hau-

ses zu erheben, aus seinem Stuhl hochkommt und sagt, „wenn es denn der Wahrheitsfindung dient“.

Oder der von der Vermieterin genervte Untermieter Parterre vor sich hinmurmelt: „Lieber Schamlippen küssen, als Schnee schippen müssen.“

Zu meinem Leidwesen hat sich diese Unbekümmertheit im Nonkonformistischen und Unkonventionellen des studentischen Alltags mit all seinen komischen Momenten mehr und mehr verflüchtigt, als es in die durchaus ernst gemeinte Phase der diversen Parteibildungen ging, an der ich nicht beteiligt war, und die zunehmend verbohrt und gar nicht heitere Züge annahm.

Einzig die *Initiative Gewerkschaftliche Hochschulpolitik* (IGH) schien mir sinnvoll, da sie daran appellierte, nicht nur die studentischen Partialinteressen zu vertreten. Ob sie was und was sie damit erreicht hat, weiß ich nicht mehr.

Meine Eltern hatten beide Humor, aber den je eigenen: mein Vater mehr den derbsinnlichen Humor des Oberbayern, meine Mutter, sie kam ja aus dem Ruhrgebiet, eher einen intellektuell angehauchten Humor, der aber öfters in Zynismus und Sarkasmus umkippte.

Ich selbst hatte schon früh ein Gespür für die – unfreiwillige! – Komik meiner Umgebung und die – ungewollte! – Realsatire im wirklichen Leben.

Das war auch gut so, denn es standen mir noch einige „Prüfungen“ für meinen Humor und die heitere Gemütsverfassung von mir be-

vor:

Die heftigste war der gewaltsame Tod meiner Schwester Ellen im Charlottenburger Studentenwohnheim an der Mollwitzstraße, inmitten meines Studiums der Psychologie am P.I. der FU Berlin, das war 1970.

Nachdem ich mich – eine ganze Weile später – wieder gefasst hatte, kam mir ein Kalenderblatt mit einem Ausspruch von Mark Twain, dem großen Schriftsteller und Humoristen in die Hände – man denke nur an seinen Aufsatz über *die schreckliche deutsche Sprache*.

Die Quelle des Humors ist nicht Freude, sondern Trauer.

Damit konnte ich was anfangen und habe auf meinem weiteren Lebensweg öfters daran denken müssen.

Auch bei der erneuten Lektüre von Wilhelm Busch, der Humorist, aber auch ein begnadeter Zeichner war, fiel mir der Spruch von Mark Twain wieder ein, der sich bei der Busch-Lektüre *Von mir über mich* von 1893 trefflich bestätigte.

In Hamburg, während meiner Supervisions-Weiterbildung, lernte ich Robert Gernhardt kennen, der im *Abaton*-Kino witzige Verse zum Besten gab, die aber auch „Tiefgang“ hatten. Ich war hin und weg und habe diesen deutschen Humoristen nicht mehr aus den Augen gelassen.

Von daher mussten sich meine beiden Söhne mehrere Jahre an Weihnachten dessen Geschichte: *Die Falle. Eine Weihnachtsgeschichte*, von mir vorgelesen, anhören, die 1966 erstmals im Dezember-Heft der Zeitschrift *pardon* erschien.

Der Autor schreibt zu deren Buchveröffentlichung 1977 im Zürcher *Haffmann Verlag*:

Für diese Ausgabe, die erste Einzelveröffentlichung in Buchform, wurde sie vom Verfasser durchgesehen und bebildert, wobei er von jeder Aktualisierung des Textes, beispielsweise bei Preisangaben, absah, um dem Widerschein des kulturevolutionären Wetterleuchtens vor 1968 nichts von seiner historischen Authentizität und Zwielfichtigkeit zu nehmen.

Eine Sonderausgabe erschien 1997 zum 60. Geburtstag von Robert Gernhardt, der m.E. die „Probe auf den Pudding“ seines Humors

mit den beiden Gedichtbänden *Herz in Not. Tagebuch eines Eingriffs in einhundert Eintragungen* von 1996, und *Die K-Gedichte* von 2004, bravourös gemeistert, „K“ steht für seine Krebserkrankung, an der er 2006 auch starb.

Meine Frau Petra hat das Verdienst, mir einmal beim missmutigen Mitkommen in ein Einkaufszentrum die dortige Bücher-Krabbel-Kiste zu zeigen. Daraus hab ich dann DAS theoretische Standardwerk des Autors herausgefischt: *Was gibts denn da zu lachen? Kritik der Komiker, Kritik der Kritiker, Kritik der Komik*, ein Taschenbuch aus dem *Diana-Verlag* München und Zürich von 2001, hier als „Mängelexemplar“ noch mal verbilligt zu haben – das 1988 und 2000 im Zürcher Haffmanns Verlag erschienen war.

Es hat immerhin satte 574 Seiten. Ich fing zu lesen an und vergaß, wo ich war. Meine Frau schnappte mich irgendwann an Ort und Stelle wieder auf.

Das Schöne an dem Buch ist, neben der wunderbaren Titelzeichnung von eigener Hand, dass der Autor darin „den berühmten-berichtigten deutschen Humor mit spitzer Feder und beißender Schärfe aufs Korn nimmt“, wie uns der Klappentext verspricht – und das Buch dann auch hält.

Robert Gernhardt ist übrigens, geboren 1937 in Reval im Estland, wie auch Klaus Theweleit, geboren 1942 ebenfalls im Baltikum, ein Angehöriger der 68er Generation.

Neulich erst habe ich erfahren, dass es bereits seit einigen Jahren die Auslobung eines *Robert Gernhardt-Preises* gibt, der mit immerhin 24.000 Euro dotiert ist, und dem Nachwuchs im Geiste Gernhardts zugute kommen soll, wie das z.B. 2016 für Werke von Silke Scheuermann und Norbert Zähringer der Fall war.

Ich habe mich – auch als Psychologe – mit dem Thema befasst, z.B. Freuds Ausführungen zum Humor gelesen, oder seine Schrift: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*, aus der *Fischer-Taschenbuch-Reihe* zu Freuds Werken gemocht.

Im Beruf als Psychologe und Berater und später als Supervisor habe ich das von der Linguistin Helga Kotthoff herausgegebene Buch: *Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern*, 1996 im *Universitätsverlag*

Konstanz erschienen, öfters in die Hand genommen.

Den Band schließt ein witziges und nachdenklich machendes Gespräch mit der Humoristin Maren Kroymann ab.

Hatte ich doch die Erfahrung gemacht, dass es gut sein kann, durch eine witzige Bemerkung, eine möglichst selbstironische Äußerung oder einen lustigen mimischen Kommentar viel von der Spannung zu nehmen, die sich gerade in ernstesten Gesprächen schnell aufbaut.

Obwohl ich andererseits von Harald Pühl, dem Chef von *Triangel* wusste, dass das Aushalten von Spannung die allererste Qualifikation eines professionellen Supervisors ist!

Und ich musste an die Aussage von Patricia Putschert in dem Aufsatz *Humor und Feminismus* denken:

Es gibt einen entscheidenden Unterschied zwischen einem Lachen, das Ungleichheitsverhältnisse verstärkt, und einem, das diese in Frage stellt.

Oder sollte ich es mit Cordula Stratmann halten, die sagte:

Ach, immer diese langweilige Frage nach männlichem und weiblichen Humor. Das ist wie der ewige Kampf zwischen Köln und Düsseldorf. Alles nur Gerede.

Jedenfalls hat es mich gefreut, als der Organisator der Duisburger *Mercator-Matineen* (die es seit 2012, dem Jubiläumsjahr: 500 Jahre Gerhard Mercator gibt) Wilfried Schaus-Sahm, dem ich eine Mail mit den drei H's unterschrieb, anmerkte:

Humanismus ohne Humor geht eigentlich gar nicht.

In dieser Reihe hat Frieder Otto Wolf in dem Jahresthema von 2017: *Welt im Umbruch*, den abschließenden Vortrag zum *Humanismus der Mercator-Zeit und einem zeitgenössischen „Humanismus für das 21. Jahrhundert“* gehalten.

LESEN

Wie gesagt, bin ich als Sohn des Bahnhofsbuchhändlers Kurt Becker, der in der Zwischenkriegszeit „Korrespondent“ bei den

Münchner Neuesten Nachrichten war, der Vorläuferin der Nachkriegs-*Süddeutschen Zeitung* und seiner Frau Herta, zusammen mit drei Geschwistern bei Rosenheim in Oberbayern aufgewachsen.

Rosenheim liegt an der Bahnstrecke München – Salzburg, dort, wo der Abzweig ist nach Kufstein in Tirol und über den Brenner-Pass nach Italien.

So kam ich schon früh, einerseits mit den Bergen, andererseits mit Druckerzeugnissen in Berührung, Zeitungen, Zeitschriften und vor allem Büchern, meist in Taschenbuchform. Als Heranwachsender habe ich alles „verschlungen“, was ich in die Hände kriegen und nachhause, in unser kleines Haus in Heilig Blut, mitnehmen durfte.

Meine Begeisterung etwa für Franz Kafka habe ich schon erwähnt, und den „Dämpfer“, den mir meine Mutter dazu verpasst hat.

Aber nichtsdestotrotz begründete dies bei mir die lebenslange Lust zu lesen, die zu der Einsicht führte, dass ich „Wahrheiten“ eher aus Büchern als von meinen Eltern erfahren würde.

Das wichtigste Beispiel dafür ist ihr Schweigen über die Nazi-Zeit, verbunden mit ihrer „Angst vor Nachforschungen“ noch in den 70er Jahren, die ich dann nach ihrem Ableben anstellte – wie schon berichtet.

Ich erinnere mich jetzt, dass mein Vater mir einmal den Autor Curzio Malaparte empfahl, mit seinen Büchern *Kaputt* und *Die Haut*, die ich aber nicht gelesen habe. Darin würde ich erfahren, wie es im Krieg und Nachkrieg wirklich war.

Jetzt lese ich, dass dieser italienische Schriftsteller eigentlich Kurt Suckert hieß, und von 1898 bis 1957 lebte. Vielleicht sollte ich mir diese Bücher jetzt einmal vornehmen.

Zurück zum Leseinteresse an Kafka:

Als ich in Westberlin Psychologie studierte, fiel mir in einem Antiquariat Wilhelm Emrichs Buch über *Franz Kafka* in die Hände, und war fasziniert von dessen Darstellung des Gesamtwerks dieses deutsch-jüdischen, in Prag aufgewachsenen Schriftstellers.

So etwas las ich hier zum ersten Mal. Das Buch, erschienen 1958, meins war aus der zweiten Auflage von 1960, legte gleich los mit der „universellen Thematik“ bei Kafka, sprach im weiteren von den „fremden Dingen und Tieren und dem „Selbst“ des Men-

schen“, führte weiter zum „Bau der objektiven Welt und dem verbindlichen Gesetz“, zur modernen Industriegesellschaft im Roman: *Amerika*, stellte dann die „Welt als Gericht“ vor im Roman *Der Prozess* und endete „im menschlichen Kosmos, dem Roman *Das Schloss*“.

Das war meine erste Sekundärliteratur zum Gesamtwerk eines Schriftstellers, den ich schon als Heranwachsender für mich entdeckt hatte.

Geschrieben von einem prominenten Germanisten, der die „Entnazifizierung“ durch die Alliierten Behörden überstanden hatte, obwohl im 3. Reich „belastet“, wie es in einer Zeitungsmeldung von 1960 hieß.

Ein Satz aus dem Prozess-Roman hat mich mein Leben lang begleitet: „Das Verfahren geht allmählich ins Urteil über.“ Den habe ich mir so übersetzt, dass das Verfahren, was für ein Mensch ich im Verlauf meines Lebens werden würde, nach und nach ins Urteil darüber münden würde, was für ein Mensch ich wirklich geworden bin.

Später kam die sog. „Marx'sche Shopkeeper-Maxime“ dazu, nach der jeder Ladenbesitzer zu unterscheiden wisse, was ein Mensch sich dünkt zu sein, und was er wirklich ist.

Oder noch viel später, der Satz der österreichischen Schriftstellerin Marlen Haushofer, rückbezüglich formuliert: „Nichts ist so schwer, wie sich selbst auf die Schliche zu kommen.“

Kennzeichnend für die Art meines Leseinteresses wurde es, dass ich quasi „lebenslanglich“ an Autoren dranblieb, die mich einmal „gepackt“ hatten, und nicht nur deren Werke selbst, sondern auch die Sekundärliteratur dazu „verschläng“.

Beispiel Franz Kafka: nach dessen Erzählungen: *Der Heizer: Ein Fragment* (aus dem Roman *Amerika*) und der düsteren Erzählung von 1914, *In der Strafkolonie*, beides noch von ihm selbst veröffentlicht, kommt dagegen der *Bericht für eine Akademie* komödiantisch daher, in dem der Affe Rotpeter, vom Zirkus Hagenbeck an Afrikas Goldküste gefangen genommen, von seiner Menschwerdung als Ausweg aus seinem Käfig-Dilemma berichtet.

Dieses Ein-Personen-Stück habe ich in der Werkstatt des Schiller-Theaters mit Klaus Kammer erlebt, was mir unvergessen blieb,

wohl auch deswegen, weil dieser begnadete Schauspieler sich kurz danach das Leben nahm.

Kafkas spätere Erzählungen habe ich immer mal wieder – in unterschiedlichen Lebensabschnitten – mit je anderen Eindrücken gelesen. Z.B. die allerletzte, *Der Bau*, darin geht es um die vergebliche Suche nach Sicherheit.

Oder *Josefine, die Sängerin und das Volk der Mäuse*, hier spielt die Macht der Musik die Hauptrolle.

Oder in *Der Hungerkünstler* sagt dieser kurz vor seinem Hungertod zu seinen Bewunderern: „Ich hungerte nicht, ich habe nur die Speise nicht gefunden, die mir schmeckt.“

Ein Anlass dazu war die knappe Biografie: *Franz Kafka*. Dargestellt von Klaus Wagenbach, die erstmals 1964 original als Taschenbuch erschien, die ich mir in meinem Abitur-Jahr gleich besorgte, und in überarbeiteter Neuausgabe 2002 in 36. (!) Auflage in der Reihe: *rororo* Monografien.

Klaus Wagenbach hatte die oben erwähnte Erzählung: *In der Strafkolonie. Eine Geschichte aus dem Jahr 1914* im Jahr 1975 in seinem eigenen Verlag herausgebracht, mit vielen interessanten zeitgeschichtlichen Hintergrund-Informationen und zeittypischen Fotos und Abbildungen.

Über 40 Jahre nach Emrichs Darstellung kam Rainer Stach mit seiner umfassenden, dreibändigen Biografie von Leben und Werk von Franz Kafka heraus, 2002 mit *Kafka. Die Jahre der Entscheidungen* und 2008 *Kafka. Die Jahre der Erkenntnis*. Der dritte Band, *Kafka. Die frühen Jahre* erschien 2014 im S. Fischer Verlag, 2016 als *Fischer-Taschenbuch*.

LITERARISCHE SZENE A

Ich möchte zum Schluss dieses Kafka-Abschnitts einen Besuch erwähnen, den ich mit meiner Frau Petra Behn aus dem Ruhrgebiet anlässlich des Besuchs eines Schulfreundes in Wien unternahm.

Ich wusste, dass Franz Kafka seine letzten Lebensmonate in dem *Sanatorium Kierling* in Klosterneuburg bei Wien zugebracht hatte.

Wir fuhren also mit der Trambahn dahin und fanden auch das Gebäude, an dem wir anklingelten.

Wir wollten schon wieder umkehren, da kam eine alte Dame an die Tür, der wir sag-

ten, wir hätten gehört, dass es hier im Hause eine kleine Ausstellung zu dem Dichter Franz Kafka gebe, die wollten wir uns gerne ansehen. Wir bekamen von ihr den Schlüssel ausgehändigt, stiegen in den ersten Stock hoch und öffneten die Tür zum Ausstellungsraum.

Und der war eine Offenbarung: völlig unprätentiös, einfach nur schlicht und ergreifend die entsprechenden Ausstellungsstücke präsentierend: Fotos von seiner letzten Freundin, Dora Diamant, handgeschriebene Briefe an seine Eltern in Prag, denen er abräht, ihn hier besuchen zu wollen, und dergleichen mehr.

Beim Hinausgehen drückte uns die alte Dame zwei Eintrittskarten in die Hand zum Beweis dessen, dass am heutigen Tag zwei Besucher dagewesen waren. Wir sahen uns noch ums Haus herum um, sahen den Balkon, auf den er geschoben wurde, mit Blick auf einen Wiesenhügel mit ein paar schönen alten Bäumen. Für mich war das ein ganz besonderes Erlebnis.

Aber nicht das Einzige in Wien, was die Literatur betrifft:

Zehn Jahre nach seinem Tod im Jahre 1989 gab es in Wien eine Ausstellung zu Thomas Bernhard, die ich zufällig bei einem Besuch der Stadt mit meiner Frau entdeckte. Ich erbat mir ein paar Stunden von ihr und schmökerte herum, bis mir die, wie ich glaube, erste Gesamtschau seines Werkes in den Blick fiel, geschrieben von Alfred Pfabigan: *Thomas Bernhard. Ein österreichisches Weltexperiment*, von der ich mich gar nicht mehr lösen konnte. Sie war 1999 im *Paul Zsolnay Verlag* in Wien erschienen.

Der Autor legt darin die inneren Zusammenhänge von Bernhards Romanen und seiner Helden dar – für mich ein Aha-Erlebnis wie fast 40 Jahre zuvor die Lektüre von Emrich zu Kafka.

Und auch Bernhard als Autor, als „Klassiker der Moderne“ ließ mich seitdem nicht mehr los.

Bernhards Texte waren mir schon vordem durch ihre sprachliche Virtuosität und kompromisslose Polemik z.B. gegen die Katholische Kirche und den untergründigen Nazismus aufgefallen, neben den Übertreibungsexzessen und schier endlosen Wiederholungsschleifen zur Untermauerung seiner radikal-kritischen Ansichten über die österreichische Gesellschaft.

Sein Schreiben begann 1963 mit dem Roman *Frost* – also einige Jahre vor der 68er Bewegung – und endete 1986, also knapp 10 Jahre nach unserer, von Gerd Koenen so genannten „Kleinen Deutschen Kulturrevolution“ des „Roten Jahrzehnts“ der Jahre von 1967 bis 1977.

Bernhards schriftstellerisches Werk umgreift damit diejenige Lebensspanne, die auch für mich die prägendste im Sinne der „formativen Jahre“ war.

Er selbst wurde schon 1931 geboren, war also kein 68er – wohl aber von seinem Denken und Schreiben „einer von uns“.

Besonders beeindruckt hat mich die späte Autobiografie seiner Kindheit und Jugend in fünf Bänden, *Die Ursache. Der Keller. Der Atem. Die Kälte. Ein Kind.* (– mit der Fortsetzung im Buch: *Wittgensteins Neffe* –), die auch in einem Band im Salzburger *Residenz Verlag* erschien, hinterher auch in Band 10 der von Martin Huber und Wendelin Schmid-Dengler herausgegebenen Werkausgabe.

Für mich ist das die reflektierteste literarische Rückschau auf die eigene Kindheit und Jugend, die ich jemals von einem Autor gelesen habe. Wahrhaft ein „Klassiker“!

Besonders bewegend fand ich, dass Thomas Bernhard kurz vor seinem Tod noch den Triumph der Aufführung seines Stückes: *Wien. Heldenplatz* im Wiener Burgtheater erleben konnte. Was bei Pfabigan – übrigens er ein 68er, geboren 1947 – das Schlusskapitel bildet, überschrieben mit:

| Komödie auf dem Sterbebett.

Womit der frenetische Applaus bei der Aufführung von genau jenen meinungsprägenden Kulturverwaltern gemeint war, die ihm das Leben als Schriftsteller zur Hölle zu machen versuchten.

Der Inhalt des Stücks ist der damals so genannte *Anschluss Österreichs ans Altreich*, soll heißen an Hitlerdeutschland, dessen Soldaten Österreich kampfflos „heim ins [dritte] Reich“ holten.

LITERARISCHE SZENE B

Da ich wusste, dass Thomas Bernhard auf dem Friedhof in Grinzing beerdigt worden war, pilgerte ich mit meiner Frau dahin. Unterwegs kehrten wir in einer Metzgerei ein, und bekamen vom dort wegen des Faschings

kostümierten Metzgers und seiner Frau einen Gratis-Heurigen, sprich Rotwein kredenzt.

Die kannten beide Bernhard nicht, wohl aber ein Gast, der uns den Fußweg zeigte.

Dort angekommen, hatten wir bis zur Schließung noch eine Stunde Zeit, was wenig war, weil wir ja nicht wussten, wo das Grab zu finden war. Daher fragte ich den erstbesten Besucher, der auf dem Heimweg war, danach, und siehe da, er bekannte sich sogleich einschließlich seiner Tochter als Fan von Thomas Bernhard und konnte uns auch die Grabstelle zeigen.

Auf dem Weg dorthin kamen wir an dem von Blumen und Kränzen überladenen Grab des kürzlich verstorbenen Schlagersängers Peter Alexander vorbei.

Wie wohltuend war es da für uns, am ganz einfachen, nur von einem kleinen Kreuz (vom Bruder) geschmückten Grab von Th. Bernhard anzukommen. Daneben das gänzlich schmuck- und namenlose Grab einer Frau, die Bernhard als seinen „Lebensmenschen“ bezeichnet hatte.

Ergreifend in seiner Schlichtheit – wie schon das „Museum“ zu Franz Kafka in Klosterneuburg.

GESCHICHTE DES LESENS

Sehr spät in meinem Lese-Leben entdeckte ich Alberto Manguels Monographie *Eine Geschichte des Lesens*, die zuerst 1996 in Toronto in Kanada auf Englisch erschien, 2012 dann in deutscher Übersetzung im Fischer Taschenbuch Verlag.

Der Autor wurde 1948 in Buenos Aires geboren, wuchs in Israel und Argentinien auf und ist kanadischer Staatsbürger, ein veritaibler Weltbürger und Kosmopolit – der gerade noch als 68er durchgeht, wenn man Heinz Bude's Einteilung der entsprechenden Alterskohorte 1938 bis 1948 zugrunde legt. Und das ist sicher kein Zufall!

Denn was er über das Lesen schreibt und wie er es schreibt, atmet auf fast jeder Seite dieses 550 Seiten starken Buches den aufklärenden und befreienden Geist der – ja weltweiten! – 68er Bewegung, wie das auch in Gerd Koenens Buch: *1968 – Bildspur eines Jahres* genauestens beschrieben und in eindringlichen Fotos anschaulich gemacht ist.

Ein Beispiel von Manguel ist das Kapi-

tel über *Verbotenes Lesen*, in dem er von den britischen Sklavenhaltern in den Kolonien spricht, denen schon der Gedanke an eine „gebildete schwarze Bevölkerung“ die Furcht einflößte, „dass ihre Untertanen auf umstürzlerische Ideen kommen könnten“.

Und weiter:

Über Jahrhunderte riskierten die afroamerikanischen Sklaven ihr Leben, wenn sie trotz aller Verbote und Schwierigkeiten die Kunst des Lesens erlernen wollten [...]

Bei den Sklavenhaltern der Südstaaten war es gang und gäbe, Sklaven zu erhängen, wenn sie versuchten, anderen das Lesen und Schreiben beizubringen.

Führte das Lesenlernen der Sklaven auch nicht direkt in die Freiheit, so eröffnete es ihnen doch den Zugang zu einem wichtigen Machtinstrument ihrer Unterdrücker – dem Buch [...]

Die Diktatoren aller Epochen wussten und wissen, dass eine analphabetische Masse am leichtesten zu lenken ist [...]

In einer satirischen Streitschrift „Über die schrecklichen Gefahren des Lesens“ schreibt Voltaire, dass Bücher die Unwissenheit zerstreuen, diesen Wächter der Niedergehaltenen [...]

Der Macht folgt daher die Zensur, und die Geschichte des Lesens wird begleitet von der schier endlosen Geschichte der Bücherverbrennungen, von den ersten Papierrollen bis zu den Büchern unserer Zeit.

EINSCHUB. Hier muss ich – aus aktuellem Anlass – einschieben:

Ich habe in der Zentralbibliothek in Duisburg zum Jahrestag der Bücherverbrennung der Nazis einen Vortrag gehört von Jan-Pieter Barbian, dem dortigen Direktor, zur *Literaturpolitik im NS-Staat. Von der „Gleichschaltung“ bis zum Ruin*, den er in ausführlicher Form auch als Buch in der sog. *Schwarzen Reihe. Die Zeit des Nationalsozialismus*, herausgegeben von Walter H. Pehle, veröffentlicht hat. In dieses Buch schrieb er mir die Widmung:

Für Helmut, den Humanisten – nur Mut! 10. Mai 2017 Duisburg. Jan-Pieter Barbian.

Auch dazu eine Anmerkung: In einem der vielen vom *Verein für Literatur Duisburg* durchgeführten Veranstaltungen hielt der Herausgeber der *Schwarzen Reihe* einen Vortrag über deren Entstehungsgeschichte, das Zustandekommen bestimm-

ter Buchausgaben darin und schließlich auch zu deren wechsellöser Wirkungsgeschichte. – Für mich ein Highlight dieser Veranstaltungsreihe.

Nach Vortrag und Diskussion habe ich Barbian die auf DVD gebrannte Video-Dokumentation 1995 bis 2006 von Ingo Kratisch (meinem wiedergefundenen Freund aus der Volksschulzeit, mehr zu ihm später) und Konstanze Binder aus dem Jahr 2008 überreicht, die er noch nicht kannte, und die zum Inhalt hat das Geschick des Berliner Mahnmals zur Bücherverbrennung von dem israelischen Künstler Micha Ullman.

Im März 1995 wird auf dem historischen Bebelplatz in Berlin das Mahnmahl zur Bücherverbrennung 1933 eingeweiht: „Bibliothek“, ein leerer weißer unterirdischer Raum, gesäumt von Regalen, die nach unten hineinführen in den sandigen Grund des Platzes – zu sehen durch eine ein Quadratmeter große Glasscheibe.

Von Anfang an übt dieser stille Ort eine spürbare Anziehungskraft auf Besucher und Passanten aus.

Im Frühjahr 2001 beschließt der Senat von Berlin dort den Bau einer Tiefgarage.

Trotz zahlreicher Proteste des Künstlers, eines studentischen Aktionsbündnisses, der Akademie der Künste und von über 5.000 Bürgern wird die Tiefgarage realisiert. Nach und nach verwandelt sich der Bebelplatz in eine riesige Baugrube.

„Hier wird“, sagt Micha Ullman, „mit der Erde die Stille, die Ruhe und der Respekt vor dem Tod weggenommen“.

Zurück zu Manguel:

Die Bücherverbrenner erliegen der Illusion, dass sie mit ihrem Tun die Geschichte abschaffen und die Vergangenheit auslöschen können. Am 10. Mai 1933 wurden in Berlin bei laufenden Kameras und begleitet von einer Ansprache des Propagandaministers Goebbels vor mehr als 100 Tausend Zuschauern über 20 Tausend Bücher verbrannt, unter ihnen Freud, Marx, Einstein und Bertolt Brecht.

Ihnen wurde die widersinnige Ehre ihrer symbolischen Verbrennung auf dem Scheiterhaufen zuteil – eine Drohung, die sich nicht nur gegen sie selbst richtete, sondern gegen alle, die es wagten, der Hassideologie der Nazis Kritik und eigenes Denken entgegenzusetzen.

Von solchen Exzessen abgesehen, ist die Beschränkung von Büchern auf bestimmte Lesergruppen fast so alt wie die Literatur selbst. Das gilt insbesondere für die niedergehaltenen Gesellschaftsklassen, zuvörderst die

Sklaven sowie die Arbeiterschaft, und noch einmal verstärkt für Mädchen und Frauen, denen die patriarchalische Gesellschaft der Männer über Jahrhunderte das Lesen verbot bzw. erschwerte.

Hier haben in den letzten beiden Jahrhunderten langanhaltende Kämpfe der Frauen um Gleichberechtigung und Emanzipation (was ja wörtlich: aus Fesseln heraus bedeutet) Fortschritte gebracht. Nachzulesen bei August Bebel: *Die Frau und der Sozialismus*.

Nun, Manguels Geschichtsbuch über das Lesen hat mir als Humanisten gut getan, sein Leitspruch etwa: „Lesen ist wie Atmen“, also ebenso lebensnotwendig für einen aufgeklärten und neugierigen Menschen. . .

Wie heißt es so schön von meiner Lieblings-Buchhandlung Scheuermann in Duisburg: „Lesen öffnet Welten“. Oder: „Du öffnest das Buch, und das Buch öffnet Dich“.

In diesem Sinn könnte man den Mitmenschen zurufen: Komm ins Offene, Freund! Oder wie es zum Jubiläum der „Anderen Bibliothek“ des Hans Magnus Enzensberger ganz berlinernd hieß:

| Ick kieke, staune, wundere mir – und lese!

Nicht zufällig hat Alberto Manguel ein paar Jahre später das Buch: *Eine Geschichte der Neugierde* folgen lassen, denn Lesen ist immer auch ein Akt der Bekenntnis und Reflexion sowie des Erfahrens- und Wissen-Wollens per Lektüre, der Neugier auf bisher Ungekanntes und Unbekanntes, auf nie erahnte neue Horizonte.

WEITERLESEN

Man muss dazu wissen, „68“ war ja auch „eine Zeit des Lesens, Lesens und nochmals Lesens“, wie Bernd Jürgen Warneken, ehemals Professor für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen, neulich in *Kontext* schrieb.

Das habe ich selbst auch so erlebt, die „laute Straße“ war nicht so mein Ding, siehe meine Ankunft in Westberlin am Bf. Zoo – ich kam schließlich aus dem beschaulich-ruhigen Oberbayern, umso dringender empfand ich das Bedürfnis, über das, was ich in den Zeitungen und Flugblättern aufgeschnappt hatte, in Büchern nachzulesen und nachzudenken.

Mit diesem Lesen, wollte ich mir, wollten wir uns, so etwas wie eine „Gegenwis-

senschaft“, wie Warneken schreibt, also das, was Frieder Otto Wolf als *Oppositionswissenschaften* bezeichnet, und damit den Marxismus und die Psychoanalyse meint.

Mir fallen da spontan die Raubdrucke ein, z.B. Wilhelm Reichs Schriften, z.B. *Die Funktion des Orgasmus*, mit denen er versuchte, die Theorien von Karl Marx und Sigmund Freud zu kombinieren, und die Aufhebung der sexuellen Unterdrückung des Menschen zu propagieren.

In diesem Zusammenhang hatte ich auch von den Auftritten von Herbert Marcuse an der FU Berlin gehört und gelesen, dabei Stichwörter wie die vom „eindimensionalen Menschen“ und der „repressiven Toleranz“ der spätkapitalistischen Industrie- und Wohlstandsgesellschaft vernommen, in welcher der sich frei wähnende Mensch bloßer Konformist sei. Deswegen sei auch die Verweigerung gegenüber deren Institutionen ein Schritt der Befreiung, – was im Gegensatz zu Dutschkes Aufruf zum „Marsch durch die Institutionen“ stand.

Dergleichen verwirrt, geriet ich an Ludwig Marcuse, z.B. an dessen Buch: *Obszön. Geschichte einer Entrüstung* und war sofort Feuer und Flamme für das wohl bekannteste Buch dieses kritischen Freigeistes, der anhand von Analysen literarischer Werke temperamentvoll gegen Bigotterie und Heuchelei anschrieb, was meinem familiären Hintergrund des Nonkonformistischen und Unkonventionellen, zumindest meiner Mutter, viel eher entsprach.

Seinen *Nachruf auf Ludwig Marcuse*, erstmals 1969 im List-Verlag in München erschienen, wohin er 1962 nach seiner Emigration 1933 in die USA zurückkehrte, widmete er „Dem Freund Gerhard Szczesny“, der in den späten 60er und frühen 70er-Jahren die Jahrbücher des *Club Voltaire* für kritische Aufklärung herausbrachte.

Im Vorwort dieses *Diogenes*-Taschenbuchs schreibt er:

Es gehört zu meiner Vorstellung von Menschenwürde, dass man sich nicht vor sich versteckt – und auch nicht vor der Welt, wie groß oder klein sie sein mag. Und zu meiner Idee von Humanität gehört das Wissen um unsere Kreatürlichkeit [...]

Hiermit wird nicht ein Gelingen angezeigt, nur die Absicht. Im Nachruf auf sich selbst

nimmt einer sich unermesslich wichtig – aber nicht im Vergleich mit Anderen.

– Das könnte als Motto auch über meinem Bericht stehen, der ja quasi ebenfalls so etwas wie ein „Nachruf“ auf mein Leben ist!

Er hatte diesen Nachruf übrigens zehn Jahre nach der Autobiographie *Mein zwanzigstes Jahrhundert* aus dem Jahr 1959 geschrieben. Er ist ja mit seinen Lebensdaten, geboren 1894 in Berlin, gestorben 1971 in München, kein „Achtundsechziger“, wohl aber aus meiner Sicht ein geistiger Vorbereiter der 68er Bewegung.

Anders herum, d.h. ein geistiger Erbe dieser bewegten Zeit war sicherlich der leider früh an ALS verstorbene niederländische Autor Pieter Steinz, der, schon von der unheilbaren Krankheit betroffen, das wunderbar persönlich gehaltene Buch: *Der Sinn des Lesens* schrieb, das 2015, ein Jahr vor seinem Tod in Amsterdam auf Holländisch erschien, mit der Widmung: „Für Claartje, Gesprächspartnerin, Dolmetscherin, Pflegerin und vor allem Geliebte“, 2016 auf deutsch im Reclam Verlag in Stuttgart.

Es könnte genauso gut heißen: „Der Sinn des Lebens“, seines Lebens – aber ein wenig auch des meinigen!

Kurz zuvor hatte er noch das Buch herausgebracht: *Typisch Europa. Ein Kulturverführer in 100 Stationen*, auf Niederländisch 2014 in Amsterdam, auf Deutsch 2016, in seinem Todesjahr im Münchner Knaus Verlag erschienen.

„Ein Buch, das Europa jetzt braucht, eine Liebeserklärung an unsere gemeinsame Kultur“, wie es im Klappentext zurecht heißt,

Und eine Hommage an Erich Kästner kommt hier von mir noch dazu, die der kürzlich verstorbene Philip Kerr mit dem Buch: *Friedrich, der große Detektiv* geschrieben hat.

In dem können Kinder lernen, wie das Leben sich veränderte, als in Deutschland die Nazis an die Macht kamen. Vor allem aber, wie schön und lebenskräftig und abenteuerlich das Lesen ist, wie es in einem Nachruf zu Kerr heißt, der die Idee hatte, in Schulen Lektürekurse verbotener Bücher anzubieten, um das Lesen für Kinder zu dem Großereignis zu machen, das es ist.

Seinen Kästner lässt Kerr am Ende des Buches über den frühen, begeisterten Leser

Friedrich sagen:

Es war die Liebe zu Büchern, die Friedrich und mich miteinander verbanden. Sie hat uns zu Freunden gemacht.

SCHERZ, SATIRE, IRONIE

Neben dieser von mir geteilten Liebe zu den Büchern, hat mich meine Neigung zu Scherz, Satire, Ironie und dergleichen schon früh zum Kabarett geführt.

Da gab es z.B. die „Münchner Lach- und Schießgesellschaft“, eine Verballhornung der „Wach- und Schließgesellschaft“ – auch der von mir genannte Kabarettist Bruno Jonas war dort zeitweise Mitglied –, mit dem unvergessenen Dieter Hildebrandt oder dem kongenialen Scherzkeks Wolfgang Neuss aus Berlin, in deren Späßen sich oft eine tiefere zeit- und gesellschaftskritische Bedeutung versteckte.

Zu diesen Komikern oder Satirikern, die für mich und viele Andere in der Studentenbewegung wichtig waren, zählt der inzwischen in die Jahre gekommene Kabarettist Henning Venske, der sich nach 57 (!) Jahren im Jubiläumsjahr der 68er Bewegung 2018 mit dem Programm *Summa Summarum*, zu deutsch: Alles in Allem von der Bühne verabschiedete.

In einem WAZ-Interview, überschrieben mit *Dummheit bleibt eisern im Amt* sagt er Beherrigenswertes zum Thema. Ich zitiere:

Ich habe mich nie gern als „gelernten Misanthropen“ bezeichnet – wenn ich diesen Ausdruck verwende, dann ist das selbstironisch gemeint. Kein Satiriker ist ein Menschenhasser. Charly Chaplin sagte einmal: „Ein echter Satiriker kann nur ein Mensch sein, der im Herzensgrund die Menschen liebt“

Empathie und Mitleid mit den Schwachen, den Hungernden, den Ausgebeuteten und Unterdrückten sind die Antriebskräfte des Satirikers, – und die Wut auf jene, die das Elend verursachen. . .

Seit 2.500 Jahren haben sich die Themen für die Satire nicht geändert:

Krieg und Frieden, Arm und Reich, Macht und Ohnmacht, Gesundheit und Krankheit, Korruption, Ausländer, Mann und Frau.

Die handelnden Personen sind austauschbar, das heißt, Dummheit, Aufgeblasen-

heit, Eitelkeit, Habgier, Schwatzhaftigkeit, Rücksichtslosigkeit, Inkompetenz, Größenwahn und Opportunismus bleiben eisern im Amt.

POLITISCHE SATIRE: DIE PARTEI

Bevor ich es im Eifer des „Berichts“ vergesse:

Ich möchte Martin Sonneborn mit seiner bisherigen Ein-Mann-Satire-Partei *Die PARTEI* – das gilt jedenfalls für die zurückliegende Wahlperiode 2014 bis 2019 – lobend erwähnen, hat er doch als „Satire-Politiker“ den „Laden des Europaparlaments“ in diesen für ihn ersten fünf Jahren kräftig mit „Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung“ aufgemischt.

Das kann man in seinem Buch, 2019 erschienen und schon in 2. Auflage nachlesen: *Herr Sonneborn geht nach Brüssel. Abenteuer im Europaparlament*, das immerhin über 425 Seiten stark ist. Es enthält, nach einem Vorwort aus Pressezitaten, fünf Kapitel über die fünf Jahre, und einen Anhang mit den Forderungen der *PARTEI*:

Erstes Beispiel:

JA zu Europa. NEIN zu Europa [...] haben wir beschlossen, die vakante Position: „Europa ist uns egal“ zu besetzen. Das dürfte rund 72 Prozent der Wähler aus der Seele sprechen [...]

Letztes Beispiel:

Änderung des Wahlalters. An Schulen und bei U18-Wahlen hat die PARTEI [...] zweistellige Ergebnisse, in Altersheimen dagegen [...] unter Null Prozent. Die PARTEI fordert deshalb eine Ausweitung des Wahlalters bei gleichzeitiger Beschränkung. Wählen darf, wer zwischen 12 und 52 ist.

Martin Sonneborn war Mitherausgeber der *Titanic*, dem Nachfolge-Satire-Magazin von *pardon*, mit dem die „Fantastischen Drei“ der „Neuen Frankfurter Schule“, Robert Gernhardt, F.K. Wächter und F.W. Bernstein verbandelt waren, leider inzwischen alle drei tot.

Sonneborn nun ist 1965 in Göttingen geboren, hat Verschiedenes studiert, und eine Magisterarbeit über die absolute Wirkungslosigkeit der Satire geschrieben – weswegen er ja

jetzt mit seiner Spaß-PARTEI im Europaparlament sitzt.

Am Anfang ist es wie eine Klassenfahrt für Erwachsene. Europäer mit 24 verschiedenen Muttersprachen treffen aufeinander. Sie kennen sich nicht, sollen aber gemeinsam Politik machen.

Und es werden wilde Jahre [...] Vor fünf Jahren als einziger Abgeordneter seiner PARTEI ins EU-Parlament gewählt, beschließt er herauszufinden: Wie funktioniert Europa? (Quelle: Klappentext)

Zur Sicherheit habe ich mich im *DUDEN-Universal-Lexikon der Deutschen Sprache*, 7. Auflage, 2011 im Dudenverlag in Berlin mit Nachdruck 2014 erschienen, nochmal vergewissert:

Darin wird „Satire als Kunstgattung in Literatur, Karikatur, Film bezeichnet, die durch Übertreibung, Ironie, und Spott an Personen und Ereignissen [in unserem Fall: des Europa-Parlaments] Kritik übt, sie der Lächerlichkeit preisgibt, Zustände anprangert, mit scharfem Witz geißelt.“ (Spalte 1494).

Satire ist zweitens auch „die Bezeichnung für ein künstlerisches Werk, das zur Gattung der Satire gehört, eine beißende, bittere, geistvolle Satire.“

Aber es fehlt diesem „Hofnarren des EU-Parlaments“, dem „Polit-Clown“ (*Süddeutsche Zeitung*), dem „Partisan der Parodie“ (*Die Welt*) keineswegs an politischem Tiefgang, was man an den beiden dem Text vorangestellten Zitaten erkennen kann:

Zitat Eins:

Man soll nur von Europa sprechen, denn die deutsche Führung ergibt sich von ganz allein.

Außenpolitisches Amt der NSDAP.

Zitat Zwei:

Die endgültige Teilung Europas – das ist unser Auftrag.

Die PARTEI.

Durch die Europawahl 2019 hat er einen Mitstreiter zur Seite bekommen, Nico Semsrott, Jahrgang 1986 – er könnte also fast der Sohn von Sonneborn sein – der schon mit der von ihm herausgegebenen Schülerzeitung: *Sophies Unterwelt*, einer Parodie auf Jo Stein Gaarder's Philosophie-Roman für junge

Leute: *Sophies Welt*, für Aufregung und Verbot sorgte, und inzwischen zum Team der kabarettistischen ZDF-heute-Show zählt.

Aber er kann auch anders, wie ich im *fifty-fifty* Magazin für Obdachlose vom Juli 2018 in seinem Beitrag lesen konnte: *Alkohol oder Cannabis?*

Seine Frage: Wer soll den Drogenhandel bestimmen? Und da gibt es nur zwei Möglichkeiten – entweder die Kriminellen oder der Staat. Gucken wir uns mal an, wer von einer Legalisierung profitieren würde.

Seine Antwort: fast alle – außer den Kriminellen. „Die profitieren von einem Weiter-So! (Pause) Ja, o.k., dann lass uns einfach ‚weiter – so‘ machen wie bisher [...]“

Als Satire-Politiker wechselte Semsrott im Juni 2019 zur *Grünen*-Fraktion im EU-Parlament, wo er in Brüssel mit großem Beifall begrüßt wurde. Nico Semrotts *PARTEI* – Kollege Martin Sonneborn bleibt weiter fraktionslos.

Ich muss gestehen, dass ich gespannt darauf bin, wie die Beiden weiter für satirische Aufklärung sorgen werden. Ein Buch über die zweite Wahlperiode der *PARTEI* ist uns versprochen!

Die geht von 2019 bis 2024.

HEINZ BUDE

Hier eine Ergänzung zu dem Soziologen Heinz Bude, Mitarbeiter am *Hamburger Institut für Sozialforschung* (HIS) des Philipp Reemtsma, – wie auch der schon genannte Michael Wildt.

In einem Interview mit Mariam Lau – die ich als Autorin des Buches: *Die neuen Sexfronten. Vom Schicksal einer Revolution* schon erwähnt habe – einer Replik auf Günter Amendt's *Sexfront* – geht es um „eine deutsche Nachkriegs-Tetralogie“, nämlich dessen „Deutschen Familienroman“ in vier Bänden, beginnend mit der sog. Flakhelfergeneration etwa eines Helmut Schmidt in dem ersten Buch: *Deutsche Karrieren*, folgt weiter mit den Bänden: *Bilanz der Nachfolge* (2. Band), in dem es um das Erbe des Nationalsozialismus geht, und *Das Altern einer Generation* (3. Band), womit schon die Achtundsechziger-Generation gemeint ist, mit ihren sehr weit auseinander führenden weiteren Lebenswegen – des Ablehnens einer

bürgerlichen Karriere bis zu einer solchen in höchste Staatsämter.

Der Zyklus endet mit dem aktuellen, 4. Band: *Adorno für Ruinenkinder*.

Die Überschrift des Interview-Artikels (*DIE ZEIT* 5/2018) *Sexualität spielte überhaupt keine Rolle*, steht allerdings in einem eklatanten Widerspruch zu der Unterzeile des Interviews, in dem Heinz Bude Bilanz zieht [...] die 68er hätten „einen unglaublichen Versuch der Befreiung gewagt“.

Ja, das stimmt, und ein wesentlicher Bereich dieser Befreiungsversuche galt den herkömmlichen, einengenden und spießigen Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis. Auch das öffentliche Reden etwa über eigene „Orgasmusschwierigkeiten“ war ein Teil dieser Befreiung.

Als Humanist, aber auch Humorist, möchte ich noch – leicht amüsiert – anmerken, dass das über dem Artikel abgebildete große schwarzweiß-Foto von 1968 eines Hamburger Pärchens Bände spricht:

Da dieses offenbar in der warmen Jahreszeit bei einem Fahrradausflug hinaus ins Grüne Rast an einer Waldhütte macht, wobei die junge Frau mit offenen hellen Haaren im „Evakostüm“, also splitterfasernackt ganz entspannt dasitzt, und die Asche von ihrer Zigarette abklopft, während er, im offenen Hemd und in Jeans neben ihr stehend ein Ständchen auf der Gitarre spielt – diese Szene von menschlicher Nähe und Vertrautheit auch eine wunderbare Ungezwungenheit und Offenheit für das, was noch kommen mag, ausstrahlt, so dass auch dieses Bild einer befreiten Körperlichkeit im unfreiwillig komischen, aber durchaus erfreulichen Gegensatz zu der obigen Behauptung steht.

Nichtsdestotrotz ist Heinz Bude's Buchreihe zur Deutschen Generationsgeschichte, seines „Gesellschaftsromans der Bundesrepublik“, ein lesenswertes zeitgeschichtliches Dokument ersten Ranges.

Da fällt mir ein, dass ich diese vier Bände, von denen ich bisher nur den über *Das Altern einer Generation* gelesen habe, demnächst im Zusammenhang lesen sollte und mit dem schmalen, aber aussagestarken Herder-Taschenbändchen des Münchner Psychoanalytikers Wolfgang Schmidbauer *Wie wir wurden, was wir sind. Psychogramm der Deutschen nach 1945* gegenlesen, das ich schon

erwähnt habe.

POLITISCHES ERBE AUS 68

Im Frühjahr 2018 war ich auf der Feier zum 50. Geburtstag der Duisburger Ortsgruppe von *Amnesty International* (AI), was bedeutet, dass sie 1968 von einigen für die Menschenrechte engagierten Student*innen gegründet wurde. Und also ein waschechtes Kind der 68er Bewegung darstellt, das als solches inzwischen im fortgeschrittenen Alter angekommen ist.

Aus diesem Anlass schrieb Dr. Peter Rüttgers die Chronik dieser Gruppe über die fünf Jahrzehnte auf.

Begonnen hatte alles 1961 mit dem englischen Anwalt Peter Benenson, der sich über die Festnahme zweier Studenten in Lissabon noch unter dem Diktator Salazar und anschließender Verurteilung zu sieben Jahren Haft empörte, weil diese in einem Cafe auf die Freiheit angestoßen hatten. Er hatte dies in einem Artikel im englischen *Observer* unter der Überschrift: *The forgotten prisoners*, also die vergessenen Gefangenen, angeprangert, worin er noch über eine Reihe weiterer willkürlich politisch Inhaftierter berichtete.

Das weltweite Echo darauf war die Geburtsstunde von AI als „Nicht-Regierungs-Organisation“, engl. *Non-governmental organization* (NGO).

Wie allgemein bekannt, bestand die portugiesische Diktatur unter Salazar noch länger als die spanische unter Franco, und wurde erst durch die sog. „Nelkenrevolution“, im Frühjahr 1974 als unblutige „Revolution der Streitkräfte“ gestürzt, wobei Bürgerinnen den Soldaten Nelken in die Gewehrläufe steckten.

In dieser Zeit war der schon öfter von mir erwähnte Frieder Otto Wolf Dozent an der Universität von Coimbra im Norden Portugals und hat den Aufstand miterlebt – später dann über das Scheitern dieser Nelkenrevolution geschrieben.

Die Chronik der Duisburger AI-Gruppe berichtet weiter von der deutschen und schließlich auch der Duisburger Gründung von AI 1968.

Dem vorausgegangen waren dort schon Kampagnen gegen die Todesstrafe in den USA und gegen die Folter.

1977 kam es zur Verleihung des Friedens-

nobelpreises an Amnesty International. Schon damals waren Flucht und Asyl Schwerpunkte der Aktionen.

Vom „deutschen Herbst 1977“ bis zum Fall der Mauer 1989 – erfreulicherweise auch sie eine unblutig verlaufende Revolution – ist von der Kunstaktion für AI die Rede, dem Einsatz für Menschenrechte in Syrien (!), der Arbeit in Schulen und vielem mehr.

Während in der Dekade bis zur Jahrhundert-Wende u.a. der erste deutsche Menschenrechtspreis 1998 für die Rechte von Frauen verliehen wurde, und seitdem insgesamt neun Mal an Einzelpersonen und Organisationen ging, setzte sich die Duisburger AI-Gruppe für die Rechte von Geflüchteten und das

Asylrecht ein, für das Recht auf Kriegsdienstverweigerung, für die Menschenrechte in China aus Anlass unserer Städtepartnerschaft mit Wuhan – womit es seit 2019 die erste deutsch-chinesische Schulpartnerschaft in Duisburg gibt – machte eine Ausstellung zu den Menschenrechten in Afrika, da Duisburg eine stetig wachsende Zahl von Flüchtlingen aus schwarzafrikanischen Ländern südlich der Sahara aufweist.

In der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts dann die internationalen Folgen von *nine-eleven*, also des von George Bush Junior erklärten *war on terrorism* auch für die Menschenrechts-Arbeit. Und in Duisburg das Thema: Wohnen in Würde, Schüler*innen im Einsatz für die Menschenrechte, Veranstaltungen zum Kriegsschauplatz Afghanistan und den Menschenrechten „auf verlorenem Posten“, das Engagement für die Meinungsfreiheit, und zum Thema: Todesstrafe, „wenn der Staat tötet“. Auch das „Grundgesetz zum Anfassen“ gab es noch.

In der 2. Dekade, die noch andauert, gab es den Einsatz gegen Rassismus in Deutschland, und auch in Duisburg eine Aktion gegen den im Rahmen der humanitären Flüchtlingsaufnahme wieder aufflammenden alltäglichen Rassismus. Und eine Aktion für selbstbestimmte Sexualität.

Alles in allem eine bunte Palette von Aktionen entlang der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte*, wie sie als Resolution der Generalversammlung der Vereinten Nationen am 10.12. 1948 verkündet wurde. D.h. auch, dass wir am Ende von 2018 auf siebzig Jahre ihres Bestehens in der Weltgemeinschaft zu-

rückblicken können.

Das Engagement für die Menschenrechte wird weitergehen müssen.

Ich habe mich gefreut, dass der Autor der Duisburger AI-Chronik mir eine Widmung ins Buch schrieb: „Für Helmut, den Humanisten und Humoristen, in Dankbarkeit, Peter“.

CHRISTOPH SPEIER, NEUER FREUND

Noch von einer anderen Folge von 68 möchte ich berichten:

Ich hatte ja schon erwähnt, dass ich in den Nullerjahren eine von den Grünen inspirierte Fahrt nach Krakau und Auschwitz unter der Leitung von Christoph Speier aus Hamburg machte, dem ich seitdem als Freund verbunden blieb.

Unverdrossen von politischen Wirrnissen lädt er auch dieses Jahr, 2018 zu einer „Israel-Fahrt“ im November ein, unter der Überschrift: „Selbstvergewisserung zu Israel, seiner Gründungsgeschichte und dem Weiterleben der nach dort eingewanderten Überlebenden des Holocaust.“

Zuvor erging seine Einladung zu einer Arbeitstagung Ende Juni 2018 in Berlin mit der Überschrift:

1968 – 2018: Prager Frühling. Erinnerungen, Erkenntnisse, Kontroversen.

Da Christoph Speier inzwischen als Vorstand der *Kurt und Herma Römer Stiftung* fungiert, erfüllt er damit „einen der wesentlichen geschichtspolitischen Wünsche unserer leider verstorbenen Stifterin Herma Römer“. Und weiter:

Ihr Mann Kurt war in den 60er Jahren Korrespondent von Radio Prag in der BRD. Dadurch lernten er und Herma viele AktivistInnen des „Prager Frühlings“ kennen, unterstützten sie und halfen, wo sie konnten. Daraus erwuchs u.a. eine enge Freundschaft von Herma Römer zu Hanka Houskova und anderen überlebenden tschechoslowakischen KZ-Häftlingen aus Ravensbrück. In diesem Sinne sind wir dankbar, diesen Diskurs führen zu können. Er soll dem Auftrag der Stiftung nützen, libertäre Haltungen in der politischen Linken und unter liberal denkenden Menschen zu fördern.



Bezirksregierung Düsseldorf

Bezirksregierung Düsseldorf, Postfach 30 08 65, 40408 Düsseldorf

Herrn
Helmut Becker-Behn
d.d. Leitung der
Gesamtschule Duisburg-Süd

47269 Duisburg

GE-DU-SÜD				
AL1	AL2	AL3	AL4	DL
OFG		06. FEB. 2004		
z.d.A.				
mit der Bitte um:				
Erl.	Kln.	Rspr.		

Dienstgebäude Fischerstraße 10

Postanschrift Cecilienallee 2, 40474 Düsseldorf

E-Mail: andrea.cappenberg@brd.nrw.de

Durchwahl: (0211) 475-5354

Telefax: (0211) 475-5995

Zimmer: 11.03.54

Auskunft erteilt: Frau Cappenberg

Aktenzeichen (Bitte bei Antwort angeben):

47.6.02-753/47.8

Düsseldorf 03. Februar 2004

Sonderurlaub zur Teilnahme an der Veranstaltung „Standort Auschwitz – Vergewisserung & Vergegenwärtigung“

Ihr Antrag vom 21.01.2004

→ Rec

Sehr geehrter Herr Becker-Behn,

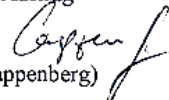
zur Teilnahme an der o.g. Veranstaltung in Krakau erteile ich Ihnen hiermit antragsgemäß für den Zeitraum 11.04. bis 17.04.2004 insgesamt 5 Arbeitstage Sonderurlaub gemäß § 4 Abs. 1 i.V.m. § 13 Sonderurlaubsverordnung (SUrlV).

Die Teilnahme an der Veranstaltung ist im Sinne des § 31 BeamtVG geschützt.

Reisekosten können nicht übernommen werden.

Mit freundlichen Grüßen

Im Auftrag


(Cappenberg)

Telefon (Zentral) (0211) 475-0
Telefax (Zentral) (0211) 475-2671
<http://www.bezreg-duesseldorf.nrw.de>
E-Mail: poststelle@bezreg-duesseldorf.nrw.de

Zu erreichen mit:
DB bis Düsseldorf Hbf
U-Bahn-Linien U78, U79
bis Nordstraße

Zahlungen an: Landeskasse Düsseldorf
Kto. Nr.: 4 100 012 BLZ: 300 300 00 WestLB AG
IBAN: DE4130050000004100012
BIC: WELADED3

Als Vorstand der Stiftung hat Christoph mit Aktivist*innen einen Erinnerungsort („Trauernde“, Skulptur von Wolfgang Friedrich, Rostock) an die Versklavung tausender Zwangsarbeiterinnen aus dem Konzentrationslager Ravensbrück in Neubrandenburg in Ostmecklenburg errichten lassen, an dessen Kosten ich mich mit einer Spende beteiligt habe.

Wie schon erwähnt, fand ich zum Humanismus aus Menschenliebe, Menschenfreundlichkeit und gelebter Mitmenschlichkeit – als Antwort auf all das unmenschliche, grausame und barbarische Geschehen um Menschenverachtung und Menschenvernichtung, an dem meine Eltern in der NS-Zeit aktiv teilhatten.

Über meine Irrungen und Wirrungen in Sachen politische Orientierung und Organisation in und nach der 68er Revolte habe ich weiter oben schon berichtet. Nach dem Parteieintritt bei den Grünen in Duisburg. 1983 bis zum Austritt bei denselben Ende der 90er Jahre ebenfalls.

In diese Zeit fielen dann meine vermehrten Kontakte zu im HVD-NRW organisierten Humanist*innen, und auch der Eintritt in denselben im Jahre 2005.

Es gab Veranstaltungen im HVD-Regionalbüro Ruhr West, im „Humanistischen Forum“ zu aktuellen Themen wie der Diskussion um die auch vom HVD vorangebrachte „Patientenverfügung“, oder das in Duisburg von Heiko Heckes organisierte Treffen zur sog. Sterbehilfe mit dem inzwischen verstorbenen Arzt Uwe Christian Arnold aus Berlin. Der hatte sein Buch *Letzte Hilfe. Ein Plädoyer für selbstbestimmtes Sterben* dabei vorgestellt.

Zuletzt aktiv war ich dort im Herbst 2017, auf einer Tagung zum Humanistischen Selbstverständnis. Es war erstmals Anfang 1993 in Berlin bei der Gründung des HVD verfasst und 2001 reformuliert worden. Uns lag ein Entwurf vor, der dann 2018 als schlussendliche dritte Fassung herauskam.

Auf der Rückseite waren dessen zwölf „Essentials“ aufgelistet:

1. Die Menschenrechte sind Grundlage des Humanismus.
2. Humanismus bedeutet Toleranz, Meinungsstreit und Kooperation.
3. Humanismus orientiert sich am jeweiligen Wissenstand seiner Zeit.

4. Humanistische Bildung setzt auf kritische Vernunft und soziale und emotionale Kompetenz.
5. Humanismus bedeutet Sensibilität für das eigene und das Wohlergehen der anderen, für das sinnliche Erleben der Welt und für existentielle Sinnfragen.
6. Ein Sinn des Lebens kann nur von Menschen selbst bestimmt werden.
7. Humanistischer Eigensinn ist das Bestehen auf persönlicher Urteilkraft gegenüber allen religiösen, wissenschaftlichen oder weltanschaulichen Wahrheitsansprüchen.
8. Der Humanistische Verband setzt sich für Menschenrechte, Humanität und Solidarität ein.
9. Der Humanistische Verband setzt sich für die Humanisierung der Gesellschaft ein.
10. Der Humanistische Verband vertritt Interessen von HumanistInnen.
11. Der Humanistische Verband pflegt – regional unterschiedlich – eine vielfältige Fest- und Feierkultur, und hält Angebote im Sozial-, Bildungs-, Jugend- und Kulturbereich bereit.
12. Der Humanistische Verband fordert die Gleichbehandlung aller anerkannten Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften.

Zum „Humanistischen Lebensberater“ habe ich mich weiter oben schon geäußert, und auch immer wieder ehrenamtlich betätigt, wie gesagt, nach einem Pilotprojekt dazu von Frieder Otto Wolf und Ulrike Dausel 2007 in Berlin.

Dazu gibt es jetzt eine aktuelle Kontroverse im Verbandsorgan *Freies Denken*, ob man die Humanistische Beratung auch Humanistische Seelsorge nennen könnte oder gar sollte. Ich habe dazu für „Beratung“ plädiert, weil der Begriff der Seelsorge historisch besetzt ist durch die christlichen Kirchen, womit wir bei unserer Kundschaft, dem stetig wachsenden Anteil der Konfessionsfreien, falsche Assoziationen wecken würden.

Ein anderer Beitrag von mir bezieht sich auf die Einrichtung eines sog. „Trauer-Cafés“ für ungläubige Hinterbliebene, die ihren Verlust geliebter Menschen nicht durch Berufung auf eine höhere geistliche Instanz, gleich welcher



HVAZ DV

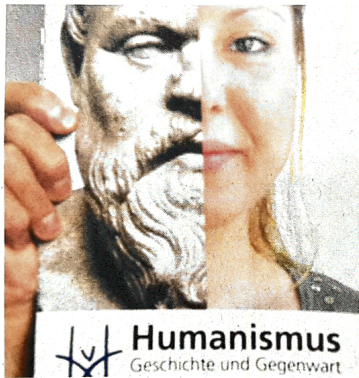
Konfessionslos glücklich sein 11.2.2014

Humanistischer Verband eröffnet Regionalbüro in Duisburg. Treffen und Lebensberatung

Von Annette Kalscheur

Im Vergleich zu Katholiken, Protestanten oder Muslimen ist die Gruppe der Konfessionslosen die Größte, der Humanistische Verband NRW spricht in Duisburg von 40 Prozent der Einwohnerschaft. Gemessen daran ist die Zahl der Aktiven gering und das soll sich ändern: Der Humanistische Verband hat ein neues Regionalbüro Ruhr-West in Hochfeld aufgemacht.

Von hier aus will der Verband auf sich aufmerksam machen, und das vor allem über Helmut Becker-Behn. Der pensionierte Psychologe und Supervisor engagiert sich als „überzeugter und streitbarer Humanist“ für diese Weltanschauung, die sich als demokratisch und gleichberechtigt sieht, antirassistisch sowie so- und angetreten ist, „Aufklärung zu schaffen, von Denk-Blockaden zu befreien“. Eine geschlossene Weltanschauung bietet man nicht, Offenheit sei wesentliches Charakteristikum, die Toleranz habe jedoch Grenzen.



Helmut Becker-Behn leitet das neue Regionalbüro des Humanistischen Verbands NRW in Duisburg.



Foto: JORG SCHIMMEL

Zu kirchlichen Zeremonien wie Taufe, Hochzeit oder Beerdigung bieten sie Alternativen an. Traueransprachen etwa entsprechen den Parametern dieser „geistigen Gemeinschaft“. Denn für sie kommt

nach dem Tod nichts nach, „und das ist auch gut so“, findet Becker-Behn. Das Leben selbst müsse um so menschlicher gestaltet werden. Den Humanisten helfe keine Beichte. Die hält er zwar für eine „super Er-

findung, drei Gott-sei-bei-uns und gut ist“, er müsse aber jederzeit verantwortungsvoll sein. Sein Credo ist, dass man „als denkender Mensch nicht bei einer Kirche bleiben kann“. Schon als Pennäler schaffte es der Alt-68er, aus „ethisch-humanitären Gründen“ den Kriegsdienst zu verweigern. Darauf ist der 69-Jährige bis heute stolz. Die Aufarbeitung der Nazi-Vergangenheit seiner eigenen Familie ist ebenfalls Antriebsmotor.

Becker-Behn arbeitete Jahrzehnte im Bildungsbereich, unter anderem als Schulpsychologe an der Gesamtschule Süd. In den 90er Jahren war er bei den Grünen aktiv, organisierte Männerkongresse, deren Themen wie Gleichberechtigung und männliche Emanzipation gerade so aktuell wie nie sind. Ehrenamtlich bietet Becker-Behn individuelle „Humanistische Lebensberatung“ an.

Das nächste Treffen des Verbandes ist am Freitag, 28. Februar, um 18 Uhr im Duisburger Büro, Johannerstraße 32 in Hochfeld. Infos: ☎ 0203-2982440, E-Mail: duisburg@hvd-nrw.de.

Art, überwinden wollen, sondern mit Gleichgesinnten, die weltlich und diesseitig orientiert sind, Trost finden wollen.

Ich meine nun, dass zu einer tief empfundenen Lebensbejahung als Humanist auch die Bejahung der Endlichkeit und Sterblichkeit von uns Menschen gehört, und entsprechend der Tod von uns nahestehenden Menschen begangen werden sollte, nach dem Motto:

Am Ende ist nicht Schluss mit lustig, so der Titel eines Buches von Harald Alexander Korp, mit dem Untertitel: *Humor angesichts von Sterben und Tod*, erschienen 2014 im Gütersloher Verlagshaus.

Hierin kann man erfahren, „wie der Humor

als Widersacher der Angst auf spielerische Weise Distanz und zugleich Empathie schafft und die Kraft für das Loslassen stärkt.“

Ich habe nun dafür gesprochen, angesichts der vielen Gottlosen im Lande den Humor als Angebot und „Alleinstellungsmerkmal“ unserer Trauerarbeit anzusehen, damit ein *Trauer-Cafe* nicht zum „Cafe Trauerkloß“ wird.

Dazu gab es Zustimmung, aber auch Widerspruch. Ein Missverständnis konnte ich aufklären: mir geht es nicht darum, irgendjemandem seine oder ihre Trauergefühle auszureden, sondern damit diejenigen freigeistigen Menschen zu erreichen, die sich von einem solchen Angebot angesprochen fühlen.

Humanistisches Selbstverständnis 2018



HVD
Humanistischer Verband
Deutschlands

Und ich wäre auch bereit, mit solchen Gleichgesinnten „auf Augenhöhe“ zu sprechen, wohl wissend, dass das Kafka-Wort zutrifft: „Es gibt keinen wirklichen Trost.“

Wie heißt es in der Sammlung *Makabrer Witze* eingangs:

Wir alle wissen, das Leben ist ernst genug. Und der Tod ist das Allerernsteste. Aber dürfen wir uns deswegen nicht darüber amüsieren und lustig machen? Ich meine, wir dürfen, ja wir sollten sogar! Denn gerade wenn uns das Lachen im Halse stecken bleibt, gibt uns das auch den Anstoß dazu, mal innezuhalten und nachzudenken. Über unser Leben im Allgemeinen und im Besonderen.

Einen ganz besonderen Beitrag zum Thema: „Am Ende ist nicht Schluss mit lustig“ steuerte in Irland ein Verstorbener bei: Er sendete die Botschaft aus dem Sarg: „Lasst mich hier raus“. (WAZ 16.10.19)

An diese Möglichkeit hatte ich bei meiner Erörterung der Rolle von Witz und Humor beim Ableben noch gar nicht gedacht.

Denn ich hatte bis dahin die Seite der sog. „Hinterbliebenen“ im Auge, und dafür gesprochen, dass der HVD-NRW bei seinen Trauerfeiern in Gestalt der Humanistischen

„Lasst mich hier raus“ Verstorbener sendet Botschaft aus Sarg

Kilnamanagh. Friedhöfe gelten als Ort der Trauer. Ein Mann aus Irland aber hat mit einer Botschaft aus dem Sarg für Gelächter bei seiner Beerdigung gesorgt. Die Trauergäste am Grab hörten plötzlich Klopfgeräusche aus dem Sarg und dann die Stimme des verstorbenen Shay Bradley: „Wo verdammt noch mal bin ich? Lasst mich hier raus. Es ist verdammt dunkel hier. Ist das der Priester, den ich höre? Hier ist Shay, ich bin in der Kiste!“

Dann sang er: „Hello again hello, hello I just called to say goodbye“ („Hallo noch mal, ich melde mich nur, um Tschüs zu sagen“). Nach anfänglicher Verblüffung lachten die Trauernden, wie ein Video zeigte,

das sich schnell in sozialen Medien verbreitete. Der Ire hatte lange an einer schweren Erkrankung gelitten und die Aufnahme vor seinem Tod angefertigt. Sie wurde vier Tage später mithilfe eines Lautsprechers im Sarg bei der Beerdigung in Kilnamanagh abgespielt.

Bradley spielte Zeit seines Lebens gerne anderen Streiche. Er würde sich freuen, wenn er wüsste, wie viele Menschen er zum Lachen gebracht habe, sagte die Tochter des Verstorbenen. Seine Enkelin schrieb auf Twitter: „Mein Großvater wollte, dass die Leute die Beerdigung mit einem Lächeln verlassen. Ich bin stolz auf ihn, dass er das erreicht hat.“ dpa

Feiersprecher*innen den Humor als Alleinstellungsmerkmal für sich beanspruchen sollte.

Die Verstorbenen hatte ich da noch gar nicht „auf dem Schirm“, die aber, wie man an dieser dpa-Meldung sieht, in bester Vorsorge-Manier auch zur Erheiterung der Trauergemeinde beitragen könnten. . .

Ein Buch, dem das – wenigstens ab und zu – auch gut gelingt, ist Uwe Timms Roman *Rot*, in dem sich ein gescheiterter Achtundsechziger mit weltlichen Trauerreden über Wasser hält. Den Roman gibts auch als Taschenbuch.

Der Roman des Holländers Peter Webeling, *Das Lachen und der Tod* 2013 als Heyne-Taschenbuch erschienen, hat dagegen einen viel ernsteren Hintergrund:

Der niederländische Komiker Ernst Hoffmann wird 1944 in einem Viehwaggon mit anderen Verfolgten in ein Konzentrationslager in Polen verschleppt. Um seine Mitgefangenen vor der endgültigen Verzweiflung zu bewahren, unterhält er sie abends mit Witzen.

Als der deutsche Lagerkommandant davon erfährt, will er Hoffmann dazu bringen, vor den SS-Leuten als Kabarettist aufzutreten. Erst weigert sich der Komiker, doch dann verspricht ihm der Lagerkommandant, eine bestimmte Frau am Leben zu lassen [...]

Die niederländische Zeitung *de Volkskrant* schrieb:

Webelings Roman dringt in Bereiche vor, die selbst historische Zeitzeugen oft aussparen.

HUMANITÄRE HILFE

Ich habe weiter oben von der 50-Jahr-Feier der Duisburger *Amnesty* Gruppe berichtet, und deren vielseitige Aktivitäten über all die Jahre. Ich war selbst nicht aktiv dabei, habe aber Einiges von den internationalen, deutschen und Duisburger Aktionen finanziell unterstützt.

Auch deswegen war ich zunehmend besorgt darüber, dass die Bedingungen für humanitäre Hilfsaktionen immer schwieriger werden.

So auch für *Ärzte ohne Grenzen*, gegründet am 10. Dezember 1971 von Borel und Kouschner, eine NGO wie auch *Amnesty International*.

Daher las ich das Buch von James Orbinski, dem langjährigen Leiter von *Médecins Sans Frontières*, das 2010 auf deutsch im *S. Fischer Verlag* erschien, mit dem Titel:

Ein unvollkommenes Angebot. Humanitäre Hilfe im 21. Jahrhundert.

Er schreibt eingangs:

Dieses Buch erzählt von der politischen Reise, die ich in den vergangenen 20 Jahren als Arzt im humanitären Einsatz, als Bürger und als Mensch unternommen habe.

Und weiter:

Humanitäres Handeln heißt in erster Linie, einen Raum zu schaffen, in dem Mitmenschlichkeit möglich ist [...] Solidarität impliziert die Bereitschaft, sich mit den Ursachen und Hintergründen auseinanderzusetzen, die die Würde des Menschen in Frage stellen, und fordert ein Minimum an Achtung vor dem menschlichen Leben.

Ohne auf die mannigfachen Hindernisse für wirksame Soforthilfe überall in der Welt draußen einzugehen – die von bewaffneten Konflikten, lokalen und regionalen Kriegshandlungen und durch jahrelange Dauerkriege, wie in Afghanistan, in Syrien und im Yemen gekennzeichnet ist, um nur einige zu nennen – besticht doch Orbinskis Fazit:

Wir müssen weiter versuchen, den Flüchtlingen zu helfen. Herausfinden, was wirklich vor sich geht, und es an die Öffentlichkeit bringen. Manchmal kann man nicht mehr tun als reden. Aber wer nichts sagt, versäumt die Chance zur Menschlichkeit.

Und im Epilog, *Was wir tun können* wird er noch deutlicher:

Jeder von uns kann Verantwortung übernehmen für die Welt, in der wir leben. Wir alle können uns im humanitären Bereich engagieren, und darauf bestehen, dass die Regierungen kriegführender Länder sich an internationales humanitäres Recht halten, an das Flüchtlingsrecht und die Genfer Konventionen, die die Anwendung der Folter verbieten.

Jeder kann etwas beitragen, indem er sich dem Thema widmet, das ihn am meisten beschäftigt. Er oder sie sollte sich dann für eine politische Partei oder eine NGO entscheiden, die ihm oder ihr entspricht [...]

Geld zu spenden, zu wählen oder an Volksvertreter zu schreiben, sind erste Schritte, aber sie genügen nicht. Treten Sie einer Organisation bei, bringen Sie Ihre Meinung ein und diskutieren Sie mit anderen, engagieren sie sich als freiwillige Helfer [...]

Die NGO *Ärzte ohne Grenzen* stellt in loser Folge auch im Ruhrgebiet Dokumentarfilme über ihre humanitäre Hilfe vor, so z.B. in Duisburg den Film: *Living in Emergency*, d.h. Leben in Notlagen, den ich mit einer Ärztin,

die für die NGO im Einsatz war, und nachher zur Diskussion zur Verfügung stand, im schon erwähnten *Film Forum Duisburg* gesehen habe.

Ähnlich heißt es im Vorwort des Sonderhefts zum 50. Jubiläums-Jahr von *Medico International*, auch einer NGO:

Wir haben uns im Jubiläumsjahr vorgenommen, 500 neue Förderungs-Mitglieder zu gewinnen. Sie sind es, die die Arbeit von medico sichern, und mit ihrer Dauerhaftigkeit und Regelmäßigkeit dafür sorgen, dass dieser Denk- und Handlungszusammenhang ein Knotenpunkt im Netzwerk für eine andere Welt bleibt und sich weiter entwickelt.

Im selben Heft sagt Jean Ziegler, der von 2000 bis 2008 UN-Sonderbeauftragter für das Recht auf Nahrung war und danach immer noch dem beratenden Ausschuss des Menschenrechts-Rats der UN angehört, in einem Interview aus Anlass seines neuesten Buches *Der schmale Grat der Hoffnung* Folgendes:

Man muss sich eines immer klar machen: was uns von den Opfern trennt, ist nur der Zufall der Geburt. Ich glaube an die Menschwerdung des Menschen. Aber dafür muss man etwas tun.

Die Bücher dieses streitbaren Humanisten füllen – allesamt gelesen – meine Regalbretter.

Ich führe sie hier nur auf:

- *Der Hass auf den Westen. Wie sich die armen Völker gegen den wirtschaftlichen Weltkrieg wehren.*
- *Das Imperium der Schande. Der Kampf gegen Armut und Unterdrückung.*
- *Die neuen Herrscher der Welt.*
- *Ändere die Welt. Warum wir die kannibalisches Weltordnung stürzen müssen.*
- *Wie kommt der Hunger in die Welt? Ein Gespräch mit meinem Sohn.*

Und nicht zuletzt *Die Lebenden und der Tod*. Darin schreibt er:

Der Tod ist das große Tabu unserer Gesellschaft. Die kapitalistische Warengesellschaft reduziert den Menschen auf seine Qualität als reaktive Zelle im

Produktions- und Konsumprozess. Seine Existenz erschöpft sich in jener eines bloßen Funktionsträgers der kapitalistischen Akkumulations- und Profitmaschine.

Das Bewusstsein seiner eigenen Endlichkeit schafft Schicksal, Bewusstsein der radikalen Singularität, der Einzigartigkeit des eigenen Lebens. Kein Moment kehrt je zurück. Keiner gleicht einem Anderen. Der Tod macht uns zu verantwortlichen Subjekten unserer eigenen Existenz. Das Geheimnis des Lebens liegt im Tod [...]

Um die Angst vor dem eigenen Tode wenigstens teilweise zu mindern, gibt es nur einen Weg:

Jeden Tag – durch Gedanken, Taten und Träume – so viel Glück für sich und die anderen, so viel Sinn zu erschaffen, dass, am Ende des Lebens, dieses Leben seiner eigenen Negation so viel Sinn wie möglich entgegenzustellen vermag.

REFORMKOMMUNISMUS

Der spätere *Eurokommunismus* weckte Begeisterung bei den Alt-68ern, zumindest bei einigen von ihnen, zu denen ich auch gehörte.

Er war eine Erneuerungs-Bewegung innerhalb der kommunistischen Parteien des Westens, die sich gegen die Erstarrung der Alt-Kommunisten zu auch innerparteilich antidemokratischen, stalinistischen Kadern zur Wehr setzte.

Letztlich aber mit diesem internen Aufbegehren gescheitert ist, so wie es auch dem sog. *Prager Frühling* erging.

Die „Praxis-Gruppe“, die sich zur jährlichen Sommeruniversität auf der jugoslawischen Insel Korcula traf – an der auch Helmut Fleischer teilnahm – vertrat einen undogmatischen Marxismus und setzte große Hoffnungen auf eine Erneuerung des Sozialismus in der Tschechoslowakei, in den *Prager Frühling* eines *Sozialismus mit menschlichem Antlitz* unter Alexander Dubcek – nämlich den Stalinismus zu vermenschlichen.

Diese Hoffnungen wurden durch den Einmarsch von Truppen des Warschauer Paktes 1968 zunichte gemacht.

Ich war mit meinem Vater am Tag des Einmarsches beim Bergwandern in den Alpen. Sinngemäß sagte er zu mir in höhnischem Unterton: „Da kannst du sehen, wohin ein Auf-

begehren im Kommunismus führt.“

Ich habe mich späterhin mit der österreichischen Variante des Reformkommunismus beschäftigt, dem sog. *Austro-Eurokommunismus*, über dessen Geschichte Leopold Spira im Jahr 1979 im *Verlag Jugend und Volk*, Wien und München, das gleichnamige Buch schrieb, mit dem Untertitel: *Ein gescheiterter Versuch* – gescheitert u.a. an der stalinistischen Altherrenriege in der KPÖ*.

Ganz in diesem Sinn hat sich später Hazel Rosenstrauch geäußert, in ihrem Buch *Beim Sichten der Erbschaft. Wiener Bilder für das Museum einer untergehenden Kultur. Eine Nacherzählung*, das 1992 im *persona verlag* erschienen ist. Es geht darin um ihre politische „Stammeskultur“ von Ex-Kommunisten, die sich nach der Zerschlagung des *Prager Frühlings* um die Zeitschrift *Wiener Tagebuch* versammelt haben.

Ein „Sichten der Erbschaft“ ist ja auch mein Bericht, ein Lebenszeichen vom Erbe der 68er Bewegung, wie es mich persönlich und politisch hin zum gelebten und organisierten Humanismus geführt und bis heute geprägt hat.

ALFRED GROSSER

Zu einem weiteren Gewährsmann für einen aufgeklärten Humanismus in der Zeit nach der 68er Bewegung wurde für mich Alfred Grosser, geboren 1925 in Frankfurt am Main, seit 1937 Franzose, weil vor dem NS geflüchtet, und seit Kriegsende publizistisch tätig.

1975 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, und später viele weitere Auszeichnungen.

Aus seinem umfangreichen Werk möchte ich vier Schriften herausgreifen:

Die von heute aus gesehen älteste ist sein Buch von 1978 (frz.) und in deutscher Übersetzung im *Carl Hanser Verlag* in München erschienen: *Das Bündnis. Die westeuropäischen Länder und die USA seit dem Krieg*, das ich aus der Bücherei des HVD-NRW in Dortmund bekam. Der französische Originaltitel ist *Les Occidentaux*, also die Westler oder der Westen.

Grosser beschreibt deren Beziehungen kenntnisreich und detailliert bis in die 70er Jahre; aber die Entwicklung ist in den knapp

40 Jahren weitergegangen!

Ich möchte daher hier nur seine „drei Lesarten der transatlantischen Zukunft“ erwähnen:

1. Ist die Verwirklichung von Gleichheit in Freiheit unlösbar?
2. Gefährdet die innere Ungleichheit beider Wohlstandsgesellschaften das Bündnis?
3. Gefährdet die äußere, entsetzliche Ungleichheit zum großen Rest der Welt nicht dessen Kämpfe um Wohlstand und Gleichheit?

Als zweites Buch möchte ich sein *dtv*-Bändchen von 1993 erwähnen, *Verbrechen und Erinnerung. Der Genozid im Gedächtnis der Völker*, aus dem Französischen von Ulrike Bökelmann.

Zum Buch heißt es:

Die bis in unsere Gegenwart reichende Kette der staatlich legitimierten und organisierten Morde an ganzen Völkern und Menschengruppen ist erschreckend:

Die Kreuzzüge des Mittelalters, die Ermordung der französischen Protestanten, die Ausrottung der Indianer in Nordamerika und der Aborigines in Australien, der Terror zur Zeit der Französischen Revolution, der Genozid an den Armeniern durch die osmanischen Türken, der stalinistische Gulag, die Massaker an den Kurden, in Vietnam, Algerien, Kambodscha – und die in ihrer Menschenverachtung und Brutalität jede Vorstellung übersteigende Ermordung der Juden durch die Nazis.

Alfred Grosser stellt in „Verbrechen und Erinnerung“ die entscheidende Frage:

Welche verhängnisvollen Mechanismen des Vergessens, des Verdrängens, der Schuldzuweisung, der Rationalisierung sind wirksam, wenn die Schuldigen und die Nachkommen der Schuldigen sich der Verantwortung zu entziehen versuchen?

Grosser's Studie ist eine leidenschaftliche Anklage gegen das Vergessen und das Verschweigen und ein Plädoyer für beständige Verantwortlichkeit und Haftung.

Wer spricht? Objektivität gibt es nicht. Umso weniger, wenn es um Leiden und Tod, um Opfer und Schuldige geht, es sei denn, man wäre selber nur eine Sache [...] und nicht Subjekt, das heißt ein in Raum und Zeit lebendes Individuum, das Erinnerungen und Bestrebungen hat. Es besteht

* *Kommunistische Partei Österreichs*

jedoch ein großer Unterschied zwischen demjenigen, der sich um Sachlichkeit bemüht, und demjenigen, der sich davon abwendet [...] Um so mehr, als der Leser ein Recht darauf hat, zu erfahren, wer eigentlich zu ihm spricht.

Daher informiert der Autor anschließend über sich als Kind verfolgter Juden im NS, dem überstandenen Exil im nicht von den Deutschen besetzten Teil Frankreichs und über seinen in vielerlei Hinsicht privilegierten weiteren Lebensweg als französischer Staatsbürger und Universitätsprofessor in Paris, der sich seit der Nachkriegszeit unermüdlich für die Erinnerung an das Menschheitsverbrechen des NS, aber auch für die Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland im Sinne eines sich vereinigenden Europas eingesetzt hat.

Dann das persönlichste Buch von ihm, *Die Freude und der Tod. Eine Lebensbilanz*, im Rowohlt Verlag 2011 erschienen.

Da sagt er am Ende, unter der Überschrift: *Das Erreichte und die Freude*:

An sich müsste dem Leser klar geworden sein, nach welchen Werten ich handle und urteile: ich fordere ständig von mir und den anderen, mehr Mensch zu sein, d.h. sich in der Skala des Menschseins zu steigern. Was gehört nun zum Menschsein? [...] Für mich geht es um die Ehrfurcht [...] vor den Schwachen, den Benachteiligten in Wohlstand und Sprache, Ehrfurcht vor denen, über die man Autorität hat, Ehrfurcht vor denen, die zu Unrecht respektlos behandelt werden.

Und schließlich sein letztes Buch, *Le Mensch. Die Ethik der Identitäten*, erschienen 2017 im Berliner Dietz Verlag. In dem Jahr, in dem er – hochbetagt mit seinen 93 Jahren – die Mercator-Professur an der UDE annahm und im vollen Duisburger Audimax über sein Lebensthema sprach: *Was ist Europa, – gestern, heute und morgen?*

UDE-Rektor Ulrich Radtke lobte Grosser als „großen Europäer“ – ich möchte ergänzen, auch als bedeutenden Humanisten der Gegenwart.

Nicht zufällig hängt folgendes Zitat von ihm – im Goldrähmchen! – über meinem Schreibtisch:

Die Distanznahme zu sich selbst und zu den eigenen sozialen Bedingungen und Zugehörigkeiten ist für mich die wichtigste Bildung.

Es bezeichnet ein selbstreflexives Bildungsverständnis, das einerseits in den Auseinandersetzungen des 21. Jahrhunderts dringend erforderlich ist, andererseits aber in unseren Bildungseinrichtungen von der Schule über die Hochschule bis zur Weiterbildung ein Schattendasein führt. Ganz ähnlich wie die von mir erwähnten, psychoanalytisch inspirierten Bemühungen um eine aufgeklärt-befreiende Pädagogik.

BARBARA SICHTERMANN

Ich möchte noch eine „Gewährsfrau“ für meine Entwicklung zum Humanisten erwähnen, das ist die 1943 in Erfurt geborene Barbara Sichtermann. Sie zählt auch zur Generation der 68er Intellektuellen, sie wohlgermerkt als *konzeptive Intellektuelle* im Unterschied zu mir als bloß *rezeptivem Intellektuellen*, wie Frieder Otto Wolf das einmal formulierte.

Ich bin erst auf sie aufmerksam geworden, als ich 1981 nach Duisburg umzog, der Arbeit wegen. Sie hatte Anfang der 80er Jahre Bücher geschrieben, und später noch einige mehr, die mich immer wieder neu fasziniert und auch erfreut haben, wie *Vorsicht Kind. Eine Arbeitsplatzbeschreibung für Mütter, Väter und andere*, erstmals 1982 im Verlag Klaus Wagenbach in Berlin erschienen, seither des öfteren neu aufgelegt und erweitert. Im Vorwort zur Neuauflage 2002 fragt sie:

Was würde sich ändern, wenn die Männer in unserer Gesellschaft für die Kinderbetreuung verantwortlich wären?

Mit einem solch erfrischenden, neuen Blick auf die Anforderung, neues Leben zu reproduzieren, ist das ganze Buch geschrieben.

1983 folgte, nicht zufällig, wieder bei Wagenbach, die Schrift *Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten*. Darin:

Dass das Private politisch sei, war eine Parole der Studentenbewegung [...] 1968 wurden Familien- und Liebesleben dem Schutz der Privatsphäre entzogen und der „politischen Diskussion“ überantwortet;

heute rückt man umgekehrt Konflikten mit globalem und endzeitlichem Ausmaß mit Herzblut zu Leib [...] Eine Balance zwischen den Ansprüchen der Einzelnen und der Öffentlichkeit [...] ist schwer zu errichten...

Im Klappentext heißt es:

Zehn aufregende Versuche, die Liebe zwischen den Geschlechtern und die Lust auf Kinder zu verteidigen, ohne den Feminismus preiszugeben. Weiblichkeit als Emanzipation.

Und weiter:

Eine anregende Lektüre auch für den durch mehr als fünfzehn Jahre (neue) Frauenbewegung verunsicherten männlichen Leser.

Nicht zuletzt dieser Bücher wegen erhielt sie 1985 den *Jean Amery Preis für Essayistik*, „für ihre Arbeiten, die versuchen, auf der Grundlage der persönlichen Erfahrung und aus der Arbeit der Frauenbewegung ein neues, differenziertes Selbstverständnis der Geschlechter zu beschreiben“, so Helmut Heißenbüttel in seiner Laudatio.

Ein paar Jahre später folgte der Band *Karl Marx neu gelesen*, 1990 wiederum bei Wagenbach, dessen Einleitung: *Marx heute* und die Begründung ihrer nur 140 Seiten Textauswahl auch noch im Marx-Jahr 2018 empfehlenswert ist, alldieweil sie damit „das verbreitete Ressentiment, Marx sei ein schwieriger, deshalb unlesbarer Autor [...] mit ihrer Auswahl aufs Schönste widerlegt hat“, wie Hans Martin Lohmann schrieb.

Es ist mir hier unmöglich, die über 30 Bücher dieser undogmatischen Menschenfreundin und Humanistin auch nur aufzuzählen, geschweige denn zu würdigen.

Ich möchte nur noch erwähnen, dass sie in mehreren Büchern, so z.B. in *50 Klassiker Paare. Die berühmtesten Liebespaare der Welt* und auch in *50 Klassiker Erotische Literatur* ein *Kleines Glossar der Erotik* angefügt hat, das selbst noch für älter gewordene Liebende wie mich lesenswert ist.

2017 hat sie mit ihrem Bruder Kai in einem Buch die Hausbesetzer von damals zu Wort kommen lassen: *Das ist unser Haus*, im Aufbau Verlag in Berlin herausgekommen.

Im Interview dazu sagt sie auf die Frage, ob sie selbst Hausbesetzerin gewesen ist:

Ich bin als Alt-68erin vom Herzen her auf der Seite der Hausbesetzer gewesen, ich habe auch einmal ein Haus mit besetzt, eins der ersten überhaupt: Das Georg-von-Rauch-Haus, 1971 in Westberlin war das. Mein Bruder Kai, Ko-Autor des Buches, hat eine ganze Reihe von Häusern mit besetzt. Er spielte ja damals Bass bei TonSteine-Scherben, die Band hat sehr häufig aufgespielt für eine Besetzung. Die Jungs wurden gebucht, und nach dem Konzert hieß es, jetzt gehen wir mal in die Sowieso-Straße. Mir fällt dazu der Spruch von damals ein: „Besser unsere Jugend besetzt leerstehende Häuser als fremde Länder!“

Barbara Sichtermann hat übrigens in den 60er/70er Jahren an der FU Berlin Sozialwissenschaften studiert – (wie ich in der Zeit dort Psychologie im FU Fachbereich Sozialwissenschaften) – und dort den späteren Psychologie-Professor Peter Brückner kennengelernt und geheiratet – der schon bald wegen seiner links-kritischen Psychologie in die Mühlen der Universitäts-Bürokratie geriet.

Soviel zu ihr als einem meiner Lese-Lebens-Menschen.

JOSCHKA FISCHER

„Europa ist ein großer Kompromiss“ – das sagte er (12.7.2018) in der WDR 5 Radiosendung zu seinem 70. Geburtstag – Joschka ist Jahrgang 1948, also Alt-68er – im Interview aus Anlass seines neuen Buches *Der Abstieg des Westens*. Und weiter:

Auch wenn manche EU-Sitzungen ellenlang sind, weil immer noch jemand aufsteht, und sagt, das kann ich nicht vertreten, da kann ich mich zuhause nicht mehr sehen lassen.

Aber: lieber sich Schwielen in den Allwertesten dabei holen, als – wie unsere Väter und Großväter – im Krieg der Europäer untereinander den „Heldentod“ holen.

EINSCHUB. Vergleiche meine Großväter, die beide – der Großvater mütterlicherseits im ersten Kriegsjahr 1914, der Großvater väterlicherseits im zweiten Kriegsjahr 1915 des ersten Weltkrieges – an der sog. *Westfront*, also im Kampf gegen den „Erzfeind Frankreich“ als einfache Soldaten

in Infanterie-Regimentern, einem aus dem Ruhrgebiet und dem andern aus Bayern – *gefallen* sind.

Fischers These in Stichworten:

Entweder Europa gemeinsam, mit Kern Macron/Merkel, oder es hat weltpolitisch nichts mehr im 21. Jahrhundert zu bestellen, das von China und den USA bestimmt wird.

Eine Rückkehr zu Nationalismen, dem einzelnen Nationalstaat, ist ein Irrweg, eine Sackgasse.

Wenn jemand „Nation pur“ haben will, dann kriegt er ihn auch „poor“, und das heißt: arm!

Er führt dann weiter zur Geschichte Chinas aus:

Es hat Jahrhunderte der Demütigung durch die imperialen Mächte des Westens erlebt. China war damals schwach, weil es die erste Industrielle Revolution, anders als Japan, verschlafen hat.

Anfang der 70er Jahre hatte es noch weniger als 1 Prozent der Welt-Wirtschaft gestellt. Heute, 2018 ist es – innerhalb von nur einer Generation! – mit den USA die Nummer Eins oder Zwei in der Weltwirtschaft.

Das gelang nur mit Kooperation und nicht mit Konfrontation mit dem Westen. Z.B. hat China die Erträge in Banken des Westens als Anleihen investiert und so seinen Aufstieg gesichert.

China hat keine demokratische Tradition, sondern eine dynastische Tradition der Herrscher-Häuser z.B. der Ming-Dynastie, und diese Tradition hat die KPC* als Zentrale beerbt.

Und das funktioniert so lange wie die KPC den Hunger für alle besiegt und den Wohlstand für alle garantiert.

Joschkas Fazit:

China erobert die Weltgeltung nicht durch militärische, sondern durch wirtschaftliche Stärke.

ERINNERUNG. Bitteres Lehrgeld dazu war *Maos Großer Hunger* (so ein Buchtitel von Frank Dikötter, erschienen 2014 in deutscher Übersetzung im Stuttgarter Verlag *Klett-Cotta*),

nach dem *Großen Sprung nach vorn*, einem Industrialisierungs-Schub, der in diesen primitiven Formen scheiterte und zu 45 Millionen Hungertoten Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre führte.

LEBEN AUS BÜCHERN

Wie stark meine persönliche Entwicklung unterstützt und vorangebracht wurde durch meine schon in jungen Jahren entdeckte Leselust, als Sohn des Bahnhofsbuchhändlers Kurt Becker und seiner Frau Herta, wird mir immer mehr durch diesen Bericht bewusst:

Und zwar bezog sich diese Lesefreude sowohl auf die sog. „Schöne Literatur“, also die Belletristik, z.B. mit meiner jugendlichen Entdeckung von Franz Kafka, als auch schon bald auf sog. Sachbücher, wie das früh gelesene Buch von Karlheinz Deschner von 1962, *Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte*.

In beiden Bereichen haben sich diese frühen Lektüren im nachhinein als Weichenstellungen und Wegweiser für mein ganzes weiteres „Leben aus Büchern“ erwiesen.

Angereichert, erweitert und gefestigt durch die theoretischen und praktischen Impulse aus der 68er Generation, die ja eigentlich nur eine kürzere Alterskohorte der zwischen 1938/40 und 1948/50 Geborenen umfasst.

Je älter ich werde, desto bewusster wird mir meine Zugehörigkeit zu derselben, als Anfang 1945 in Oberbayern Geborener. Durch meinen Umzug 1967 nach Westberlin, habe ich den „Geist der Zeit“ dort hautnah erlebt, nämlich sowohl das Studium wie auch den gelebten Alltag grundlegend und kritisch zu hinterfragen, und dies in die eigene Lebensführung aufzunehmen.

Als „Schriftgläubigem“ lag mir dabei immer schon die Sprache, das gesprochene und gedruckte Wort sehr am Herzen. So ist es nicht verwunderlich, dass mir dort der „Polit-Sprech“ der Führer der Studentenbewegung nicht nur fremd war, sondern mich auch abstieß als formel- und schablonenhaftes Reden und Schreiben in schlechtem Deutsch.

Von daher bin ich froh, dass ich mir das politisierende Kauderwelsch der Studenten so nicht angeeignet habe und freue mich umso mehr, dass ich noch an die für mich richtigen und wichtigen Leute geraten bin, die mei-

* *Kommunistische Partei Chinas*

nen geistigen und lebenspraktischen Horizont sehr erweitert haben.

Ich möchte hierzu ein paar Beispiele nennen:

ERSTES BEISPIEL

Lurz Görner, geboren am Neujahrstag 1945 – also noch ein Kriegskind wie ich – hat „eine kleine gesprochene Geschichte der Lyrik vom Barock bis heute“ zusammengestellt und herausgegeben unter dem Titel *Lyrik für alle*.

Ich habe diesen Rezitator mehrmals live erlebt, z.B. in der Stadthalle in Mülheim an der Ruhr, der Geburtsstadt meiner Frau Petra Behn, oder im Jüdischen Gemeindezentrum am Innenhafen in Duisburg, begleitet von einer russischen Pianistin.

Ich war von dessen Vorträgen so angetan, dass ich mir eine Zeit lang morgens am Sonntag den Wecker stellte, um im 3sat Fernsehen seine Auftritte nicht zu verpassen.

Man kann dies alles nachlesen oder auf CD nachhören oder auf DVD ansehen – was ich allen Literatur-Freund*innen nur wärmstens empfehlen kann.

Daraus hab ich zwei Gedichte von Peter Maiwald verwendet, dem leider viel zu früh verstorbenen Ruhrgebiets-Verseschmied, geboren 1946 (ebenfalls ein Alt-68er), gestorben 2008: das eine war für Noah, dessen Bildungslotse ich ein paar Jahre war, und der sich dieses Gedicht über sein Bett gehängt hat:

Der Wurm und die Ratte

Hoch vom Bücherturm
sah der Bücherwurm
eine Leseratte
die kein Buch mithatte.
Leseratte, warte!
Ich hab eine Schwarte
tausend Seiten lang
Achtung! Fertig! Fang!
Danke, lieber Wurm
auf dem Bücherturm
rief die Leseratte
die ein Buch nun hatte.

Das andere Gedicht sagte ich bei den – selbstbestimmten und selbstgestalteten – Beisetzungen von Familienangehörigen meiner

Frau auf, die wir in ihren letzten Lebensjahren bei uns im Haus gepflegt hatten, und die nacheinander hier gestorben sind, ihre Mutter 2009, ihr Vater 2010 und ihr Bruder 2011:

Am Rhein

Tod, hol über.
Gras, wachs drüber.
Sonne, geh auf.
Lauf, Leben, lauf.

Alle Trauernden, auch ich selbst als „Rezitator“, waren bewegt von diesen schlichten Zeilen.

Die und noch viele mehr stehen in dem 2011 posthum herausgegebenen Band *Peter Maiwald. Ich ging den Worten auf den Leim. Alte und neue Gedichte* zu dem Ulla Hahn das Vorwort und Marcel Reich-Ranicki das Nachwort schrieb. Ich zitiere ihn:

Der Misere unserer Zeit hielt er unbeirrt sein Gedicht entgegen, dem drohenden Zerfall die Form und die Schönheit. Darin liegt die tiefste Aktualität der Verse Peter Maiwalds.

ZWEITES BEISPIEL

Zu meinem 60. Geburtstag 2005 bekam ich von den Duisburger KollegInnen der Schulpsychologie ein von Manfred Osten herausgegebenes *Insel-Taschenbuch* mit Texten von Alexander Humboldt: *Über die Freiheit des Menschen. Auf der Suche nach Wahrheit* geschenkt, denen ich als „irgendwie humanistisch orientiert“ bekannt war. Daher hielten sie die ausführlich vom Herausgeber eingeleiteten Texte für eine gute Wahl – und das war sie tatsächlich.

Denn was dieser Abenteurer und Naturforscher vor nunmehr gut 200 Jahren schon über die „Zerstörung der Wälder“, den beklagenswerten „Rechtsstand der farbigen Menschen“, die Europäischen Kolonien als „eine unmoralische Idee“ und die Grausamkeiten und Willkürherrschaft der Mönche schreibt, ist atemberaubend in seiner Suche nach Wahrhaftigkeit und zeitlos aktuell in seiner humanistischen Grundhaltung.

DRITTES BEISPIEL

Ganz im Geiste Humboldts – der im Zuge der Entstehung des *Humboldt-Forums* in Berlin „neu gedacht“ wird, so eine Einladung der

Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) aus dem Jahr 2011 – ist auch der in der *Anderen Bibliothek* erschienene Reisebericht von Georg Forster verfasst: *Reise um die Welt. Illustriert von eigener Hand*, der mit einem biographischen Essay von Klaus Harpprecht *Das Abenteuer der Freiheit und die Liebe zur Welt* eingeleitet ist.

Drei Jahre, von 1772 bis 1775 ist Forster auf der zweiten Weltumsegelung von James Cook als dessen Zeichner dabei – zu deren Beginn ist er erst 17 Jahre alt! – er betritt mit diesem Tahiti, für Forster das Paradies der Natur und Menschlichkeit.

Forster, der Entdecker und Revolutionär, lebte nur von 1754 bis 1794, er teilte schon damals nicht den gängigen Fortschritts-Optimismus der Aufklärung, und ist von daher für uns heutige Leser besonders interessant.

Das zeigt auch Frieder Otto Wolf's Nachdruck eines Aufsatzes von Georg Forster: *Über lokale und allgemeine Bildung*.

Und das ist wohl auch in dem Roman von Andreas Kollender aus dem Jahr 2000 so: *TEORI. Die Geschichte des Georg Forster*, der auf meinem Zettel der noch zu lesenden Bücher steht.

A propós Lokales:

Eben dieser Georg Forster hatte schon die Welt umsegelt, bevor er 1790 in drei Monaten die *Ansichten vom Niederrhein* schrieb, den er von Brabant, Flandern und Holland aus durchstreifte.

Diese seine späte Schrift ist ebenfalls als Prachtband in der *Anderen Bibliothek* erschienen.

VIERTES BEISPIEL

Da wir uns gerade in Zeitläuften bewegen, in denen die „Französische Revolution“ 1789 siegreich war, komme ich auf ein weiteres Buch aus der *Anderen Bibliothek* zu sprechen – die von Hans-Magnus Enzensberger gegründet und lange Jahre herausgegeben wurde – nämlich *Die Welt der Enzyklopädie*, ediert von Anette Selg und Rainer Wieland im Jahr 2001. Sie wurde unter dem Titel *Diderots Enzyklopädie* 2013 in Berlin aus Anlass des 300. Geburtstages von Denis Diderot neu aufgelegt.

Diese Zusammenstellung, die in zwei Teilen gehalten ist, zeichnet sich dadurch aus,

dass sie einerseits ausgewählte Beiträge der historischen Enzyklopädisten wie eben von Diderot oder d'Alembert enthält, und andererseits *Ausblicke ins 21. Jahrhundert* von namhaften Publizisten der Gegenwart wie den vom Herausgeber zum Thema: *Luxus*, von Matthias Greffrath zum *Genuss* oder von Daniel-Cohn Bendit zum *Vaterland*.

Abgeschlossen wird das Buch von einer *Kleinen Geschichte der Enzyklopädie* von Robert Darnton.

HINWEIS 1. Zum 400. Band der *Anderen Bibliothek* ist als Leporello ein Gesamtverzeichnis erschienen sowie ein Extra-Band: *Die Chronik der Anderen Bibliothek. Bände Nr. 1 bis 400*, herausgegeben von Wilhelm Haefs und Rainer Schmitz. Dies ist für Bücherfreunde eine wahre Fundgrube, in der es sich lohnt, auf Entdeckungsreise zu gehen.

HINWEIS 2. Ich möchte noch drauf hinweisen, dass wir alle, die Lebenden Anfang des 21. Jahrhunderts, Zeitzeugen sind der Entstehung und Entwicklung der ersten weltweit verbreiteten und frei zugänglichen Enzyklopädie der Menschheit, nämlich von WIKIPEDIA, die bei aller berechtigten Kritik im Einzelnen das demokratische Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, dass jeder Mensch sich an ihr als „Stimme der Menschheit“ beteiligen kann. Insofern ist sie ein zutiefst humanitäres Projekt.

Vgl. *Wikipedia. Das Buch*, 2005 aus der freien Enzyklopädie Wikipedia von Henriette Fiebig, Band 1 der Wiki-Press, das freie Wissen. Veröffentlicht in der *Zenodot Verlagsgesellschaft* Berlin. Mit der DVD-ROM Wikipedia 2005/2006.

FÜNFTES UND LETZTES BEISPIEL

Zwei Menschen der Gegenwart, eine Frau und ein Mann, haben unabhängig voneinander ein neues, von ihnen selbst entwickeltes literarisches Genre entwickelt:

Das ist zum Ersten Swetlana Alexijewitsch, geboren 1948 in der Ukraine, und aufgewachsen in Weißrussland, die mit ihren Büchern für mich die wichtigste Zeitzeugin der post-sowjetischen Gesellschaft ist, und zwar, weil sie dem „Chor der Opfer von Gesellschaft und Geschichte“ Stimme und Gehör verschafft. Vergleichbar dem Chor im antiken Theater.

Z.B. in dem Buch *Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft*, das sie 25 Jahre nach der Kernschmelze im dortigen Reaktor geschrie-

ben hat.

Für ihr Gesamtwerk, das immer gegenwartsgeschichtliche Themen zum Inhalt hat, wurde sie 2015 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet.

Z.B. in *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht*, das nicht nur über die eine Million kämpfender Frauen in der Roten Armee erzählt, sondern auch diese von der Autorin interviewten Frauen als Zeitzeuginnen selbst zu Wort kommen lässt.

Z.B. in *Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus*, eine Sammlung der erschütternden Erfahrungen von Menschen zwischen Neuanfang und Nostalgie, ein Buch, durch das man das Russland von heute besser versteht – dafür bekam sie den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Z.B. *Zinkjungen. Afghanistan und die Folgen*, „Zinkjungen“, so wurden im sowjetischen Afghanistan-Krieg die gefallenen Soldaten genannt, über 20 Tausend, deren Überreste in Zinksärgen in die Heimat transportiert wurden. Ein Buch über den Irrsinn des Krieges – der in Afghanistan schon über 30 (!) Jahre geht, so dass Ende 2019 bei dem z.Z. herrschenden „strategischen Patt“ zwischen Regierung und Taliban für die Beerdigung der Getöteten beider Seiten auf dem „Friedhof für Alle“ der Platz rar wird: „grabt schmal!“ (*DER SPIEGEL* 49/2019).

Ich bin von diesem Thema auch ganz persönlich betroffen, da ich seit einiger Zeit über die Bürgerstiftung Duisburg Pate von Hedayat bin, eines jungen Alleinflüchtigen aus Afghanistan, der als gläubiger Moslem 2011 in der schiitischen Moschee in Kabul Opfer eines Bombenattentats wurde, schwer verletzt überlebte und seit 2015 in Deutschland um politisches Asyl nachsucht, dessen Antrag allerdings nach der 1. Anhörung 2017 beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF), der Zweigstelle in Essen, ebenso abgelehnt wurde, wie auch bei der 2. Anhörung Ende 2019 am Verwaltungsgericht in Düsseldorf, so dass ihm – trotz Schwerbehinderten-Ausweis wegen der bleibenden körperlichen Schädigungen – die Abschiebung droht.

Ein wenig Hoffnung ruht noch einerseits auf dem Gang zum Oberverwaltungsgericht in Münster, andererseits auf der im November 2019 dem Bundeskanzleramt übergebenen Online-Petition der Ärzte-Organisation

IPPNW mit 112.000 Unterschriften: *Keine Abschiebungen nach Afghanistan!*

Zurück zur Literatur: Da ist zum Zweiten noch ein gewisser Eric Vuillard, geboren 1968, also ein Vertreter der Generation nach den 68ern. Der erzählt in seinen Büchern große Momente der Zeitgeschichte neu, was ebenfalls dieses Genre kennzeichnet: mehr Reportage bzw. Tatsachenroman zu sein.

Das aber durch seine – historisch bestens recherchierte – Vergegenwärtigung für heutige Leser ungemein spannend zu lesen ist. . .

Ein Beispiel ist

– *Die Tagesordnung* handelt von der Hitler'schen Machtergreifung. Vuillard erhielt den „Prix Goncourt“ für

seine Methode, Eckpfeiler der Geschichte zu isolieren und sie so zu montieren, dass die Dinge, hier der Aufstieg der Nationalsozialisten, von einer anderen, neuen Seite beleuchtet werden.

„Die Tagesordnung“ gilt dem von den Nazis ausgerichteten Treffen mit vierundzwanzig deutschen Firmenchefs von Krupp bis Quandt am 20. Februar 1933. Vuillard illustriert nun die Ungeheuerlichkeit dieses Fundraising-Treffens und die Egomane aller Beteiligten.

Allen voran Hitler, der den Unternehmern immense Zugewinne versprach, würde er bei den Wahlen (zum Reichstag) gewinnen, doch für den Wahlkampf bräuchte er Geld.

Die Ankündigung, dass es im Falle des Wahlsiegs keine weiteren Wahlen mehr geben werde, war den Industriellen schlicht egal, sie spendeten Millionen Reichsmark und ebneten so den Weg in die NS-Diktatur.

Weitere Beispiele des Autors sind

- *Kongo* – über die belgische Kolonialgeschichte,
- *Ballade vom Abendland* – über den 2. Weltkrieg,
- *Die Traurigkeit der Erde* – über die drohende Zerstörung der Biosphäre.

Lesestoff für aufgeschlossene Mitmenschen ohne Ende!

ERGÄNZUNG ZU „TSCHERNOBYL“

Mir fiel gerade der Bericht von Nick Reimers in die Hände, einem deutschen Umweltjournalisten, der schon mehrmals in Tschernobyl war (*der Freitag* 15/2016), überschrieben: *Im Wettlauf mit der Zeit: Tschernobyl: 30 Jahre nach der Atomkatastrophe 1986 braucht der Reaktor dringend eine neue Schutzhülle.*

Ich zitiere:

Vor 30 Jahren flog das Kraftwerk in die Luft. Schnell wurde eine Schutzhülle um den kaputten Reaktor gebaut. Hinterher wurde geschätzt: die Hülle werde 25, maximal 30 Jahre halten. Bald ist diese Zeit vorbei, daher wird an einer zweiten Hülle gebaut. Doch die ist noch lange nicht fertig [...] Der zerstörte Reaktorblock ist nach wie vor einer der gefährlichsten Plätze der Welt, sagt Konstantin Loganowsky vom Ukrainischen Zentrum für Strahlenmedizin. Er weiß, wie wichtig eine neue Strahlenhülle ist, denn die alte droht instabil zu werden. „Das ist ein Problem für die gesamte Menschheit.“

Immerhin: 30 Jahre nach der Katastrophe hat die Umweltbelastung in der Ukraine nachgelassen. Nochmals Mediziner Loganowsky, der den Bereich „Psychoneurologie“ am Zentrum leitet:

Die Situation in der 30 km-Sperrzone ist unter Kontrolle [...] Aber das Hauptproblem der Zone ist nicht mehr die Strahlung, sondern sind die sozialen Verwerfungen der 350 Tausend vertriebenen Menschen. Viele lebten vor dem GAU in waldreichen Gegenden. Sie wurden in Städte umgesiedelt, mussten sich neue Arbeit suchen. Viele wurden depressiv, verfielen dem Alkohol. Für diese Menschen wird die Katastrophe auch mit der neuen Schutzhülle nicht zu Ende sein.

Das ist genau der Aspekt, der im Zentrum von Alexijewitsch's Büchern steht: die betroffenen einfachen „kleinen Menschen“ als Opfer und Verlierer der „großen Politik“ in Gesellschaft und Geschichte: Sie schreibt die vergessene „Geschichte von unten“. (Vgl. das *Duisburger Archiv für alternatives Schrifttum* (AfaS).)

Auf dem TV-Sender ARTE gab es am 20.9.2016 die filmische Dokumentation aus Luxemburg dazu: *Das Gebet* Ich zitiere:

Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch verlieh den Opfern der Reaktorkatastrophe in ihrer Tschernobyl-Chronik eine Stimme. Pol Cruchten (der Dokumentarfilmer) gab den Menschen aus der literarischen Vorlage in hochstilisierten Bildern ein Gesicht und verweist auf ihre verlorene Welt mit morbider Ästhetik.

DOKU-Tipp: Fesselnde, fast unwirkliche Bildsprache!

Mein Tipp: diesen 85 Minuten langen, menschlich zarten und berührenden Dokumentarfilm unbedingt ansehen! Wenn man es aushält.

GESCHICHTE VON UNTEN: USA

Ein Beispiel ist die vom Historiker Howard Zinn verfasste *Geschichte des amerikanischen Volkes*, die mich von Anfang an fasziniert hat wegen des Kontrastes zu meinen bisherigen Lektüren zur Geschichte der USA.

Aber vorab zum Autor:

Howard Zinn, geboren 1922 in Brooklyn, New York wuchs dort als Immigrantenkind in einer Arbeiterfamilie auf. Im zweiten Weltkrieg war er als Bombenschütze der US Airforce im Einsatz. Nach dem Krieg studierte und promovierte er in Geschichts- und Politikwissenschaft und war dann Jahrzehnte lang Professor für Geschichte in Boston und als Gastprofessor an den Unis in Paris und Bologna.

Er veröffentlichte viele Bücher zur Politik und Sozialgeschichte der USA, aber sein wichtigstes ist wohl *A people's history of the United States*, das seit 1980 erschien, seit 2006 auf Deutsch im *Schwarzerfreitag Verlag* Berlin, übersetzt von Sonja Bonin aus Seattle.

Die Reihe geht von Band 1 bis Band 10, endend in der Clinton-Ära.

Es ist dies eine mehrbändige „Geschichte von unten“, eine Geschichte der unteren Gesellschaftsklassen, eine Geschichte nicht der Sieger, sondern der Verlierer der Geschichte, dem arbeitenden Volk in Stadt und Land gewidmet, den Lohnabhängigen und Werktätigen, Arbeitern und Angestellten, der „kleinen Leute“ und ihren Familien, der Arbeits- und

Wohnungslosen, der Schwarzen und Puertoricaner, der vielen Gruppen der Einwanderer.

Zinn's Thema ist, was die „große Politik“ mit all diesen Menschen anstellt. Und ist insofern eine grundlegend kritische, humanistische Geschichtsaufklärung.

Es enthält auch so paradoxe Phänomene wie das der Schwarzen in der US-Army, die an der Front bei der Niederschlagung der NS-Militärmaschinerie nach dem D-Day in der Normandie gekämpft und gesiegt hatten, aber zuhause in der amerikanischen Gesellschaft wieder dem gängigen Alltagsrassismus ausgeliefert waren.

EINSCHUB. Darüber hat Stefan Heym, vor den Nazis nach Amerika geflohen, und in der US-Armee gedient, 1948 den erhellenden Roman, noch auf Englisch: *The Crusaders* geschrieben, auf Deutsch kam er 1950 in der DDR unter dem Titel *Kreuzfahrer von heute* heraus und schließlich erst 1981 in der BRD unter dem Titel: *Bitterer Lorbeer*.

Howard Zinn schreibt in Band 1 seiner *Geschichte des amerikanischen Volkes*, überscriben mit *Kolonialismus, Rassismus und die Macht des Geldes*:

Angesichts der Unvermeidlichkeit, Partei zu ergreifen, die durch Auswahl und Schwerpunkt in der Geschichtsschreibung entsteht, ziehe ich es deshalb vor, zu versuchen, die Entdeckung Amerikas aus der Perspektive der Arawak, der indianischen Ureinwohner zu erzählen.

Mir war das sehr sympathisch, erinnerte es mich doch an die Äußerungen von Karlheinz Deschner in der Einleitung zu seiner mehrbändigen *Kriminalgeschichte des Christentums*, dass es eine sogenannte „Objektivität“ in der Geschichtsschreibung nicht geben kann, und die Forderung nur sein kann, dass Historiker sich dieses Umstands bewusst sein und ihn selbstkritisch reflektieren sollten – so wie das hier auch Howard Zinn praktiziert.

Und ich muss an das Duisburger *Archiv für alternatives Schrifttum* (AfaS) denken, das über seinen Leiter Dr. Jürgen Bacia – übrigens auch ein Alt-68er – davon spricht, dass die dort versammelten Dokumente eine Geschichte von unten, eine solche der Verlierer, der Unterlegenen der Geschichte erzählen – die man aber als aufgeklärter Zeitgenosse nicht ignorieren sollte, um nicht der

„Geschichtsvergessenheit der Sieger“ aufzusitzen.

Schließlich fällt mir auch noch Swetlana Alexijewitsch ein, die mit ihrem vielstimmigen Chor der in *Tschernobyl* arbeitenden Menschen und ihrer Familien als Betroffenen des Reaktorunglücks eine „Chronik der Zukunft“ geschrieben hat – wie später dann die Kernschmelze in Fukushima drastisch gezeigt hat.

MÄNNERBEWEGUNG

Zu meinem weiter bestehenden Engagement und Interesse an einer aufgeklärt-selbstreflexiven *Männerbewegung* als theoretischem und vor allem praktischen Beitrag zu Frauenbewegung und feministischer Geschlechtertheorie noch ein paar Anmerkungen:

Ich habe ja schon auf die beiden Männerpolitischen Kongresse der *Grünen NRW* in den 90er Jahren hingewiesen, an denen ich als Landesdelegierter aktiv beteiligt war.

Damals hatten wir schon Thomas Gesterkamp zu Gast, einen 1957 geborenen Publizisten, der durch den Kontakt mit Dieter Schnack und dessen mit Rainer Neutzling verfasstes Buch: *Kleine Helden in Not* (das ich ebenfalls schon erwähnte) sein Interesse an geschlechterpolitischen Themen entwickelt hat.

Zusammen mit dem leider viel zu früh verstorbenen Dieter Schnack gab er 1998 im *Rowohlt Verlag* das Buch *Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie* heraus.

2010 entstand daraus Gesterkamp's Buch *Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere* im *Luchterhand Verlag* in Neuwied.

In einem Vortrag von 2011, *Krise der Kerle? Die Vielfalt der Männlichkeiten* auf den Österreichischen Männertagen sagt er, dass „man in der Geschlechterpolitik einen besonders langen Atem braucht“, was man schon daran sehen kann, dass es zwei Jahrzehnte gedauert hat, bis die *Kleinen Helden in Not* in den Medien angekommen sind.

Die Krise der Kerle ist seine Doktorarbeit an der Uni Köln, eigentlich betitelt als *Männliche Arbeits- und Lebensstile in der Informationsgesellschaft*, die 2004 erschien und 2007 überarbeitet wurde.

Im Vortrag nun plädiert er für einen diffe-

renzierten Blick, also festzuhalten, dass keineswegs alle Männer in der Krise sind, weiße Mittelschichtsmänner meist nicht; ganz anders sieht es aus, wenn wir über Söhne aus Migrantenfamilien sprechen, weil soziale Herkunft und ethnische Zugehörigkeit immer noch die wichtigsten Kriterien für den Bildungserfolg sind, erst dann gefolgt von „Geschlecht“.

„Doppelte Verlierer“ sind hier die Jungen, die sich an herkömmlichen Männlichkeitsbildern, wie Ernährer und Versorger der Familie zu sein, orientieren, die ihnen aber der Wandel der Arbeitswelt bei ihren mangelnden Fähigkeiten so nicht mehr bietet, weder auf dem Arbeits- noch auf dem Heiratsmarkt.

Diese – nicht nur migrantischen – männlichen Jugendlichen seien das kommende „Zweite Geschlecht“ – so formuliert nach Simone de Beauvoir's Standardwerk von 1949, *Le Deuxieme Sex*, womit die Frauen gemeint waren.

Der Wandel der Arbeitswelt führt also in bestimmten Milieus, und nur dort, zu einer „Krise der Männlichkeit“: gerade in strukturschwachen Regionen, wo den jungen Kerlen keine attraktive Männerrolle mehr erreichbar scheint, sind sie anfällig für Aggressivität, Gewalt und politischen Extremismus.

Wegen dieser zivilgesellschaftlichen Brisanz erreicht das Thema: „sozial deklassierte Männer“ inzwischen breitere Kreise der Öffentlichkeit.

Daher fragt der Autor nach den Spielräumen für einen Wandel der tradierten Vorstellungen.

Seine These:

Erwerbsarbeit ist eine männliche Form der Sorge – Männer betrachten das Geldverdienen als einen Liebesdienst an Frau und Kindern. Das sei ein Ausgangspunkt, mit dem man Männer wirklich erreicht, weil man nämlich nicht mit Vorwürfen, sondern mit Anerkennung beginnt.

Abhilfe könnte von Neuerungen wie dem *Boys' Day*, dem Jungen- Zukunftstag, als Pendant zum etablierten *Girls' Day* kommen: Unterstützt vom seit 2010 im bundesdeutschen Familienministerium eingerichteten, eigenständigen *Referat für Jungen- und Männerpolitik*.

Schon 2002 wurde in Österreich – nach kontroversen Debatten – die „Männerpoliti-

sche Grundsatzabteilung“ etabliert.

Aber: einer unkonventionellen, von traditionellen Mustern abweichenden Berufswahl von jungen Männern stehen auch psychologische Hindernisse im Wege:

Wenn ein junger Mann z.B. in der Kindertagesstätte Kinder betreut, oder im Altenheim kranke und alte Menschen pflegt, bedeutet das nicht nur schlechte Bezahlung für harte und gesellschaftlich gering geschätzte Arbeit, sondern ist immer auch eine Bedrohung der eigenen männlichen Identität aus der Konfrontation mit der üblichen Geschlechterrolle.

Gesterkamp, der sich ehrenamtlich im *Männer-Väter-Forum Köln* engagiert und Mitbegründer des *Väter-Experten-Netz Deutschland* ist, plädiert für geschlechtshomogene „Schutzräume“, wo Jungen und Männer die Inszenierungs-Bühne verlassen und ihren Konkurrenzangst vergessen und sich trauen können, ihre Maske abzulegen. Hierin liegt eine wichtige Aufgabe von Jungen- und Männerarbeit: geschlechtshomogene Aktivitäten sowohl unter Gleichaltrigen wie auch generationsübergreifend anzubieten – wie etwa auf Vater-Sohn-Wochenenden in der Familienbildung.

Dies alles habe ich – als später und neuer Vater – in meinem zweiten Leben im Ruhrgebiet versucht, mit Väter-Kind-Wochenenden, z.B. am Aasee in Münster, als unser jüngerer Sohn gerade abgestillt war, oder an ebensolchen mit beiden Jungs an der Ostsee bei Kiel.

Oder auch beruflich als interner Psychologe, zusammen mit Peter Rüttgers, einem Mitarbeiter der örtlichen *pro familia*, in der schulischen Jungenarbeit.

Dann habe ich z.B. die Aufführungen des sog. *Heroes-Projekts* mit Peter in Duisburg unter der Leitung von Susanne Lohaus erlebt, in denen deutsch-türkische männliche Jugendliche sich gegen die patriarchalischen Vorstellungen von „männlicher Ehre“ wenden, die unter ihren Geschlechtsgegnossen noch verbreitet sind, und im Einzelfall zu den schrecklichen „Ehrenmorden“ an Mädchen und jungen Frauen – als ihren Schwestern oder Frauen – geführt haben, die einen westlich-freien Lebensstil für sich beanspruchten.

Gesterkamp hat in einem kurzen Essay von 2012 *Für Männer, aber nicht gegen Frauen*

klargestellt, dass *Männerpolitik* ein missverständlicher Begriff ist, weil der übliche Politikbetrieb immer schon Politik von Männern gewesen ist, geprägt von geschlechterpolitischer Blindheit und der selbstverständlichen Verteidigung männlicher Privilegien.

In einem männeremanzipatorischen Verständnis dagegen bedeutet *Männerpolitik* etwas anderes: einen politischen Ansatz, der männliche Interessen und Bedürfnisse und auch mögliche Diskriminierungen betrachtet und entsprechend Einfluss zu nehmen versucht – als eigenständiges Pendant zur *Frauenpolitik*.

Diese Deutung hat sich noch längst nicht überall durchgesetzt, denn Geschlechterpolitik war lange Zeit ausschließlich Frauensache und wurde von den Akteurinnen auch so definiert: als Antidiskriminierungs- und Gleichstellungsstrategie „von und für Frauen“.

Erst allmählich begannen Gleichstellungsbeauftragte, die früheren „Frauenbeauftragten“, auch Männer anzusprechen. Vor allem interessierte sie das Thema „Väter“, von dem sie sich Entlastung der Mütter bei der Familienarbeit versprochen.

Derartige neue Erfahrungen können aber nur gemacht werden, wenn Frauen und Männer sich nicht in separate Nischen zurückziehen, sondern gemeinsam geschlechterpolitische Perspektiven entwickeln.

Mir ist aus den oben genannten Männerkongressen noch die Rede im Ohr von der „verbalen Aufgeschlossenheit bei weiter bestehender Verhaltensstarre“ der so angesprochenen Männer.

Vielleicht hat sich seitdem ja doch etwas zum Positiven im Sinne einer Demokratisierung und Humanisierung der Geschlechterverhältnisse geändert.

Wenn ich das hier so hinschreibe, wird mir auch bewusst, dass dieses Thema von Frau und Mann und ihrem Verhältnis zueinander, sowohl im öffentlichen, gesellschaftlichen Gesamtrahmen, als auch im privaten persönlichen Alltagsleben das EINE meiner beiden LEBENSTHEMEN ist.

Das ANDERE ist der Zivilisationsbruch des Menschheitsverbrechens der Vernichtung der europäischen Juden im Nationalsozialismus, das mir durch die Recherchen zu meiner Herkunftsfamilie vermittelt wurde, die ich erst sehr spät und posthum als tief verstrickt in die

Nazi-Barbarei erkannte.

BEIDE LEBENSTHEMEN haben mich, auf unterschiedlichen Wegen, zum Humanismus als säkularer Weltanschauung und zum ehrenamtlichen Engagement im Sinne des Humanistischen Verbands gebracht.

Und auch meine Lebens- und Leseinteressen, geleitet, den einzelnen Menschen und die Menschengesellschaft in Politik und Geschichte besser zu verstehen.

Dies alles auf unserem ebenso wunderbaren wie verletzlichen *Blauen Planeten* Erde angesichts der Gefährdung der Biosphäre durch den Menschen im anbrechenden *Anthropozän*, d.h. der menschengemachten Naturgeschichte, die das letzte „natürliche“ Erdzeitalter des Holozän gerade ablöst.

Vgl. Max Frisch, *Der Mensch erscheint im Holozän*, von ihm 1979 geschrieben.

Vgl. Matthias Greffrath, *Das Anthropozän*, im DLF im Format *Essay und Diskurs*.

Vgl. Elisabeth Kolbert, *Das sechste Sterben. Wie der Mensch Naturgeschichte schreibt*, 2015 im Suhrkamp-Verlag erschienen.



... vom bemannten Raumschiff aus, 7 Monate vor der bemannten Mondlandung am 21. Juli 1969.

TODESSTRAFE

Als Allererstes möchte ich hier berichten, dass mir die Petra, meine Frau aus dem Ruhrgebiet, mal erzählt hat, dass sie mit ihrem Lieblingslehrer in der Hauptschule einmal stundenlang über das Thema der Todesstrafe diskutiert hat – während der Rest der Klas-

se Unfug gemacht hat – sie war strikt gegen diese „Höchststrafe“, während der Lehrer dagegen Einwände vorbrachte; und eben dieser Lehrer erinnerte sich noch an sie bei einem Wiedersehen viele Jahre später. Das war wohl für Beide ein fruchtbarer Moment in dem sonstigen „pädagogischen“ Schulalltag!

Ich möchte zum Thema: Todesstrafe für Adolf Eichmann, den Organisator der von den Nazis sogenannten „Endlösung der Judenfrage“, Hannah Arendt zitieren, aus ihrem Buch *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. Er erschien erstmals 1964 auf deutsch, von ihr selbst autorisiert, und hat nicht nur in Deutschland, sondern vor allem in der jüdischen Community weltweit für heftige Kontroversen, Kritik und Widerspruch gesorgt, vor allem wegen ihrer These von der *Banalität des Bösen* im Sinne folgenden Zitats:

Das Beunruhigende an der Person Eichmann war doch gerade, dass er war wie Viele und dass diese Vielen weder pervers noch sadistisch, sondern schrecklich und erschreckend normal waren und sind. Vom Standpunkt unserer Rechtsinstitutionen und an unseren moralischen Urteilsmaßstäben gemessen, war diese Normalität viel erschreckender als all die Greuel zusammengekommen.

Arendt, die zeitlebens eine Gegnerin der Todesstrafe war, begründet ihre Befürwortung derselben in diesem einen, ganz besonderen Fall auf den letzten Seiten ihres Buches wie folgt.

Sie schreibt, sie hätte sich diese Worte von den überforderten Richtern im Prozess an Eichmann, den Angeklagten, gewünscht:

[...] aber auch, wenn wir unterstellen, dass es reines Missgeschick war, das aus Ihnen ein willfähiges Werkzeug in der Organisation des Massenmords gemacht hat, so bleibt eben doch die Tatsache bestehen, dass Sie mithalfen, die Politik des Massenmords auszuführen und also diese Politik aktiv unterstützt haben. Denn wenn Sie sich auf Gehorsam berufen, so möchten wir Ihnen vorhalten [...], dass im politischen Bereich der Erwachsenen das Wort Gehorsam nur ein anderes Wort ist für Zustimmung und Unterstützung.

So bleibt also nur übrig, dass Sie eine Politik gefördert und mitverwirklicht haben, in der sich der Wille kundtat, die Erde nicht mit dem jüdischen Volk und einer Reihe anderer Volksgruppen zu teilen, als ob Sie und Ihre Vorgesetzten das Recht gehabt hätten, zu entscheiden, wer die Erde bewohnen soll und wer nicht.

Keinem Angehörigen des Menschengeschlechts kann zugemutet werden, mit denen, die solches wollen, und in die Tat umsetzen, die Erde zusammen zu bewohnen.

Dies ist der Grund, der einzige Grund, dass Sie sterben müssen.

(Quelle: Taschenbuch S. 400ff)

Das Buch habe ich 2003 von Sandra Luft, einer inzwischen emeritierten Philosophie-Professorin an der Universität von Kalifornien in Los Angeles, kurz, der UCLA geschenkt bekommen, mit der Widmung:

To Helmut in admiration, gratitude and deep affection. Sandra Luft.

Ich hatte Sandra bei einem Rennrad-Urlaub Anfang der Nullerjahre mit meinem Sportsfreund Jim in der Toskana, genauer im Casentino, in Poppi kennengelernt und fühle mich ihr nach einigen Treffen und vielen persönlichen Gesprächen sehr verbunden.

Sie war damals in Poppi, um über den Renaissance-Philosophen Giambattista Vico zu forschen, über den sie dann ein – noch nicht ins Deutsche übersetztes – Buch geschrieben hat.

Sie ist ansonsten eine Spezialistin für Hannah Arendt, und hat sich daher sehr gefreut, als ich ihr beim letzten Besuch in Duisburg deren Hauptwerk: *Vita activa oder vom tätigen Leben* als deutsche Originalausgabe von 1962 überreichen konnte.

Das Buch hatte meine Frau bei einem Büchertrödel entdeckt. Sie ist wie ich auch entschieden gegen die Todesstrafe, und war interessiert zu hören, dass es inzwischen den *Europäischen Tag gegen die Todesstrafe*, immer am 10. Oktober gibt.

Aktuell verzichten immer mehr Staaten auf die Todesstrafe als Rechtsinstrument. Andererseits sind die Zahlen über Hinrichtungen in China, Pakistan und Saudi-Arabien dramatisch.

Erfreulich ist einerseits, dass den 31 US-Staaten, in denen die Todesstrafe noch legal

ist, das tödliche Gift ausgeht: Denn die Hersteller wollen nicht mehr, dass der Staat mit ihren Medikamenten Menschen tötet.

Andererseits ist es beunruhigend, zu hören, dass der türkische Präsident Erdogan an ihre Wiedereinführung denkt.

Auch nach Guido Mingels Buch von 2017 über die *SPIEGEL*-Serie *Früher war alles schlechter. Warum es uns trotz Kriegen, Krankheiten und Katastrophen immer besser geht*, Abschnitt 7, *Hinrichtungen*, ist in den USA die Todesstrafe auf dem Rückzug.

Mingels Kommentar dazu: „Natürlich: Jede Exekution ist Barbarei.“

Daher wohl auch die Ausnahme-Begründung Hannah Arendts zur Hinrichtung von Adolf Eichmann.

Denn es gilt nach wie vor:

„Hinrichtungen sind immer auch Ausdruck der Gesellschaftsordnungen und ihrer Weltbilder. Oder deutlicher: des stillschweigenden Einverständnisses der Mehrheit der Bürger mit dem System staatlichen Tötens“, schreibt Helmut Ortner in einem Kulturkommentar (*der Freitag* 40/2017) zum Erscheinen seines Buches: *Wenn der Staat tötet. Eine Geschichte der Todesstrafe*.

Mit einem Nachwort von Bundesrichter a.D. Thomas Fischer, 2017 im *Theiss-Verlag* der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt veröffentlicht.

Dieser schreibt im Nachwort:

Kaum einer der zahlreichen Befürworter der Vernichtungsstrafe wäre bereit, sich selbst, seinen Körper und sein Leben einem Verfahren der Tötung und Vernichtung zu unterwerfen, wenn und weil irgendeine formell legitimierte Institution entschieden hat, dies sei richtig. Selbst der großmäulige Befürworter der grausamsten Todesstrafenvollstreckung wäre kaum jemals bereit und in der Lage, als beamteter Henker zu arbeiten und aus purer „Pflicht“ im Schichtdienst Menschen zu töten, deren „Schuld“ ihm unbekannt und seiner Beurteilung nicht anheim gegeben ist.

Es bedarf, wie uns das 20. Jahrhundert gelehrt hat, tiefgreifender, entpersönlichender Mechanismen, um dies möglich zu machen.

Hierzu fällt mir wiederum der Schriftsteller Franz Kafka ein, mit der Erzählung: *In der Strafkolonie. Eine Geschichte aus dem Jahr*

1914, die er wenige Monate nach Ausbruch des ersten Weltkrieges in einer Woche Urlaub von seinem Dienst als Vizesekretär der *Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt für das Königreich Böhmen in Prag* schrieb,

Hierin legt sich ein Offizier als Exekutor einer grausamen Hinrichtungsmaschinerie selbst unter diese, als sich das Ende solcher Foltertötungen in der Kolonie abzeichnet, und lässt sich so sein Urteil in den Leib stechen: „Die Schuld ist immer zweifellos“. – Am Ende mit dem „Stachel in der geborstenen Stirn des Offiziers“.

Das ist übrigens einer der wenigen Texte, die Kafka selbst öffentlich vortrug, z.B. im Kriegsjahr 1916 in München:

Kafka saß auf einer Rampe am Vortragspult [...] Mit den ersten Worten schien sich ein fader Blutgeruch auszubreiten, ein seltsam fader und blasser Geschmack legte sich mir auf die Lippen. Seine Stimme mochte entschuldigend klingen, aber messerscharf drangen seine Bilder in mich ein, Eisnadeln voller abgründiger Quälerei. Nicht nur wurden ein Marterwerkzeug und eine Marter beschrieben in den Worten gedämpfter Ekstase des Peinigers und Vollstreckers. Auch der Hörer wurde in diese Quälerei hineingerissen [...] Niemals habe ich eine ähnliche Wirkung von gesprochenen Worten beobachtet.

Dies berichtet eine Zuhörerin in dem von Max Pulver 1964 herausgegebenen Buch *Spaziergang mit Kafka*.

Es gab Ohnmachtsanfälle im Publikum, die zeigten, wie sehr die Zeitgenossen dieser pathologischen Scheußlichkeit ratlos gegenüberstanden.

Von Ausnahmen, wie dem – schon weiter oben erwähnten – Kurt Tucholsky mal abgesehen, sah er doch darin eine Zeitkritik in Vorahnung kommender gesellschaftlicher Gewalt – und nahm sich davor 1935 selbst das Leben.

Nochmals zum Bundesrichter a.D. Er schreibt weiter:

Die Todesstrafe als staatliche Sanktion für Straftaten stellt sich somit dar als ein Heraustreten des Staates aus einer Sphäre des rational definierten Gemeinwesens und ein scheinbares Zurücktreten in eine Sphäre der Rache, also eines im Kern irrationalen, un-

ermesslichen, nicht nur aus sich selbst begrenzten Bedürfnisses.

Dies kann natürlich nur im Wege der Simulation geschehen: Eines dramatischen Stücks auf dem Theater der Leidenschaften oder ihrer Fantasien. Indem der Staat dieses Stück von seinem Personal aufführen lässt, um der Würde des Opfer-Menschen und der Verpflichtung für die Menschenwürde des zu Tötenden willen, begibt er sich selbst jeder Ernsthaftigkeit. Mehr ist an dieser Stelle nicht zu sagen. . .

Zum Thema „Todesstrafe“ möchte ich ein Zitat von Albert Camus herausgreifen, das ich triftig finde:

Damit die Todesstrafe äquivalent wäre, müsste sie gegen einen Kriminellen verhängt werden, der seinem Opfer mitgeteilt hat, zu welchem Zeitpunkt er beabsichtigt, ihm einen grausamen Tod zu bereiten, und der sein Opfer von diesem Augenblick an monatelang in seiner Gewalt hält. Ein solches Monstrum findet man außerhalb des Staates nicht.

Und noch eins:

Stephen King, US-amerikanischer Autor vieler Bücher voller Gewalt- und Horrorgeschichten und dergleichen, hat sich mit seinem Buch: *The Green Mile* aber auch als ernst zu nehmender Schriftsteller erwiesen.

In diesem Buch beschreibt er die Beziehungsgeschichte zwischen einem Verurteilten im Todestrakt eines US-Gefängnisses und seinen Wärtern. Er stellt darin meisterhaft den scharfen Kontrast heraus, der zwischen dem humanen, menschlich warmen und mitfühlenden Umgang der Wärter mit dem Sträfling und der unmenschlich abweisenden Kälte des offiziellen staatlichen Strafvollzugs besteht.

Der Roman ist auch kongenial verfilmt worden.

BUCH: BILD DER MENSCHENRECHTE

Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang das Ziegelstein-dicke Buch *Das Bild der Menschenrechte*, herausgegeben von Walter Kälin, Lars Müller und Judith Wytenbach, veröffentlicht 2004 bei *Lars Müller Publishers* in Baden in der Schweiz.

In diesem reich mit Fotos bebilderten, umfangreichen und bebilderten Werk, das „die

Dimensionen des menschlichen Lebens und den Schutz der Menschenrechte“ umfasst, steht an erster Stelle „die menschliche Existenz und das Recht auf Leben“.

Es nimmt in diesem „Wälzer“ – als das primäre und wichtigste aller Menschenrechte, ohne das die anderen Menschenrechte keinen Sinn machen – die ersten hundert von über 700 Seiten ein.

In diesen hundert Seiten geht es um die Frage von Beginn und Ende des Lebens und die Grenzen der menschenrechtlichen Debatte, über außergerichtliche, summarische oder willkürliche Hinrichtungen, den Tod im staatlichen Gewahrsam, die Todesstrafe als endgültige Bestrafung, das Recht auf Leben im Krieg, die Tötung durch Terroristen, Kinder als Kriegsoffer, den Tod durch Landminen, ein Verbrechen ohne Namen – gemeint ist der Völkermord – und schließlich um die Rolle der internationalen Gemeinschaften, zum Beitrag der Zivilgesellschaft, um das Hochkommissariat für Menschenrechte der Vereinten Nationen bis zur Allgemeingültigkeit der Menschenrechte.

Das Buch *Das Bild der Menschenrechte* hat aber noch mehr zu bieten, wie man aus dem nun folgenden Vorwort der Herausgeber ersehen kann:

Die Menschenrechte sind, so heißt es, jedem Menschen eigen, da alle Menschen frei und gleich geboren werden. Als juristische Normen bezeichnen sie jedoch nicht das, was ist, sondern das, was sein soll. Sie stellen keine Tatsachenbeschreibungen dar, sondern geben uns als normative Werte einen Maßstab für die Bewertung der Realität in die Hand.

Menschen, deren Leben und Freiheit nicht bedroht ist, die sich ihres Familienlebens erfreuen dürfen, die sich frei äußern dürfen, deren Überzeugungen respektiert werden, und die einen den menschlichen Bedürfnissen entsprechenden Lebensstandard haben, leben ein „gutes Leben“, das heißt, ein Leben in Freiheit und Würde.

Diese Dimension der Menschenrechte gibt den Menschen Hoffnung, und das erklärt, weshalb so viele unterdrückte Menschen in aller Welt sich unter der Flagge der Menschenrechte sammeln, wenn sie sich gegen ihre Unterdrücker erheben.

Für die Menschen, die sie uneingeschränkt

genießen, scheinen die Menschenrechte dagegen kaum eine Rolle zu spielen. Wenn Sie dieses Buch lesen, mag es für Sie erfreulich sein, zu wissen, dass das Verbot der Folter auch Sie schützt, doch für Sie bleibt dieses Wissen wohl belanglos, da Sie kaum Gefahr laufen, verhaftet und in eine Folterkammer gezerrt zu werden.

Nie sind die Menschenrechte von größerer Bedeutung als im Moment ihrer Verletzung. Einem gefolterten Menschen bleibt in seinem Elend und in seiner Qual zumindest die Gewissheit, dass Recht und Moral auf seiner Seite stehen, und dass der Folterer gegen jedes Recht und jede Moral verstößt. Man stelle sich eine Welt ohne Menschenrechte vor, in der die Folter erlaubt wäre und die Opfer ihr Leid als rechtmäßig und gerechtfertigt hinnehmen müssten...

Aufgeschreckt werden wir, wenn wir mit schweren Menschenrechtsverletzungen konfrontiert werden.

Die einen reagieren traurig, die anderen zornig, und wieder andere können einfach nicht hinsehen. Einige resignieren angesichts der zahlreichen und gravierenden Menschenrechtsverletzungen in aller Welt, andere fühlen sich aufgerufen, aktiv gegen solches Unrecht zu kämpfen oder den Opfern beizustehen.

Wie immer wir auch reagieren, uns allen wird in solchen Momenten die Bedeutung der Menschenrechte instinktiv bewusst: sie rechtfertigen unseren Zorn über und unseren Protest gegen die Ungerechtigkeiten dieser Welt und geben uns die Hoffnung, dass eine bessere Welt möglich ist.

Dieses Buch ist der Versuch, alle diese Dimensionen der Menschenrechte in Wort und Bild vor Augen zu führen. Einerseits zeigen die Fotografien mit Beispielen aus vielen verschiedenen Kulturen, was es bedeutet, wenn die Menschenrechte voll realisiert sind und Menschen in Freiheit und Würde leben.

Die Begleittexte dokumentieren und erläutern die Menschenrechtsstandards, wie sie im Völkerrecht festgelegt sind und in der Praxis angewandt werden.

Andererseits möchten wir auch die Verletzung illustrieren und dokumentieren. Die Beispiele aus allen Teilen der Welt verdeutlichen, dass kein Staat und keine Gesell-

schaft völlig immun gegen die Versuchung ist, die Rechte anderer zu missachten, wenn es den eigenen Zielen dient.

Und schließlich möchten wir zeigen, was die internationale Gemeinschaft und internationale oder nationale Nichtregierungsorganisationen tun, um Menschenrechtsverletzungen zu verhindern, zu sanktionieren und zu sühnen.

Es ist im Rahmen dieses Buches unmöglich, alle relevanten Probleme in allen Ländern gleichermaßen zu berücksichtigen. Die Texte und Fotografien wurden nach ihrer repräsentativen Aussagekraft ausgewählt. Dass eine bestimmte Menschenrechtsbestimmung, ein spezifischer Fall, ein bestimmtes Verfahren, eine Organisation oder eine Person in die Auswahl aufgenommen wurde oder nicht, ist keine implizite Aussage der Herausgeber über die Relevanz oder Irrelevanz eines Sachverhalts. Wenn nur eine der Parteien in einem bewaffneten Konflikt genannt wird, kann daraus ebensowenig geschlossen werden, dass nur der einen Seite Menschenrechtsverletzungen angelastet werden.

Die Darstellung der Menschenrechte lenkt den Blick auf die Menschen, die sich mit aller Kraft für ihren Schutz engagieren. Die Portraits in diesem Buch sind Beispiele dafür, was einzelne Menschen tun können, um Menschenrechtsverletzungen entgegenzutreten.

Den vielen Tausend Aktivistinnen und Aktivisten überall auf der Welt gehört unser Respekt. Ihnen und ihren Organisationen ist dieses Buch gewidmet.

Noch vor diesem Vorwort stellen die Herausgeber in einer Grafik dar, wie sie sich die Dimensionen des menschlichen Lebens und den Schutz der Menschenrechte vorstellen – und zwar in Form einer Spirale, in deren Zentrum die menschliche Existenz und das Recht auf Leben steht – und wie es von da aus in einer Kreisbewegung über die menschliche Identität, einen angemessenen Lebensstandard, die Privatsphäre, über den Bereich von Denken und Spiritualität, die wirtschaftliche Tätigkeit, ein Leben in den Händen des Staates und die politische Mitwirkung und schließlich um Vertreibung, Flucht und Exil geht.

Immer verbunden mit den jeweiligen Rech-

ten, die betroffenen Menschen zustehen, angefangen mit dem Recht auf Leben, dem Diskriminierungsverbot, dem Recht auf Nahrung, Gesundheit und Wohnung, dem Recht auf Privatleben, der Gewissens- und Religionsfreiheit und dem Recht auf Bildung, dem Recht auf Arbeit und Schutz des Eigentums, dem Recht auf ein faires Verfahren und dem Folterverbot, dem Recht auf freie Meinungsäußerung und politische Rechte, sowie die Rechte von Flüchtlingen und Binnenvertriebenen.

Mir fiel beim Durchblättern ein Foto auf, in dem vertriebene kurdische Kinder, allesamt Mädchen, drei von vierein mit Kopftüchern, auf einer Geröllhalde ihre Hausaufgaben machen. Darunter ein Zitat von Mary McLeod Bethune, einer frühen Frauenrechtlerin (1875-1955):

„Die ganze Welt hat sich mir erschlossen, als ich lesen lernte“. Eine ähnliche Aussage lautet sinngemäß:

„Als die erste Frau lesen lernte, war die Frauenfrage auf der Welt.“

Ich habe ja weiter oben beim Abschnitt über das Lesen als Weltaufschluss u.a. das Buch von Alberto Manguel zur *Geschichte des Lesens* erwähnt, aus dem zu erfahren ist, wie herrschende Männer es jahrhundertlang erzwingen, Mädchen und Frauen vom Erlernen des Lesens abzuhalten.

Insofern ist es für mich als Humanisten und Feministen erfreulich, dass heute vier von fünf Menschen auf der Welt lesen und schreiben können.

Vgl. Guido Mingels, *Früher war alles schlechter. Punkt 10: Die Welt hat lesen gelernt*:

Die Alphabetisierungsrate beträgt im globalen Mittel 85 Prozent, 1960 lag sie noch bei 60%. Was für ein gewaltiger Zivilisationsschritt sich damit vollzog, lässt sich besonders gut mit Blick auf die arabische Welt verstehen. Im Nahen Osten und im Nordafrika der 60er und 70er Jahre, als die Senioren von heute noch jung waren, war nur ein Drittel der Bevölkerung des Lesens und Schreibens mächtig. In Algerien war es sogar nur jeder Sechste, ein Niveau, das im deutschen Kulturraum [...] schon im 16. Jahrhundert erreicht wurde. Heute jedoch, nur ein oder zwei Generationen später, beträgt die Alphabetisierungsrate in den meis-

ten dieser Staaten weit über 90%. Die arabische Welt hat damit in wenigen Jahrzehnten einen Prozess nachgeholt, der im Westen mehrere Jahrhunderte in Anspruch genommen hat. Diese Bildungsexplosion gilt übrigens als eine der tiefen Wurzeln des „Arabischen Frühlings“.

70 JAHRE MENSCHENRECHTE

Der diesjährige *Humanistentag* des *Humanistischen Verbands Deutschland* (HVD) fand vom 22. bis 24. Juni 2018 in Nürnberg statt, also fast am offiziellen *Welthumanistentag*, dem Tag des Sommeranfangs, natürlich wegen des längsten und hellsten Tages im ganzen Jahr, des Lichtes der Vernunft und Aufklärung!

Er stand unter dem Motto:

Menschen begegnen: 1948 bis 2018 – 70 Jahre Menschenrechte.

Aus der Einladung:

2018 feiern wir 70 Jahre allgemeine Erklärung der Menschenrechte – und damit ist auch der Schwerpunkt für die Podien und Vorträge des Humanistentages gesetzt:

Meinungs- und Pressefreiheit, das Recht auf Leben und Sterben, Asylgrund Atheismus, Arbeit und Sklaverei im 21. Jahrhundert, das Abwägen von Freiheit und Sicherheit und vieles andere mehr.

Als Gäste erscheinen u.a. die Juristin Seyran Ates, Gründerin einer liberalen Moschee in Berlin, der ehemalige Vorsitzende Richter am Bundesgerichtshof, Thomas Fischer, Heiner Bielefeld, Autor des Buches „Philosophie der Menschenrechte“, um nur einige zu nennen.

In Diskussionen und Workshops ist man eingeladen, sich einzubringen, mit zu diskutieren und eigene Standpunkte zu vertreten, zu hinterfragen, möglicherweise auch umzuwerfen und neue zu errichten.

Zur Erinnerung:

ALLGEMEINE ERKLÄRUNG DER MENSCHENRECHTE

Resolution der Generalversammlung der Vereinten Nationen vom 10. Dezember 1948.

PRÄAMBEL

Da die Anerkennung der angeborenen Würde und der gleichen und unveräußerlichen Rechte aller Mitglieder der Gemeinschaft der Menschen die Grundlage von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in der Welt bildet, da die Nichtanerkennung und Verachtung der Menschenrechte zu Akten der Barbarei geführt haben, die das Gewissen der Menschheit mit Empörung erfüllen, und da verkündet worden ist, dass einer Welt, in der die Menschen Rede- und Glaubensfreiheit und Freiheit von Furcht und Not genießen, das höchste Streben des Menschen gilt, da es notwendig ist, die Menschenrechte durch die Herrschaft des Rechts zu schützen, damit der Mensch nicht gezwungen wird, als letztes Mittel zum Aufstand gegen Tyrannei und Unterdrückung zu greifen [...] verkündet die Generalversammlung diese „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ als das von allen Völkern und Nationen zu erreichende gemeinsame Ideal, damit jeder Einzelne und alle Organe der Gesellschaft sich diese Erklärung stets gegenwärtig halten und sich bemühen, durch Unterricht und Erziehung die Achtung vor diesen Rechten und Freiheiten zu fördern, und durch fortschreitende nationale und internationale Maßnahmen ihre allgemeine und tatsächliche Anerkennung und Einhaltung durch die Bevölkerung der Mitgliedsstaaten selbst wie auch durch die Bevölkerung der ihrer Hoheit unterstehenden Gebiete zu gewährleisten.

Es folgen die 30 Artikel im Einzelnen:

1. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit
2. Verbot der Diskriminierung
3. Recht auf Leben und Freiheit
4. Verbot der Sklaverei und des Sklavenhandels
5. Verbot der Folter
6. Anerkennung als Rechtsperson
7. Gleichheit vor dem Gesetz
8. Anspruch auf Rechtsschutz
9. Schutz vor Verhaftung und Ausweisung
10. Anspruch auf faires Gerichtsverfahren
11. Unschuldsumutung
12. Freiheitssphäre des Einzelnen
13. Freizügigkeit und Auswanderungsfreiheit
14. Asylrecht
15. Recht auf Staatsangehörigkeit

16. Eheschließung, Familie
17. Recht auf Eigentum
18. Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit
19. Meinungs- und Informationsfreiheit
20. Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit
21. Allgemeines und gleiches Wahlrecht
22. Recht auf soziale Sicherheit
23. Recht auf Arbeit, gleichen Lohn
24. Recht auf Erholung und Freizeit
25. Recht auf Wohlfahrt
26. Recht auf Bildung
27. Freiheit des Kulturlebens
28. Soziale und internationale Ordnung
29. Grundpflichten
30. Auslegungsregel

Schon bei flüchtigem Durchlesen dieser Liste wird einem klar, dass es auch im vielbeschworenen „Freien Westen“ noch oder wieder viel zu tun gibt, um diesem Grundrechts-Katalog Geltung zu verschaffen – vergleicht man nur das Ideal des *Rechts auf Arbeit, gleichen Lohn* für Männer und Frauen mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit, oder auch das *Recht auf Bildung*, das gerade für Flüchtlingskinder in Frage steht, nicht nur in sog. „Problemstadtteilen“ wie Hochfeld hier in Duisburg.

Ich gehöre zu denen, die vom „Zukunftsstadtteil Hochfeld“ sprechen, wenn es nur gelingt, den vielen in- und ausländischen Kindern und Jugendlichen eine solide schulische Bildung und nachfolgende berufliche Ausbildung zu vermitteln.

Dazu wäre aber erforderlich, was Kurt Singer als Vorsitzender der *Aktion Humane Schule* (AHS) in einem Interview sagte:

Wenn die Schule für Kinder da sein will, dann muss sie auch bedenken, dass das Elternhaus und die kindliche Umwelt oft nicht so sind, wie sie sein sollten. Kinder, die von der Familie konfliktbeladen in die Schule kommen, müssten eigentlich Verhältnisse vorfinden, in denen ihnen geholfen wird. Als eine echte Erziehungseinrichtung, als Lebenshilfe nämlich, versteht sich aber die Schule nicht. Sie tut so, als müssten die Kinder geordnet, lernfähig und psychisch gesund in die Schule kommen, und wenn sie das nicht tun, passen sie da nicht hin. Schule müsste sich darauf einstellen, auch solchen Kindern zu helfen, die es von zu Hause aus schwer haben. Und sie könnte

das, wenn sie nicht die Wissensvermittlung viel wichtiger nähme als die jungen Menschen.

(Quelle: Walter Kowalczyk, Hg.: *Von der Käfighaltung zum Freiflug. Auf dem Weg zu einer humanen Schule. Band 1, die offene Schule*. AOL Hosentaschenbuch Nr. 389.)

Einen aktuellen Hinweis möchte ich dazu noch geben:

Als Humanist bin ich entschieden dafür, dass *Kinderrechte* in unser Grundgesetz (GG) aufgenommen werden – wie das Verbot der Diskriminierung, des Rechts auf Erziehung, des Schutzes vor Hunger und Obdachlosigkeit, das Verbot der Kinderarbeit und von Kinderheiraten, das Verbot von Kindersoldaten, das Verbot von Menschenhandel, das Recht auf Gesundheit und Leben, und das Recht auf Wohnung.

Und hoffe, dass die aktuelle Diskussion dazu unter den Abgeordneten im Bundestag noch in dieser Legislaturperiode zum Erfolg führen wird.

A propos Grundgesetz:

Es ist geradezu ein Lehrstück, genauer nachzulesen, welche Mühe, aber auch Durchsetzungsvermögen es die drei Frauen und einige wenige von den vielen Männern bei der Verabschiedung des GG auf Schloss Herrenchiemsee gekostet hat, den Paragraphen 3, Absatz 2: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ durchzubringen. Chapeau!

Zur Vorgeschichte der Menschenrechte:

Hierbei handelt es sich um Vor- bzw. überstaatliche Rechte, die der Staat nicht nach seiner Verfassung verleiht, sondern die bereits vor aller staatlichen Ordnung gelten und anerkannt werden müssen.

Ihren geistigen Ursprung hat die Idee der Menschenrechte im Gedanken des Naturrechts.

Als Menschenrechte werden vor allem die politischen Freiheitsrechte begriffen (Recht auf Gleichheit, Unversehrtheit, Eigentum, Meinungs- und Religionsfreiheit, usw.

Erst mit der Ablösung der mittelalterlichen ständischen feudalen Ordnung wurden die Bedingungen für eine Normierung von Rechten des Einzelnen gegenüber dem Staat geschaffen.

Die Rechte, die dem englischen König vom Adel und privilegierten Ständen abgetrotzt wurden, fanden ihren Niederschlag in der

„Magna Charta“ (1215) und der „Bill of Rights“ (1689).

Am Ende des 18. Jahrhunderts werden die Menschenrechte in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 und durch die französische Nationalversammlung 1789 erklärt.

Das deutsche Grundgesetz (GG) kennt beide Begriffe: Im Artikel 1/Absatz II ist von den „unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten“, in Absatz III von den „nachfolgenden Grundrechten“ die Rede.

1968, zum 20. Jahrestag der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, veröffentlichte Jeanne Hersch, die wohl bekannteste Philosophin der Schweiz, ihr Grundlagenwerk: *Das Recht, ein Mensch zu sein*.

Sie wurde als Tochter polnisch-jüdischer Immigranten in Genf geboren. Ihre berühmte These: „Es gibt keine Freiheit ohne Verantwortung“ hat ihren Ursprung auch in ihren Erfahrungen mit totalitären Regimes. Die Machtübernahme der Nazis erlebte sie während des Studiums in Freiburg.

Ganz in diesem Sinn äußert sich auch Hannah Arendt in ihrem erst kürzlich veröffentlichten Aufsatz: *Die Freiheit, frei zu sein*, in dem sie die historische Entwicklung des Freiheitsbegriffs nachzeichnet. Und auch Rosa Luxemburgs Ausspruch: „Menschsein ist politisch“, fasst diese Überlegungen zu den Menschen- und Freiheitsrechten meines Erachtens prägnant zusammen.

UN-SONDERBERICHTSERSTATTER

In meinem Bericht habe ich bisher zwei UN-Sonderberichtserstatter erwähnt:

Der ERSTE ist der Schweizer Jean Ziegler, der von 2000 bis 2008 UN-Sonderbeauftragter für das Recht auf Nahrung war und seitdem Vizepräsident des beratenden Ausschusses des UN-Menschenrechtsrats ist. Ihn persönlich hat seine Freundschaft zu Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir geprägt.

Mit der Ausübung dieser Ämter und Schriften u.a. *Wie kommt der Hunger in die Welt? Ein Gespräch mit meinem Sohn* und mit der nicht gehaltenen Festspielrede: *Der Aufstand des Gewissens* (ein Zitat daraus: „ein Kind, das an Hunger stirbt, wird ermordet“) hat er sich einen Platz unter den großen Humanisten

der Gegenwart verdient.

Im Jubiläumsheft zu 50 Jahren *Medico International* redet er im Gespräch gegen die Ohnmacht an, auch wenn es sich nur um einen „schmalen Grat der Hoffnung“ handelt, wie auch sein neuestes Buch heißt.

Wir sind nicht ohnmächtig [...] Che Guevara hat gesagt: „Auch die stärksten Mauern fallen durch Risse“, und Risse zeigen sich in dieser Weltordnung überall. Man muss sich eines immer klar machen: Was uns von den Opfern trennt, ist nur der Zufall der Geburt. Ich glaube an die Menschwerdung des Menschen. Aber dafür muss man etwas tun.

Zur Ermutigung lese man sein Buch von 2014, das 2015 in zweiter Auflage herauskam: *Ändere die Welt. Warum wir die kannibalische Weltordnung stürzen müssen.*

Einen ZWEITEN UN-Sonderberichtsersteller, den für das Recht auf Bildung, habe ich vor einigen Jahren persönlich kennengelernt, Herrn Vernor Muñoz. Und zwar bei einer Lesung im Theater an der Ruhr in Mülheim. Muñoz hatte dieses Amt inne von 2004 bis 2010, und hat darüber dem UN-Menschenrechtsrat in Genf berichtet, wo 1948 die Menschenrechtsdeklaration erfolgte.

2008 schrieb er mit Unterstützung der *Max Traeger Stiftung* (MTS) und der *Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft* (GEW) – der ich auch eine Reihe von Jahren angehörte – das Buch:

Meer im Nebel. Bildung auf dem Weg zu den Menschenrechten, das 2012 auf Deutsch im Verlag *Barbara Budrich* in Opladen erschien.

Im Vortrag ging es um das auch in Deutschland völkerrechtlich verbindliche Recht auf Inklusion, das aber hier bei weitem noch nicht umgesetzt ist, und stets von Neuem von Ausgrenzung, sprich Exklusion bedroht ist.

Muñoz schreibt:

Das Recht auf Bildung lässt sich nicht auf die formale Bildung reduzieren. Es bezieht sich vielmehr auf alles, was mit schulischer Bildung direkt oder indirekt zusammenhängt. Bildung reflektiert die sozialen Strukturen. Bildung hat die Macht, Lebenserfahrungen, Lernprozesse, das Lehren und sicher auch die Verfasstheit einer Gesellschaft neu zu ordnen.

Eine Politik, die den Kinderschutz und die Belange von AnalphabetInnen jeglchen

Alters vernachlässigt, verschärft die Lage der weltweit knapp einer Milliarde Menschen, denen das Recht auf Bildung derzeit verwehrt bleibt.

Soziale Diskriminierung und fehlende Bildungsmöglichkeiten entstehen auch, wenn das schulische Umfeld die Rechte und Bedürfnisse von SchülerInnen ignoriert, der Lehrplan die menschliche Vielfalt missachtet und Lernprozesse so gestaltet, dass die verwundbarsten und am stärksten gefährdeten Menschen ausgegrenzt werden.

Ausreichend viele Beispiele aus der Vergangenheit lassen darauf schließen, dass die Verweigerung von Bildung ihren Ursprung zum großen Teil im traditionellen Schulmodell selbst hat [...]

Wir wissen sehr wohl, dass das Phänomen der modernen Bildung die Illusion der Chancengleichheit geschaffen hat. Dadurch ist offenbar ein breit gefächertes Geflecht aus Glauben und Absichten entstanden, das z.B. auch die Kolonialisten für ihre Zwecke und Belange verwenden konnten. Oftmals förderte das strukturelle Aufoktroieren dieser Art von Bildungssystemen dann eine ethnische, religiöse und geschlechtsspezifische Diskriminierung. So wurde ein asymmetrisches, patriarchales Modell errichtet, das sich an Markgesetzen orientierte und zugleich zur Zerstörung gemeinschaftlicher kultureller Traditionen führte.

Die Diskriminierung und Exklusion von Frauen beeinflusst mit Sicherheit das westliche Bildungssystem, das Ungleichheiten und einen Mangel an Rechten und Möglichkeiten für viele, besonders für Frauen birgt. Die Schaffung eines Rechts- und Wertesystems mit dem Fokus auf Menschenrechten in den letzten Jahrzehnten hat zu einer drastischen Veränderung des Bildungskonzepts, aber auch zu einem moderneren Verständnis von Lernprozessen geführt.

Es ist bekannt, dass die Bildungsmöglichkeiten in vielerlei Hinsicht von der Umsetzung der menschenrechtlichen Verpflichtung der Staaten abhängen.

Ein wichtiger Faktor hierbei ist, ob Bildung, im Sinne eines Rechts auf Bildung, in der jeweiligen Gesellschaft überhaupt verfügbar, zugänglich, annehmbar und adaptierbar ist.

Dieser Essay will die Entwicklung der his-

torischen Kräfte zeigen, die die Bildung zu den Menschenrechten führen.

(Quelle: *Meer im Nebel*, S. 27ff)

Neben dem Kampf gegen die Diskriminierung von Frauen geht es auch um die Durchsetzung von Kinderrechten, ganz besonders in der Bildung.

Hierzu sind im gleichen Verlag 2011 zwei von Gunter Geiger herausgegebene Bücher erschienen:

Kinderrechte sind Menschenrechte. Kinderrechte in Deutschland, und *Die Hälfte der Gerechtigkeit. Das Ringen um universelle Anerkennung von Menschenrechten für Frauen*.

Frieder Otto Wolf hat zum Gesamtkomplex einen wegweisenden Aufsatz zur *Bildungsgerechtigkeit* geschrieben.

Von einem DRITTEN UN-Sonderberichterstatter, dem für das Recht auf Meinungsfreiheit, habe ich gerade über ARTE-TV erfahren. Es ist David Kaye, der in einer Dokumentation über digitale Zensur im Internet den schrecklichen Arbeitsalltag sog. *Content Moderators* in der philippinischen Hauptstadt Manila kommentierte, die im Auftrag von Google als „outgesourcte Beschäftigte“ nach dessen Kriterien inakzeptable Bilder etc. aus dem Netz entfernen.

Mr. Kaye skandalisiert den doppelten Missstand, dass erstens eine private Firma (Google) und zweitens ausgegliederte, angelernte Lohnabhängige (die content moderators) eine im Zeitalter der Digitalen Revolution eminent wichtige Aufgabe ausführen, die einzig und allein in die Hände einer demokratisch legitimierten und öffentlich kontrollierten Einrichtung gehört – betrifft deren Tätigkeit doch inzwischen Milliarden von Menschen weltweit!

Im Abspann der Doku wurde vermerkt, dass alle interviewten „Inhaltsbewerter*innen“, (nach dem Prinzip: *delete vs. ignore*, also rausnehmen oder drinlassen) inzwischen ihren Job aufgegeben haben.

Sie wurden für ihren Mut, öffentlich zu sprechen, von Mr. Kaye ausdrücklich gelobt.

Und ein LETZTES zu den Menschenrechten:

Aus Anlass des 50. Jahrestages der Menschenrechtsdeklaration in Genf hat die Zeitschrift *Widerspruch* das Themenheft *Menschenrechte* herausgegeben (Heft 35/1998).

Daraus möchte ich abschließend auf die beiden Beiträge zu den *Frauenrechten* von Chris-

ta Wichterich, und den von Susanne Kappeler, *Männerrechte gelten weltweit. Zur Debatte über Frauen im Islam* hinweisen.

Letztere hat – mit vielen Mitstreiterinnen – den ideologischen, spezifisch androgynen Charakter der Menschenrechte im Blick, und spricht ironisch-kritisch von der „Weltkultur des Menschen-(Männer-)Rechts“, soll heißen, deren „Recht auf Frauen, auf Sex und auf Nachkommens-Sicherung“.

Ihr Kernsatz lautet

Wo aus feministischer Sicht die Menschenrechte tatsächlich „kulturspezifisch“, das heißt patriarchal-kulturell geprägt sind, da sind sich die verschiedenen „Kulturen“ der Welt gerade „kulturunspezifisch“ einig.

Tja, liebe Männer, liebe Geschlechtsge nossen, ihr wisst doch, auch wenn wir uns aufgeklärt-selbstreflexiv und feministisch orientiert zeigen, so sind wir doch immer auch, ob wir wollen oder nicht, Nutznießer der vom australischen Männerforscher Cornell in seinem Buch *Der gemachte Mann* so genannten „patriarchalen Dividende“: gemeint ist damit die Bevorzugung und Privilegierung von uns Männern in fast allen Belangen des öffentlichen und privaten Lebens.

Beispiele? Mein eigenes!

Ich habe mich in meiner aktiven Zeit bei den *Grünen NRW* für die Abschaffung des sog. *Ehegattensplittings* eingesetzt – vergeblich, wie ich feststellen musste. Bin aber selbst maximaler Nutznießer dieser steuerlichen Privilegierung durch meine nicht regelmäßig berufstätige Frau.

In diesen und vielen anderen Widersprüchen des modernen, sich immer mehr differenzierenden zivilen Gesellschaftslebens bewegen sich viele, auch fortschrittlich denkende, humanistische und linke Männer.

INTERKULTURELLER HUMANISMUS

Ein Gedicht, ein kleiner Vierzeiler, steht als Motto in unserem Garten-Tagebuch:

Dumme rennen,
Kluge warten,
Weise
gehen in den Garten.

EINSCHUB. Übrigens entdeckte ich im Hinterland unseres Gartens in Mülheim an der Ruhr bei einem Spaziergang einen von wilden Brombeeren überwucherten Gedenkstein „45“ – wie für mich als Alt-68er, geboren Anfang 1945, gemacht!



Ich habe den von seiner natürlichen Hülle befreit und freien Blicken wieder zugänglich gemacht.

Das obige Gedicht stammt von Rabindranath Tagore, einem indischen Dichter und Philosophen, 1861 in Kalkutta geboren und 1941 ebenda verstorben.

Tagore war, wie Radhakrishnan und Mahatma Gandhi, ein moderner indischer Denker, der aus der indischen Philosophie wie aus dem ihm aufgrund seiner Herkunft offenstehenden Angebot der geistigen Errungenschaften des Westens schöpfte.

Vor allem mit seiner Dichtung, für die er 1913 den Literatur-Nobelpreis bekam, machte er seine Weltanschauung international bekannt. Sie wendet sich sowohl gegen den *Materialismus* des Westens wie gegen die religiös fundierte Weltabgewandtheit der Inder.

Nahe bei Bulpur gründete er 1901 eine Schule und 1921 eine Universität.

In seinem Werk „ist das Thema des Humanismus vorherrschend, seine Sicht des Menschen gründet in zutiefst humanistischen Überzeugungen [...] alles Heilige fehlt völlig in Tagores Geankenwelt“, heißt es im von Jörn Rüsen und Henner Laass herausgegebenen Reader *Interkultureller Humanismus*, der 2009 im *Wochenschau-Verlag* in Schwalbach im Taunus erschien.

Im Vorwort schreiben sie:

Dieses Buch ist im Zusammenhang eines Forschungsprojekts zum Thema: „Der Humanismus in der Epoche der Globalisierung – ein interkultureller Dialog über Kultur, Menschheit und Werte“ entstanden, das von 2006 bis 2009 im Kulturwissenschaftlichen

Institut (KWI) in Essen durchgeführt und von der Mercator-Stiftung gefördert wurde [...] Es ist nicht möglich, die Vielfalt dessen vollständig darzustellen, was unter „Humanismus“ zu verstehen ist und Aufmerksamkeit verdient [...] Aber die thematisch gesetzten Schwerpunkte geben in ihrer Konstellation, so hoffen wir, einen brauchbaren Überblick über den Humanismus im Zeitalter der Globalisierung [...]

Dieses Buch versteht sich als ein energisches Plädoyer dafür, den geistigen Horizont unserer Bildung wahrhaft interkulturell auszuspannen.

Zumindest im ersten Teil (Regionen, – wie Indien oder China) ist dies explizit der Fall, im zweiten Teil, wo es um wichtige Bereiche und Dimensionen des menschlichen Lebens geht (wie Politik, Umwelt oder Bildung) stehen natürlich die Realitäten im Vordergrund, die die Lebenswelt der durch dieses Buch angesprochenen Interessenten am Humanismus bestimmen.

Als Fortführung und Ergänzung dieses Buches ist ein Band mit Materialien geplant.

Dieser zweite Band erschien 2013 im gleichen Verlag unter dem Titel: *Lesebuch Interkultureller Humanismus. Texte aus drei Jahrtausenden*, wieder von den o.g. und zwei weiteren Herausgebern.

Vom Autor des Abschnitts *Indischer Humanismus* im ersten Band heißt es da erläuternd:

Der „Neue Humanismus“, wie er von Jörn Rüsen in Deutschland ins Gespräch gebracht wurde, ist eine zeitgemäße Antwort auf das Problem des Humanismus im Zeitalter der Globalisierung, insofern er eine weit größere Offenheit und Weite des Ausblicks zeigt. Er bedeutet auch eine Abkehr von den früheren Formen des westlichen Humanismus. Anders als diese atmet er demokratischen Geist, mit anderen Worten, er ist sensitiv für andere Kulturen, d.h. inklusiv in dem Sinne, dass er Ideen anderer Zivilisationen aufnimmt und integriert. Der zentrale Gesichtspunkt ist dabei die „Einheit in der Verschiedenheit“. Er ist also offen für interkulturelle Perspektiven.

Und weiter:

In deutlicher Opposition zu solch trennenden und gefährlichen Ansichten wie denen des „Clash of civilizations“ (Huntington 1996) entwickelt dieser liberale Humanismus eine Methode kreativer Verknüpfungen zwischen verschiedenen Kulturen, um so die Ausgangspunkte für einen konstruktiven Dialog aufzuzeigen. Ihm liegt die Idee zugrunde, die Differenzen anzuerkennen und die Gemeinsamkeiten in den Wertvorstellungen über ein besseres Verständnis der Menschheit herauszuarbeiten, d.h. ein systematisches Programm zu entwickeln für die legitime Stellung des Humanismus in der Welt und seine aktive Rolle im Dienste der Menschheit durch eine „Neue Form der Erziehung“ [...]

Indem er jedoch eine solch weite Perspektive einnimmt, führt der „Neue Humanismus“ zu größerer Konsens- und Nachfolgebereitschaft in der Gemeinschaft der Völker. Dies ist eine Forderung der Zeit, da die Globalisierung [...] neue Herausforderungen [...] für die Menschheit stellt.

Wenn der Humanismus überleben soll, werden interkulturelle Perspektiven dazu einen wichtigen Beitrag leisten müssen.

(Quelle: *Interkultureller Humanismus*, S. 115f)

Und Heiner Roetz ergänzt im gleichen Band in seinem Beitrag über den *Konfuzianischen Humanismus*:

Der „kategorische Imperativ“ des jungen Karl Marx, es seien „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen“ sei, kann als klassische Formulierung einer humanistischen Utopie gelten. Man muss entweder blind oder zynisch sein, um in Abrede zu stellen, dass noch der heutigen Welt eine solche Utopie nützt [...]

Und ein exklusiv chinesisches, namentlich konfuzianistisches Menschenbild, das zu einer kulturell eigentümlichen Auffassung von Ethik und Politik führte, und einen globalen Humanismus unmöglich machte, gibt es nicht [...]

Denn Humanismus ist ohnehin nicht der gesicherte Besitz einer Kultur, er ist eine Aufgabe zur Schaffung und Gestaltung von Kultur.

Die Ressourcen hierfür liegen in den Traditionen bereit, die man in den meisten Fällen

nur humanistisch lesen muss, damit sie humanistisch antworten.

Gleichwohl ist, wie schon das alte China wusste, der logische Ort des Humanismus nicht die Vergangenheit, sondern das Jetzt und die Zukunft.

(Quelle: *Interkultureller Humanismus*, S. 89 und 114)

Da hat es mich dann interessiert, zu erfahren, dass Thomas Heberer, Wissenschaftler am *Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Duisburg-Essen* (UDE) das Buch von Lin Yutang, *Mein Land und mein Volk*, zuerst in den USA 1935 als *My Country and my People* veröffentlicht, für deutschsprachige Leser neu herausgegeben und bearbeitet hat, denn es sei ein „Klassiker kritischer Kulturvermittlung zwischen Ost und West von zeitlosem Wert“, wie die ZDF China-Korrespondentin Gisela Mahlmann schrieb. Es ist 2015 im *Drachenhäuser-Verlag* in Esslingen erschienen.

Zur gleichen Zeit habe ich auch Lin Yutangs erstmals 1936 auf Englisch erschienenes Buch *Weisheit des lächelnden Lebens* mit Gewinn gelesen. Es ist als *Insel-Taschenbuch* zu bekommen – beide Bücher wurden übrigens von Wilhelm E. Süskind ins Deutsche übersetzt.

Ich habe fortan Kontakt gehalten zum *Konfuzius Institut Metropole Ruhr*, wo mein Bildungs-Patenkind Noah mit Eifer chinesische Schriftzeichen erlernte (ich weniger), und wo ich Hinweise auf Veranstaltungen und Vorträge bekam, unter anderem auf die Podiumsdiskussion *Der Konfuzianismus und die gesellschaftliche Entwicklung Chinas: Passt das wieder zusammen?*

In der Einladung dazu wurde Folgendes festgehalten:

Der Konfuzianismus fand im Laufe der Zeit Verbreitung in allen sozialen Schichten Chinas, war fester Bestandteil der traditionellen Kultur und galt in der Kaiserzeit sogar als Staatsideologie. Obwohl er seit Anfang des 20. Jahrhunderts diesen Rang eingebüßt hat, gilt er immer noch als prägendes Wertesystem Chinas. Mit Beginn der Reformpolitik der 1980er Jahre ist sowohl eine Annäherung an die Weltgesellschaft als auch eine Rückbesinnung auf den Konfuzianismus zu beobachten. Das Podium dis-

kutiert seine Wirkung auf die gesellschaftliche Entwicklung des „Reichs der Mitte“.

Ich meine, der Konfuzianismus ist als ein Menschenbild aus säkularer Weltanschauung zu verstehen, und nicht als eine Religion im Sinne des Glaubens an ein „höheres Wesen“, und insofern mir als weltlichem, diesseitigen Humanisten durchaus sympathisch.

Im schon erwähnten *Lesebuch Interkultureller Humanismus* findet sich eine Auswahl von Texten der klassischen chinesischen Philosophie unter dem Gesichtspunkt ihres Beitrags für einen transkulturellen Humanismus.

Eines ihrer Themen ist das bewusst geführte, gelingende Leben des Menschen in Familie, Gesellschaft und Staat, – oder auch im Rückzug von den Normierungen und Zwängen, die diese Institutionen für die eigene Person bedeuten [...] Es geht also vornehmlich um Fragen dessen, was in den westlichen Traditionen unter „praktischer Philosophie“ behandelt worden ist.

Diese Aspekte machen auch den Hauptinhalt der „Weisheit des lächelnden Lebens“ aus und ist gerade für uns „westliche“ Leser eine anregende Lektüre, weil der Autor Lin Yutang (1895 bis 1976) diese Lebenskunst mit einer bis heute gültigen Bestandsaufnahme der westlichen Zivilisation kontrastiert.

BINNENHAFEN DUISBURG

In diesem Zusammenhang möchte ich erwähnen, dass in Duisburg mit seinem „größten Binnenhafen der Welt“ nach dem Scheitern der Proteste gegen die Schließung des Krupp-Stahlwerks in Duisburg-Rheinhausen im Jahre 1988 seit nunmehr 20 Jahren ein Erfolgsprojekt mit dem Doppelnamen: *Duisport und Logport* entstanden ist und weiter ins Umland expandiert, als *Trimodales Logistik-Zentrum*, das meint den Warenumsatz über Schiene, Straße und Wasserstraße.

„Duisport als wichtigste logistische Drehscheibe Europas im Hinterland weist eine stabile Entwicklung im weltweiten Wettbewerb auf“, so kürzlich der Hafenchef Erich Staake.

Dazu kommt die sog. „Neue Seidenstraße“ als Initiative der Volksrepublik China, für die in NRW der Duisburger Hafen als Drehscheibe fungiert.

Seit 2013 fahren Yuxinou-Züge aus China zum Container-Terminal im Duisburger Hafen, über eine Landstrecke von über zehntausend Kilometern, 35 Züge in der Woche, Tendenz steigend.

Aus diesem Anlass kam der Chinesische Ministerpräsident Xi Jinping – inzwischen auf Lebenszeit wiedergewählt! – nach Duisburg-Ruhrort als Binnenhafen-Endstation zu Besuch.

Die WAZ titelte daher: *Chinas Tor zum Westen ist Duisburg*. Und ich erwähne schon mal im halben Scherz und Ernst Duisburg als „Chinatown“.

Dazu kommt, dass zu einer Sitzung der Vortragsreihe des Deutschen Freidenker Verbands in Duisburg: *Marx in Marxloh* mit dem Thema *Die Seidenstraße von China bis Duisburg – ein Pfad der Friedenssicherung oder des Handelskrieges?* mit Johannes Pflug, dem China-Beauftragten der Stadt Duisburg und ehemaligen Mitglied des Bundestags eingeladen wurde.

Aus dem Einladungstext:

35 Züge pro Woche oder 25 Tausend im Jahr fahren zwischen der chinesischen 30-Millionen-Metropole Chongqing und dem zwölftausend Kilometer entfernten Duisburg. Weil wirtschaftlicher und politischer Aufstieg nicht zu trennen sind, wird China als Hauptkontrahent zum westlichen Kapitalismus begriffen. So stellt sich auch die Frage, ob in Duisburg Außenpolitik auf kommunaler Ebene betrieben wird, vergleichbar mit der Entspannungspolitik von Willy Brandt?

Zu „Duisburg als Chinatown“ gibt es übrigens durchaus auch kritische Stimmen: So hielt Professor Heberer im Sommer 2018 im Lehmbruck-Museum zum Thema: *Internet in China – Überwachungs-, Disziplinierungs- oder Partizipationsinstrument?* einen heiß diskutierten Vortrag über gesellschaftliche Überwachung, Internet-Zensur und das „soziale Punkte System“ als aktuellen Entwicklungen in Rotchina.

Dieser Vortrag fand im Rahmen der Ausstellung *Dragonfly Eyes* des chinesischen Künstlers Xu Bing statt, in der er eine Multimedia-Installation präsentierte. In einer Diskussionsrunde drehte sich auch dort alles um brisante Themen wie Überwachung und Freiheit in einer digitalen Gesellschaft.

Der Duisburger Hafen feierte 2016 sein 300-jähriges Bestehen.

Von der *Duisburger Hafen AG* gab es dazu den großformatigen, reich illustrierten blauen Band *300 Jahre Duisburger Hafen. Weltweit vernetzt, Regional verankert*.

Unter dem Motto: „Nah und fern“ war er auch Thema der 37. Duisburger Akzente, einer alljährlichen Kultur-Veranstaltungs-Reihe.

EXKURS: LOVEPARADE DUISBURG 2010.

Jahre zuvor firmierte er als „Duisburg – Hafen der Kulturhauptstadt 2010“ – was mit der Loveparade-Katastrophe mit 21 zu Tode gekommenen jungen Menschen aus halb Europa so schrecklich endete.

Daher schrieb ich ins Kulturhauptstadt Plakat mit Kreide „... und Friedhof der Loveparade“.

Ein später FREUND, Richard, ein Engländer, der am Mülheimer *Max-Planck-Institut* arbeitet, zeigte mir ein Foto von dem tödlichen Gedränge, aus dem er sich noch befreien konnte.



Das unsägliches Schauspiel der Verantwortlichen in Politik und Kultur nach diesem Desaster war schwer auszuhalten, und führte hinterher auch zur Abwahl des amtierenden Oberbürgermeisters mittels einer Abstimmung in der Stadt-Bevölkerung.

Und zum Versuch einer juristischen Aufarbeitung, die aktuell ins 10. Jahr geht, noch ohne jedes Urteil zu sprechen...

Deswegen war ich erfreut, zu lesen, dass das renommierte *Kom'ma Theater* in Duisburg-Rheinhausen im Rahmen seines alljährlichen Fes-

tivals *Kaas & Kappes* als erste Premiere der neuen Spielzeit am 26. März 2020 das Theaterstück *L-VEPAR-DE: Eine Verblendung* angekündigt hat.

Im Programmheft heißt es:

2010. Eine Stadt macht sich blind, sieht die Mahnungen nicht, hört die Warnungen nicht. Eine Stadt schließt die Augen, duckt sich weg, verschließt die Ohren vor dem Ruf nach Verantwortung. Eine verblendete Stadt, schlaflos, wachgehalten vom aufblitzenden Schreckensbild. Eine Stadt, die nicht vergisst, weil sie unbedingt vergessen will.

Es geht um Duisburg und die Loveparade, der verstümmelte Name sagt schon einiges. Als Regisseur Rene Linke das Projekt erstmals ankündigte, stieß das auf ein zwiespältiges Echo. Es gab Missverständnisse und Befürchtungen von Opfern und Angehörigen. Die Betroffenen, so versprach Linke, wollte das Theater in die Vorbereitung einbeziehen.

(Quelle: WAZ 8.1.2020)

Ich habe mir fest vorgenommen, mir dieses Theaterstück anzusehen, weil ich glaube, dass es noch am ehesten zu einer für die Betroffenen und Beteiligten menschenfreundlich-praktischen Aufklärung beitragen und die vielfältigen Beklemmungen in der Stadtbevölkerung ein wenig auflösen kann – jenseits jedweder formaljuristischen „Aufarbeitung“!

Zurück zum HAFEN:

Einen persönlich-familiären Bezug zum Hafen gibt es bei mir insofern, als mein Großvater mütterlicherseits, Wilhelm Dettmer als Diplom-Ingenieur in Duisburg-Ruhrort im „Schiffs-, Kran- und Hebedienst“ beschäftigt war.

Daher ist ja meine Mutter Herta auch 1912 in Duisburg-Hochfeld geboren, bevor ihr Vater dann gleich im August 1914 an der Westfront des ersten Weltkriegs fiel. Mein Großvater väterlicherseits, Adam Becker, der Rechtsanwalt aus Berchtesgaden, starb ebenfalls ein Jahr später den „Heldentod“ in Frankreich, im September 1915. Beide übrigens als einfache Soldaten in Infanterie-Regimentern. Ein weiter zurück liegender Aspekt vom Zusammenhang meiner Familiengeschichte mit der Zeitgeschichte.

Zurück zur Herta:

Ihr Geburtshaus auf der Heerstraße 264 steht noch, wo sie mit Hebamme per Hausgeburt zur Welt kam.

Schräg gegenüber, keine 100 Meter entfernt, gebar meine Frau Petra unsere beiden

Söhne, da wir 1993 ganz in der Nähe am Bönninger Park ein „altes Mietshaus von privat an privat“ als Familienbesitz erwerben konnten.

Hier schließt sich für mich ein Lebenskreis – nach Kindheit und Jugend in Rosenheim, Oberbayern, den Studienjahren in Westberlin mit erster Frau und einer Tochter von 1972 und schließlich mit Duisburg als Arbeits- und Wohnort im öffentlichen Dienst NRW und zweiter Familie mit Frau und zwei Söhnen, 1991 und 1994 – dort „zu leben und zu sterben, wo ich hingehöre“, um noch einmal den Buchtitel von Klaus Dörner zu zitieren.

MÄNNER-FRAUEN-GESUNDHEIT

Ich bin, altersbedingt, seit längerem, ein „urologisch herausgeforderter Mann“. Seit den Nullerjahren plagten mich sog. Harnverhalte, so dass ich schließlich einer Prostata-OP bei starker, aber gutartiger Vergrößerung zustimmte.

Dabei erinnerte ich mich an die Lektüren zum Thema: *Männergesundheit – Frauengesundheit* vor dem Hintergrund der Diskussion des Geschlechterverhältnisses und die Debatten um den doch nötigen „Männerarzt, den Andrologen“ als Pendant zum „Gynäkologen, dem Frauenarzt“.

Um die Jahrhundertwende (1999/2000) erschien die vom *Deutschen Institut für Erwachsenenbildung* in Frankfurt am Main und vom *Landesinstitut für Schule und Weiterbildung* in Soest herausgebrachte Schrift als Studienmaterial zur Vortragsreihe: *Frauen, Männer und Gesundheit: Geschlechterdifferenzen als Impulse zur Neuorientierung der Gesundheitsbildung*, die u.a. von Hans Joachim Lenz inspiriert war, den ich in den 90er Jahren bei den schon erwähnten Männerpolitischen Kongressen der *Grünen NRW* kennengelernt hatte.

Dort hatte er über sein Buch *Spirale der Gewalt. Jungen und Männer als Opfer von Gewalt* gesprochen und mir und uns die Widmung eingeschrieben:

Zur Erinnerung an die „bewegten Männer“ in Wuppertal. 22.6.95 Joachim Lenz.

Das Buch ist dann 1996 im *Morgenbuch Verlag Volker Spiess* in Berlin erschienen.

Es hat angesichts des derzeitigen (2018) weltweiten Skandals des sexuellen Miss-

brauchs durch Geistliche und Würdenträger der katholischen Kirche an ihren jungen, männlichen Schutzbefohlenen nichts von seiner Aktualität eingebüßt.

Das o.g. Studienmaterial befasst sich mit den unterschiedlichen Sichtweisen auf und Umgang mit dem eigenen Körper bei Frauen und Männern und den sich daraus ergebenden geschlechtsspezifischen Risikofaktoren für die eigene Gesundheit.

Ein Beispiel ist die unterschiedliche Inanspruchnahme von Vorsorgeuntersuchungen bei Frauen und Männern, wobei letztere, wenn überhaupt meist zu spät dort erscheinen.

Eine Folge (unter anderen) davon, ist die geringere Lebenserwartung von Männern. Sie liegt aktuell (2018) in NRW bei den Frauen bei 82 Jahren, Männer schaffen im Durchschnitt nur 78 Jahre!

Huch, ich werde ja demnächst 74 Jahre alt... aber erfreulicherweise gibt's ja noch die „Dialektik von Durchschnitt und Einzelfall“!

In diesem Zusammenhang möchte ich das Buch des Direktors des *Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung* in Berlin, des Psychologen Gerd Gigerenzer erwähnen:

Das Einmaleins der Skepsis. Über den richtigen Umgang mit Zahlen und Risiken. Es ist 2002 auf Englisch erschienen, 2004 dann deutsch übersetzt im *Berliner Taschenbuch Verlag*.

Er sagt z.B.:

98% aller Frauen in Deutschland überschätzen den Nutzen der Mammografie, – die behandelnden Ärzte bei den Brust-Screenings aber durchaus eingeschlossen!

Oder:

Der Prostata-Krebs ist ein überzeugendes Beispiel für die Unfähigkeit vieler Männer, die richtigen Fragen zu stellen. Denn es gibt derzeit keinen Beweis für die Verminderung der Sterblichkeit durch das Prostata-Screening. Pointiert gesagt: Es sterben mehr Männer mit Prostata-Krebs (d.h. an anderen Krankheiten) als an Prostata-Krebs.

Gigerenzer hat inzwischen mit J.R. Muir Gray ein weiteres einschlägiges Buch auf Englisch herausgegeben, das aber meines Wissens noch nicht ins Deutsche übersetzt ist:

Better Doctors, Better Patients, Better Decisions, erschienen 2011 in der MIT-Press in Cambridge.

Im erstgenannten Buch ist für mich das zentrale Kapitel *der (un-)mündige Patient* in Teil II, Teil I ist überschrieben mit: *Wage zu wissen!*, Teil II mit *Ungewissheiten in der realen Welt verstehen* und Teil III ist betitelt *Von Zahlenblindheit zur Einsicht*.

Im vorangestellten *Dank* schreibt er:

Wie auch Menschen haben Bücher ihre eigene Geschichte. Sie werden mit Liebe erdacht und mit Schweiß vollbracht.

In Interviews äußert sich der Autor über schlecht informierte Ärzte und die Notwendigkeit medizinischer Aufklärung. Recht so!

Hierzu passt ein Essay von Frieder Otto Wolf (*der Freitag* 8/2008):

Die Wahrheit der Skepsis. Der Skepsis begegnet man immer noch mit Skepsis. Dabei ist sie nützlicher als man denkt. Kleine Verteidigung einer unersetzlichen Haltung.

Zu Prozentzahlen: Als ich 1981 wegen der Arbeitsstelle eines *schulinternen Beraters* nach Duisburg kam, verglich ich die politischen Verhältnisse im Ruhrgebiet mit denen in Bayern, wo ich aufgewachsen war, und sagte sinngemäß:

Das mit den satten Mehrheiten für die SPD hier (wegen der damals noch bestehenden Arbeiterschaft in der großen Industrie!) ist ja wie mit der CSU in Bayern, immer Wahlerfolge weit über der absoluten Mehrheit, im christkatholischen Stammland.

Heute, fast 40 Jahre später, und eine Woche vor der Landtagswahl in Bayern, droht nun auch der CSU, wie schon lange zuvor der SPD in ihrem „Stammland“ NRW der Verlust der absoluten Mehrheit.

Daher fragt Peter Unfried, Chefkomentator der *taz*, „Was ist die grüne Erzählung?“

[...] Die alte Erzählung der liberalen Moderne mit ihrem linearen und unendlichem Fortschritt an Wohlstand, Freiheit, Gerechtigkeit und Emanzipation ist am Ende, auch weil sie fossil befeuert ist.

Die Gegenerzählung einer offenen und freien europäischen Gesellschaft kann nur liberal sein [...]

Eine neue Erzählung wäre, dass die Grünen die Kraft sind, die die Gesellschaft zusammenhält und gleichzeitig positiv dynamisiert, und die breite Allianzen schließt mit dem Ziel, auch ökosoziale Zukunftspolitik mehrheitsfähig zu machen.

Für mich als Ex-Grüner, der 1983 in die Partei eintrat und Ende der 90er Jahre wegen der Zustimmung der Grünen zum militärischen Eingriff im Balkankrieg austrat, weil damit die Grünen keine pazifistische Partei mehr waren, ist dies eine bedenkenswerte Perspektive. Schauen wir mal.

WIKIPEDIA

Ende 2005 erschien *Wikipedia. Das Buch. Aus der freien Enzyklopädie Wikipedia zusammengestellt von Henriette Fiebig, in der Wiki-Press. Das freie Wissen*. Mit der DVD-ROM *Wikipedia 2005/2006*.

Das habe ich mir besorgt, nachdem ich an meinem Arbeitsplatz, einer Gesamtschule, einen schulinternen Kurs zur Einführung ins Internet absolviert hatte. Und neugierig darauf wurde, was ich nun mit diesem Basiswissen würde anfangen können.

Im Vorwort „liebe Leserin, lieber Leser“ schreibt die Autorin unter anderem:

Die freie Online-Enzyklopädie Wikipedia ist mittlerweile so bekannt, dass es angebracht ist, ihr ein eigenes Buch zu widmen [...] Letzendlich haben wir uns für ein Handbuch entschieden, das sowohl den Neuling (wie mich) systematisch an die Wikipedia heranführen und ihn behutsam anleiten soll, aber auch dem Kenner und Köhner einige Spezialseiten bieten sollte, die ihm die Arbeit in und mit der Wikipedia erleichtern können.

In der Einführung heißt es:

Wikipedia ist ein gemeinsames Projekt mit dem Ziel, die größte Enzyklopädie aller Zeiten zu schaffen [...] Sie soll einmal eine Enzyklopädie werden, in der das gesamte Wissen der Welt versammelt und allgemein verständlich erklärt wird.

Ich möchte aus dieser praktischen Handlungsanleitung zum Umgang mit der Wikipedia folgendes herausgreifen: Nämlich eine

Liste der Stichworte, und die vier unumstößlichen Richtlinien der Wikipedia:

Zu den Stichworten:

die Wikipedia ist eine besondere Enzyklopädie in dem Sinn, dass sie jedem Menschen zum Mitmachen offensteht, und damit ist sie die erste demokratische Enzyklopädie weltweit. Daneben ist sie – dynamisch, – schnell, – transparent, – kollaborativ, – international, – macht Spaß, und sie ist frei, und zwar zugangsfrei wie auch kostenfrei!

Zu den vier Richtlinien:

- Wikipedia ist eine Enzyklopädie, sie sollte dazu genutzt werden, eine Enzyklopädie aufzubauen,
- Neutralität, deren Ziel darin bestehen sollte, eine für alle rational Denkenden akzeptable Beschreibung zu formulieren,
- keine Verletzungen des Urheberrechts,
- keine persönlichen Angriffe, das schließt natürlich intensive, kontroverse Diskussionen in der Sache nicht aus, die aber sollten fair geführt werden.

Lesenswert fand ich darin *eine ganz kurze Geschichte der Enzyklopädien* (S. 18f), beginnend mit der *Encyclopedie* von Diderot und d’Alembert zur Zeit der französischen Aufklärung, mit 28 Bänden in den 20 Jahren von 1751 bis 1772; diese Bemühung wurde aufgenommen vom englischen Pendant, der *Encyclopaedia Britannica*, und Anfang des 19. Jahrhunderts vom deutschen *Brockhaus* in 10 Bänden.

Diese Buchbestände waren einerseits nicht ressourcenschonend, und andererseits inzwischen auf 32 (*Encyclopaedia Britannica*) und 30 (*Brockhaus* 2005) gedruckte Bände angewachsen.

„Was also lag näher“, so die Autorin, „als auch der Enzyklopädie mit den Mitteln der modernen Medien ein ganz neues Gesicht zu geben?“

Die Initiative, „Interpedia“ zu gründen, ging von Rick Gates aus, der [...] 1993 folgendes schrieb:

„Eine Internet-Enzyklopädie“. Je mehr ich darüber nachdachte, desto stärker wurde mir bewusst, dass eine solche Quelle mit allgemeinen enzyklopädischen Informationen für den Laien ein wichtiges Hilfsmittel [...] sein könnte.

Am 15. Januar 2001 bekam das neue Projekt schließlich seinen Namen: Wikipedia. Das gilt als offizielle Geburtsstunde des Wikipedia-Projekts [...]

Am 19. Oktober 2004 die erste Ausgabe der deutschsprachigen Wikipedia auf CD-ROM [...]

Am 10. Oktober 2005 wurde dann die 300 Tausend Artikel Marke übersprungen, und sowohl die französische, die japanische und die italienische Wikipedia konnten deutlich über 100 Tausen Artikel aufweisen.

Mittlerweile (Ende 2005) fand auch die erste internationale Konferenz der Wikipedianer mit der „Wikimania“ in Frankfurt am Main statt. Die Bekanntheit der freien und internationalen Enzyklopädie wird auch heute noch täglich größer.

In Sachen: Demokratisierung des Wissens gibt es inzwischen auch im Wissenschaftsbetrieb Bestrebungen, die teure Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten in elitären Zeitschriften wie *Elsevier* dahingehend zu verändern, dass solche Publikationen für Autoren kostengünstiger werden und im *open access system* ihr Werk dann allen Interessierten kostenfrei zur Verfügung steht.

Diese Demokratisierung sowohl von der Angebots- wie von der Nachfrage-Seite ist sicher auch ein Reflex auf die weltweite, freiheitliche und kostenlose Wikipedia-Enzyklopädie.

DIE ANDERE BIBLIOTHEK

Ich habe ja weiter oben schon davon geschrieben, dass 250 Jahre später in der von Hans Magnus Enzensberger gegründeten *Andere Bibliothek* ein Jubiläumsband *Die Welt der Encyclopedie* erschien, 2001 im *Eichborn Verlag*, herausgegeben von Anette Selg und Rainer Wieland.

Mit historischen Beiträgen der Enzyklopädisten und Ausblicken ins 21. Jahrhundert von schreibenden Zeitgenoss*innen.

Nochmals nachgefragt: Ist es mehr als ein

Zufall, dass diese Jubiläumsausgabe auch im gleichen Jahr 2001 erschien, das weltweit als die Geburtsstunde von Wikipedia gilt?

Oder offenbart sich in dieser historischen Kontingenz nicht vielmehr die Kontinuität menschlichen Strebens nach Wissen und Bildung, nach Verstehen und Verständigung zu Natur, Gesellschaft und Geschichte quer über Zeit und Raum hinweg, über die Jahrhunderte und Kontinente der Erde, unseres *Blauen Planeten* (Heinz Haber 1971)?

Erst über die Raumfahrt, 1968 noch unbemannt, 1969 dann bemannt als erfolgreiche Apollo-Mission der US-Amerikaner – nachzulesen in *Moon Fire. Die legendäre Reise der Apollo 11*, geschrieben von Norman Mailer im mit bilderreichem Dokumentationsmaterial versehenen, großformatigen Prachtband bei Taschen – und die Bilder der am Horizont des Mondes „aufgehenden Erde“ konnte der Menschheit bewusst werden, welche Verantwortung sie für das *Geschenk der Biosphäre* (Frieder Otto Wolf) hat, nämlich dieselbe künftigen Generationen zu erhalten.

Denn die Erde ist nicht nur Ursprungsort und Heimat aller bekannten Lebewesen, sondern vom All aus betrachtet erkennt man – erst als Astronaut, dann als jeder Mensch – nicht nur ihre ganze Schönheit, sondern auch ihre große Verletzlichkeit in Zeiten des *Anthropozän*: des neuen, durch den Menschen eingeleiteten Erdzeitalters, in dem es mehr und mehr menschengemachte, irreversible Beschädigungen dieses, soweit wir bisher wissen, einzigartigen *Blauen Planeten*, unseres „Raumschiffs Erde“ gibt.

Max Frisch hatte noch über das letzte, geologische Erdzeitalter in dem Bändchen *Der Mensch erscheint im Holozän* rasonniert.

Inzwischen hat sich der biblische Auftrag, macht euch die Erde untertan, tendenziell in sein Gegenteil verkehrt.

Es ist daher das erste menschengemachte Erdzeitalter angebrochen, daher der Begriff *Anthropozän*.

A propos GESCHENK:

Ich habe, je älter ich werde, desto mehr empfunden, in welchem glücklichen Zeitabschnitt ich und mit mir alle Angehörigen der 68er Generation leben durften:

Über 70 Jahre Frieden in Mitteleuropa, *Wirtschaftswunder* und wachsender Wohlstand, nicht nur in Deutschland, sondern auch

in der wirtschaftlich zusammenwachsenden Europäischen Union, die Mondlandung der Amerikaner als technisch-wissenschaftliche Glanzleistung, und schließlich die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands.

Umso stärker erlebe ich den Auftrag – auch als organisierter Humanist – diese Errungenschaften zu bewahren und die Gefährdungen abzuwehren, die – übrigens auch in 2001 – mit dem von Bush Junior nach 9/11 erklärten *war on terrorism* und dem Erstarken rechtspopulistischer und autokratischer Regime auch in der EU und im sog. Westen angegeben sind, und ihrer Bekämpfung einer offenen, demokratischen und liberalen Gesellschaft.

Und mit der *Alternative für Deutschland* (AfD) sitzt inzwischen eine zum teil rechtsextremistische Partei in allen bundesdeutschen Landesparlamenten und im Deutschen Bundestag, die keine Scheu zeigt, offen rassistisch, antisemitisch und „völkisch“ aufzutreten, d.h. gegen alle Fremden und Anderen, und damit auch Anklang in der „schweigenden Mehrheit“ der Bevölkerung findet, die sich mit ihr als Sprachrohr aber immer lauter gebärdet.

Da hat es mich dann doch gefreut, die Parole: „Vielfalt OHNE Alternative“ bei der Duisburger Zentrale des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes im Schaukasten zu lesen!

Und es ist auch gut und dringend nötig, dass es um die Ecke, im sog. Problemstadtteil Hochfeld, an dessen Rand wir wohnen, seit Jahren das ARIC gibt, das *Anti-Rassismus-Informations-Centrum*, das sich in dieser multikulturellen Stadt mit seinen Einwanderern aus über einhundert Ländern darum bemüht, für alle diese Menschen einen respektvollen und menschenwürdigen Umgang sowohl in der Wohnbevölkerung als auch in den Ämtern der Stadt Duisburg zu propagieren, bzw. dort, wo dieser nicht besteht, sondern eine vorurteilsbeladene und rassistische Haltung offenkundig wird, dies in der Stadtöffentlichkeit zu kritisieren und Vorschläge zur Abhilfe zu machen. Z.B. über die alljährlich stattfindenden „Dialog-Tische“.

Und auf die Verpflichtung eines demokratischen und sozialen Gemeinwesens hinzuweisen, sich an die Gesetze einer freien und offenen Gesellschaft zu halten.

Alle Teilnehmenden am Treffen im *Internationalen Zentrum* (IZ) am Innenhafen, das

Ende 2019 stattfand, wussten es zu schätzen, dass wir vom *Humanistischen Forum Duisburg* die ARIC- Referentin Mascha Lienig zum Thema: „Rechtsextremismus“ gewinnen konnten.

Sie bot uns differenzierte Einschätzungen zu Begriffen wie Populismus und Rechtspopulismus, Extremismus und Rechtsextremismus an, die in der Diskussion noch näher erläutert wurden:

So sprach sie von der „dünnen Gegenüberstellung“ im Populismus vom moralisch reinen Volk gegen unmoralische, korrupte und parasitäre Eliten, vom Rechtspopulismus als „ideologisch unterfütterter Gegenüberstellung“ des Volkes von den Eliten, Fremden und Anderen, vom Extremismus als „Gegenbegriff zum demokratischen Verfassungsstaat“, der fanatische, dogmatische und antipluralistische Formen annehmen kann, und vom Rechtsextremismus, der ideologisch nicht einheitlich ist, sondern chauvinistisch, rassistisch oder antisemitisch gefärbt sein kann, und die Zugehörigkeit zur Ethnie, zur Nation oder „Rasse“ betont.

KLÄRUNG:

[Männlicher Chauvinismus ist die] auf übertriebenem Selbstwertgefühl beruhende Grundhaltung von Männern, die bewirkt, dass Frauen geringer geachtet werden und gesellschaftliche Nachteile erleiden.

Der Begriff geht zurück auf den extrem patriotischen Rekruten Nicolas Chauvin aus einem Lustspiel (!) der Brüder Cogniard, und bezeichnet daher auch den aggressiv übersteigerten Nationalismus militärischer Prägung, verbunden mit Nichtachtung anderer Nationalitäten. (Quelle: *DUDEN, Deutsches Universalwörterbuch*, Spalte 371)

Das ARIC gibt es seit 25 Jahren, seit 1994, seit 1997 als *Anti-Diskriminierungs-Büro* mit z.B. Angeboten zur Antirassistischen Bildungsarbeit und zu den sog. *Dialog-Tagen* der interessierten Bürger mit Menschen unterschiedlicher Herkunft und Migrationsgeschichte.

„MÄNNER UND FRAUEN SIND
GLEICHBERECHTIGT“:
GRUNDGESETZ ART. 3 ABS. 2

Als 1948 der parlamentarische Rat ins Leben gerufen wurde, um eine Verfassung auszu-

arbeiten, waren nur vier von fünfundsechzig stimmberechtigten Mitgliedern Frauen, unter ihnen die promovierte Juristin und SPD-Politikerin Elisabeth Selbert. Zunächst als Anwältin tätig, entwickelte sich Selbert zur prominentesten Kämpferin für eine Aufnahme des Gleichberechtigungsgrundsatzes, der zunächst nur als „staatsbürgerliche“ Gleichheit und nicht als „imperativer Auftrag an den Gesetzgeber“ formuliert werden sollte.

Nach einer von Selbert und zahlreichen Frauenorganisationen organisierten Kampagne übernahm der Hauptausschuss nach langem Ringen schließlich Mitte Januar 1949 die geforderte klare Formulierung:

Männer und Frauen sind gleichberechtigt.

Thomas Darnstädt, langjähriger Berichterstatter über justizpolitische Themen, hat aktuell (*DER SPIEGEL* 44/2018) über die „Fünf Wörter“, so wie sie im Grundgesetz stehen, geschrieben, dass der Satz zunächst nichts wert war.

Selbert beschwerte sich in der Folgezeit öffentlich wie folgt darüber:

Die mangelnde Heranziehung von Frauen zu öffentlichen Ämtern und ihre geringe Beteiligung in den Parlamenten ist doch schlicht Verfassungsbruch in Permanenz.

Dass sie überhaupt von Verfassungsbruch sprechen konnte, war natürlich ihrem unermüdlichen Engagement für die Aufnahme der Gleichberechtigung von Mann und Frau in das Grundgesetz zu verdanken.

Der Hintergrund war:

Selbert hatte es mit einer List geschafft, den Männern die Angst zu nehmen. Weit hinten im GG, in Artikel 117, hatte sie eine Übergangsvorschrift untergebracht:

Die Vorrechte des Mannes müssen nicht sofort abgeschafft werden, der Gesetzgeber habe bis Ende März 1953 Zeit für ein neues, reformiertes Familienrecht.

Der Gesetzgeber ließ allerdings den 31. März 1953 verstreichen, so als wäre das GG nichts wert.

Sollte das patriarchalische Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) denn ewig gelten?

Doch dann kam Erna Scheffler, erste Richterin am Bundesverfassungsgericht, – das

am 28. September 1951 in Karlsruhe eröffnet worden war.

Aufgrund eines Allerweltfalls beim Familiengericht – eine Frau forderte für die anstehende Scheidung von ihrem Ehemann einen Vorschuss für die Prozesskosten – wusste keiner mehr, was Recht war, und so beschlossen die Richter am OLG Frankfurt am Main förmlich: sie wissen es auch nicht. Es ist im Recht nicht vorgesehen, dass ein Richter nicht mehr weiter weiß. Wen soll er auch fragen? Vielleicht das Bundesverfassungsgericht?

Und da saß Frau Scheffler, die begründete, warum das ein Fall fürs Verfassungsgericht war. Und auch der Versuch der Bundesregierung, die Gnadenfrist für das alte Familienrecht um zwei Jahre zu verlängern, wurde von demselben abgewiesen.

In dem Verfahren wegen verfassungsrechtlicher Prüfung des Artikels 117 des GG wurde folgender Beschluss verkündet: Der Anregung der Bundesregierung auf Vertagung ist nicht zu folgen, und die Verhandlung ist fortzusetzen.

Darnstädt schreibt weiter:

Nichts konnte Erna Scheffler mehr stoppen. Am 18. Dezember 1953 verkündete das Bundesverfassungsgericht: Das Grundgesetz ist kein Geschwätz, sondern gilt. Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Und soweit das BGB etwas anderes bestimmt, gilt es fortan nicht mehr.

Für mich als bewegtem Mann, bekennendem Feministen und beim HVD-NRW organisierten Humanisten haben sich diese beiden engagierten, kämpferischen und durchsetzungsstarken Frauen – wirkliche Feministinnen, ohne sich damals schon als solche zu bezeichnen – einen Ehrenplatz in der Galerie der großen Humanistinnen verdient. Haben sie doch zumindest die rechtlichen Voraussetzungen für die Gleichstellung von Frauen und Männern in den frühen Jahren der Bundesrepublik Deutschland erstritten.

Wie es um deren Umsetzung in der gesellschaftlichen Wirklichkeit 65 Jahre später aussieht, geht aus der Einladung zum „Berliner Gespräch“ anlässlich des *SPIEGEL*-Sonderheftes *#Frauenland* hervor:

Vor hundert Jahren wurde in Deutschland das Frauenwahlrecht eingeführt (1918) – eine entscheidende Voraussetzung für die Gleichberechtigung von Mann und Frau.

Vor einem Jahr hat der Hashtag *#MeToo* weltweit eine enorme gesellschaftliche Debatte entfacht, die noch lange andauern wird.

Zeit für eine Bilanz: Ist Deutschland so modern, wie wir gerne glauben möchten? Was hat sich verändert im Verhältnis zwischen den Geschlechtern? Sind die Unterschiede zwischen dem „alten“ und dem „neuen“ Feminismus gravierend oder marginal? Was muss sich tun, damit eine echte Gleichstellung zwischen Mann und Frau Wirklichkeit wird? Und was können Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und jede/r Einzelne dazu beitragen?

Fragen an uns alle, am Ende der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts!

HOLOCAUST-LEUGNUNG

Die Historikerin Deborah Lipstadt wurde 1947 als Kind einer jüdischen Einwanderungsfamilie in New York geboren, ihr Vater stammt aus Hamburg.

In ihrem Standard-Werk über *Holocaust-Leugnung* entlarvte sie 1993 den britischen Autor David Irving als einen gefährlichen Geschichtsleugner. Den Verleumdungsprozess, den er deshalb gegen sie anstrebte, verlor er 2000. Das Gericht befand, Irving sei ein Holocaust-Leugner, ein Rassist und Antisemit.

In einem Interview (*DER SPIEGEL* 44/2018) heißt es:

Ihr Erfolg gegen Irving im April 2000 gilt als historisch. Die Zeitungen sprachen von einem „Sieg der Geschichte“. Der „Daily Telegraph“ verglich ihn sogar mit dem Kriegsverbrechertribunal 1946 in Nürnberg und dem Eichmann-Prozess von 1961. War das nicht zuviel des Lobes? Bis heute sind die Holocaust-Leugner ja nicht verschwunden. „Sie fühlen sich so stark wie nie zuvor“ schreiben Sie selbst in ihrem Buch „Der neue Antisemitismus“, erschienen im Berlin-Verlag.

Darauf Frau Lipstadt: der Prozess habe die Holocaust-Leugner geschwächt, dafür gebe

es heute die „Soft-Leugner“, die sagen, es reicht jetzt, so schlimm war das doch alles nicht.

Der Interviewer gibt den Hinweis auf Alexander Gauland, den Chef der rechtspopulistischen AfD, der gesagt hat, Hitler und die Nazis seien nur ein „Vogelschiss“ in mehr als tausend Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte.

Lipstadt: Genau das ist Soft-Leugnung, „softcore denial“ [...] Wir erleben in den USA wie in Teilen Europas einen anhaltenden Angriff auf die liberale Demokratie und den Versuch, ein illiberale Demokratie zu schaffen, eine softe Variante der Diktatur.

Sie sprechen vom „neuen Antisemitismus“, was ist neu daran? Sind es nicht dieselben alten Klischees vom reichen Juden, der angeblich die Welt regiert?

Lipstadt: Ein Gutteil des heutigen Antisemitismus kommt aus Teilen der muslimischen Gemeinschaft.

Zuwanderer bringen ihn mit sich nach Europa [...] Daher dürfen wir die islamistischen Antisemiten nicht übersehen, die auch gegen eine offene Gesellschaft sind [...] Dieser starke Israelhass ist relativ neu in Europa, er gibt den Antisemiten neue Energie [...] Aber wer Israel als jüdisches Kollektiv verächtlich macht, wer Israel das Existenzrecht abspricht, wer Antisemiten verteidigt, indem er sagt, aber schaut euch doch an, was Israel Böses macht, betreibt Antisemitismus [...]

Und es hilft, sich mit Menschen zusammenzutun, die dieselben Werte teilen. Juden, Nichtjuden, Amerikaner, Deutsche, alle, die sich Sorgen machen um die Zukunft der Demokratie.

Zum Ende dieses nicht abschließbaren Themas möchte ich nochmals auf Samuel Salzborn hinweisen, dessen neuestes, einschlägiges Buch von 2018 *Globaler Antisemitismus. Eine Spurensuche* heißt, und gerade im Beltz-Verlag bei Juventa erschienen ist.

Und nicht zuletzt möchte ich noch den Autor Oliver Polak erwähnen, der auf die Frage, darf man als deutscher Jude Witze über den Holocaust machen, antwortete: *Ich darf das, ich bin Jude*, so hieß 2008 auch gleich sein erstes Buch. In seinem zweiten Buch *Der jüdische Patient* erzählt er, wie er durch sein

Jüdischsein in Deutschland Depressionen bekam. Und nun, im dritten Buch, 2018 polemisiert er intelligent *Gegen Judenhass*.

Diese beiden Autoren ergänzen sich meines Erachtens gut, der eine als tiefschürfender Denker (Salzborn), der andere als leichtfüßiger Humorist (Polak), in diesem bedeutungsschweren Terrain.

Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich nochmals auf Mark Twain hinweisen, der sagte: „Die Quelle des Humors ist nicht Freude, sondern Trauer.“

KOLONIALISMUS-KRITISCHE KULTURTHEORIE

Zur Kolonialismus-kritischen Kulturtheorie, nach Frieder Otto Wolf der fünften Säule seines *Humanismus für das 21. Jahrhundert*, nehme ich hier den Zugang über die aktuelle Diskussion um die „Flüchtlingsfrage“, die die Bundeskanzlerin Frau Merkel 2015 mit einer großen humanitären Geste der Flüchtlingsaufnahme beantwortete, „weil dies sonst nicht mehr mein Land ist“, und dazu aufrief: „Wir schaffen das!“

Die seither wieder immer stärker regulierte bzw. verhinderte Zuwanderung entlässt uns aber nicht von der Fragestellung, „wie die neue Pluralisierung uns alle verändert“, wie es im Untertitel des Buches der Wiener Philosophin Isolde Charim *Ich und die Anderen* heißt, das 2018 im Wiener *Paul Zsolnay Verlag* erschienen ist.

Ihrer Behauptung: Wir leben in einer pluralisierten Gesellschaft. Einen Weg zurück gibt es nicht, lässt sie die Fragen folgen: Doch was ist das überhaupt – eine pluralisierte Gesellschaft? Und was heißt es für den Einzelnen, in einer solchen zu leben?

Aber eben wegen dieser Pluralisierung, d.h. von Menschen von unterschiedlichen Volksgruppen aus allen Ländern der Welt, die die verschiedensten Sprachen sprechen und unter uns leben, ist die Vorstellung einer homogenen Gesellschaft – wie sie der nationale Typus in seinem ihm selbstverständlichen Milieu vertritt – mehr und mehr eine Illusion.

Ein Beispiel der Autorin verdeutlicht diesen Umstand:

Wiener Plakate, auf denen stand: „Der Bauch sagt, Respekt ist Kopfsache“, darunter vier Köpfe, ein Mann mit jüdischer Kip-

pa, ein Schwarzer, eine Frau mit Kopftuch und ein Mann mit Trachtenhut.

Man sieht die vier Köpfe von hinten. Es geht also nicht um die einzelnen Individuen. Diese sind vielmehr Repräsentanten von Ethnien, Religionen, Klassen.

Interessant an dem Bild ist, dass der Trachtenhutträger Teil dieser Reihe ist. Er ist ein Typus unter anderen. Das entspricht der heutigen Realität [...] [aber]:

Was die Zugehörigkeit anbelangt, so muss man sagen: man kann heute nicht mehr auf dieselbe Art Deutscher oder Österreicher sein wie früher.

Interessant finde ich auch Charims Stellungnahme zur sog. *Leitkultur*, an der sich Politiker wie Schäuble (*deutsche Leitkultur*) oder auch der Philosoph Nida-Rümelin (*Humanismus als Leitkultur*) versucht haben.

Sie sieht Leitkultur als Abwehr des „Gegeneinanders der vier Köpfe“ für die eigene Lebensform an.

Leitkultur im Sinne einer verbindlichen nationalen Kultur ist ein Begriff, der zweierlei zu retten versucht, und gerade deshalb zweifach auf verlorenem Posten steht:

Zum einen versucht die Leitkultur, das nationale Milieu als das EINE zu retten – denn nur als solches, nur als selbstverständliche, als unhinterfragte Lebenswelt wäre eine Leitkultur auch eine solche [...]

Zum anderen zeigt die Debatte um die Leitkultur aber auch, dass das Milieu als das eine, als das Selbstverständliche verlorengegangen ist.

Machen wir uns nichts vor: Vielfalt ist kein nettes Zusammensein. Zusammenhalt? Respekt? Schon das Nebeneinander auf dem Plakat ist zwar Abbild der Wirklichkeit, aber eben auch eine Beschwörung. Die Beschwörung, dieser Zustand möge ein von allen akzeptierter, er möge ein friedlicher sein.

Ich kann die stringente Argumentation der Autorin hier nicht weiter verfolgen, will nur soviel noch festhalten:

Pluralisierung bedeutet einen Individualismus eigener Art:

Es ist eine wesentliche Intention dieses Buches, dies klarzumachen. Deshalb lautet dessen Ausgangsthese:

Pluralisierung bedeutet einen DRITTEN Individualismus. Dieser entspricht nicht dem ersten Individualismus, – er ist also nicht Herstellung von Gleichheit durch Ähnlichkeit.

Er ist auch nicht die öffentliche Behauptung der jeweiligen Besonderheit – wie beim zweiten Individualismus [...] Was den dritten Individualismus ausmacht: das Minus-Subjekt, das Weniger-Ich.

Und weiter:

Wir leben im IDENTITÄREN PREKARIAT. Und wie jedes Prekariat verlangt uns das mehr Arbeit ab als gesicherte, fixe Verhältnisse. Es bedeutet also mehr Aufwand, weniger Ich zu sein. So lautet die paradoxe Folge des pluralisierten Individualismus.

EINSCHUB. Das erinnert mich an das „Integrationsparadox“ des Integrationsbeauftragten NRW, Aladin El Mafalaani nach dem Motto: Je besser Integration gelingt, desto mehr Konflikte gibt es.

Wieder Charim:

In diesem Sinne lässt sich Demokratie heute eben nicht über Werte und Inhalte, sondern als ein spezifisches Verhältnis zur Gesellschaft, zu Identitätsgruppen und zu sich selbst verstehen.

Aus Anlass der Verleihung des *Philosophischen Buchpreises* an Isolde Charim in Hildesheim stellte die Autorin in einem Interview klar (*DER SPIEGEL* 41/2018):

Die Einwanderung verändert alle. Niemand kann bleiben wie er war. Wir leben in einer pluralisierten Gesellschaft, und wir beginnen gerade erst zu verstehen, wie grundlegend der damit verbundene Wandel ist.

Ihr Fazit am Ende des Buches *Ich und die Anderen* lautet:

„Die pluralisierte Gesellschaft birgt kein Versprechen einer gemeinsamen Gesellschaft mehr. Das Minus ist das einzige „Versprechen“. Gesellschaft bedeutet also die Verbindung der Unterschiede qua einem Minus. Das ist die Formel, die die Pluralisierung benennt. Das ist der Effekt der Pluralisierung – ihre „unsichtbare Hand“ verwandelt das, was (alte) Gesellschaft war,

in die (neue) Begegnungszone. Wird diese abgewehrt, dann wird die Begegnungszone zum Bild des gesellschaftlichen Nichtfunktionierens.

Wird diese aber akzeptiert, das heißt ertragen, dann ist die Begegnungszone das Bild des gesellschaftlichen Funktionierens.

Dann könnte die Begegnungszone ein „Raum der Pluralität“ sein, wie Hannah Arendt das genannt hat, – also ein Raum, wo viele Stimmen in Erscheinung treten, wo sich die unterschiedlichsten Meinungen und Positionen artikulieren* [...]

Die entscheidende Frage lautet dann nicht: wer bist du?

Die entscheidende Frage lautet dann vielmehr: Wie stehst du dazu, Österreicher, Türke oder Tschetschene zu sein? Wie lebst du dein Christentum, dein Judentum, wie lebst du deinen Islam oder deinen Atheismus?

DAS ist die Frage der pluralisierten Gesellschaft. DAS ist die Kernfrage unserer Zeit.

Was hat das jetzt mit der *Kolonialismuskritischen Kulturtheorie* zu tun? Nun, so viel, als dass in unserer aller Begegnung mit den „Fremden“ und „Anderen“ vielerlei Voreingenommenheiten, Vorbehalte und Vorurteile im Spiel sind, die letztlich auf eine rassistische Grundströmung in all den europäischen Ländern zurückgeht, die eine Kolonialgeschichte immer noch nicht wirklich hinter sich gelassen, soll heißen, selbstkritisch aufgearbeitet haben.

Ganz zu schweigen vom schwerwiegenden Erbe der Sklaverei im führenden Land des Westens, den USA, das seit der Aufhebung der Sklaverei im 19. Jahrhundert mit deren rassistischen Folgen bis heute zu kämpfen hat.

Das gilt auch für Deutschland mit seiner zwar kurzen, aber nicht minder grausamen Kolonialzeit, man denke nur an den Völkermord an den Hereros und Namas in „Deutsch-Südwest-Afrika“ Ende des vorvorigen Jahrhunderts.

Oder an die aktuellen Auseinandersetzungen um die Rückgabe des in der Kolonialzeit geraubten Kulturguts in den Ländern des Westens.

Exemplarisch hierfür ist der Streit um das

in Entstehung begriffene Humboldt-Forum in Berlin, wo die Professorin für Kunstgeschichte an der TU Berlin und am College de France in Paris, Benedicte Savoy aus dessen Expertenrat ausgetreten ist, weil sie meint, „das Humboldt-Forum sei wie Tschernobyl unter einer Bleidecke begraben“. Sie berät nach wie vor Präsident Macron konsequent nach dem Motto: Es kann nur Rückgabe geben, bei der Restitution kolonialer Raubkunst.

In ihrem Buch, *Die Provenienz der Kultur. Von der Trauer des Verlustes zum universalen Menschheitserbe*, 2018 bei Matthes & Seitz in Berlin in der Reihe: *Fröhliche Wissenschaft* erschienen, plädiert sie im Umgang mit Kunst für eine radikal neue Perspektive, die von den Objekten, ihrer individuellen Biographie und ihrem Weg „zu uns“ ausgeht.

Entgegen der Abschottung aus Angst vor Restitutionsen kann ein solcher Blick Kulturen zusammenführen und zur Idee eines gemeinsamen Welterbes beitragen.

Zitat:

Das Museum ist der Ort einer physischen Begegnung mit fremden Welten, das Archiv der menschlichen Kreativität, einer jener Orte, wo die Geschichte die Zukunft anbahnt.

SICH-FREMDSEIN

Julia Kristeva, die bulgarisch-französische Literaturtheoretikerin, Psychoanalytikerin, Philosophin und Schriftstellerin hatte unter anderem einen Lehrstuhl an der Pariser Universität *Denis Diderot* inne, benannt nach dem großen französischen Aufklärer und Mitverfasser der vielbändigen *Encyclopedie*.

Geboren 1941, ist auch sie eine Angehörige der 68er Generation.

Das besondere Interesse der bekennenden Europäerin gilt z.B. der Verschränkung von Politik und Persönlichem.

In ihrer philosophischen Betrachtung *Fremde sind wir uns selbst* von 1990 plädiert die vielfach ausgezeichnete Wissenschaftlerin dafür, das Fremde weder zu verfolgen noch zu integrieren, sondern es vielmehr anzuerkennen, und sich der eigenen Fremdheit bewusst zu werden.

So erst erhielten Werte und Menschenrechte ihre Allgemeingültigkeit.

Ihr Merksatz lautet:

* Frieder Otto Wolf spricht in diesem Zusammenhang anschaulich vom *Palaver der Menschheit*.

Der Fremde entsteht, wenn in mir das Bewusstsein meiner Differenz auftaucht, und er hört auf zu bestehen, wenn wir uns alle als Fremde erkennen.

Auch Seyla Benhabib, die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin und Philosophin, 1950 in Istanbul als Tochter sephardischer Juden geboren (die 1968er lassen grüßen!) stimmte 2015 der deutschen Kanzlerin zu, als sie die zivilgesellschaftliche Losung ausgab: „Wir schaffen das!“

Denn, so die Autorin, „Flüchtlinge sind kein Fall für Bürokraten!“

In ihrem richtungsweisenden Buch von 2004, „Die Rechte der Anderen“ forderte sie eine europaweite Debatte über die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951.

Sie sah darin keinen moralischen Grund dafür, einen Unterschied zwischen den Rechten von Menschen allein aufgrund ihrer Herkunft zu machen.

2009 erhielt sie den *Ernst-Bloch-Preis*.

MENSCH IST MENSCH

Zum „Sich und Anderen Fremdsein“ kann ich ein selbst erlebtes Beispiel bringen: Ich habe den Verein *Mensch ist Mensch* von Frank Knott in Duisburg-Hochfeld finanziell und persönlich unterstützt, der sich sehr engagiert um die – nach der EU-Erweiterung 2007 legale – Zuwanderung von Sinti und Roma aus Bulgarien und Rumänien gekümmert hat. In seiner aktiven Zeit (leider ist er schwer erkrankt) brachte er nicht nur 2015 eine eigene Roma-Zeitung *Bachtalo* heraus: „Ich bin Roma. Rom heißt Mensch. Mensch ist Mensch.“ Und *bachtalo* bedeutet in Romanes, der Sprache der Roma „glücklich“.

Der Verein unterhielt für ein paar Jahre ein Büro auf Hochfeldstraße, das wegen der großen Zahl der Zuwanderer stets überfüllt war.

Dennoch habe ich versucht, einem halbwüchsigen Jungen dort Hilfen beim Lesen und Schreiben anzubieten, und zwar im hinteren Raum, überfüllt mit Materialien und Kleidungsstücken aller Art.

Da der Lärm auch dort auf die Dauer nicht zu übertönen war, schlug ich vor, dem Jungen bei mir zuhause um die Ecke weiter Sprachunterricht zu geben, natürlich ehrenamtlich und kostenlos.

Der Junge freute sich über das Angebot, kam dann aber nicht zum ersten Treffen dort.

Hinterher erfuhr ich von Frank, dass dessen Mutter ihm das verboten hatte, weil sie befürchtete, dass es zu sexuellen Übergriffen meinerseits kommen würde.

Ich fiel aus allen Wolken, wollte mit ihr reden, aber sie verweigerte sich einem klärenden Gespräch.

Es war ja ein doppelt-und-dreifaches sich selbst und den Anderen fremd sein:

Fremd ist den „Zigeunern“, ich schreibe das Z-Wort jetzt einfach mal so da hin, von ihrer mündlich vermittelten Kultur sowieso alles Schriftliche – weswegen sie ja auch die ehrenamtliche Hilfe von Rechtsanwälten dringend brauchten und dankbar im Verein annahmen. – Ganz im Gegensatz zur jüdischen Kultur, die ja durch und durch eine „Buchkultur“ ist! – Die andere Schwierigkeit waren die Umstände im beengten Büro, aber da gab es, so die Mutter zu Frank, ja immer die Kontrolle durch die Anwesenden.

Und schließlich handelte es sich bei dem Jungen auch um eine attraktive Erscheinung. Was lag also näher als diese o.g. Vermutung?! Und ich musste zugeben, dass mir das auch schon aufgefallen war, aber für kein Glück dieser Welt hätte ich mir in diesem Kontext dergleichen Übergriffe erlaubt.

Aus meinem Interesse für die Roma als große ethnische Minderheit in Europa, die nach Millionen zählt, habe ich in der Volkshochschule in Duisburg eine Vortragsreihe zu deren Geschichte und aktuellen Problemen angehört, z.B. Norbert Mappes-Niedeck über sein Buch *Arme Roma, böse Zigeuner. Was an den Vorurteilen über die Zuwanderer stimmt*, 2012 im *Ch. Links Verlag* in Berlin erschienen.

Und das von der Roma-Union Frankfurt am Main 1994 herausgegebene Taschenbuch *Opere Roma! Erhebt Euch! Eine Einführung in die Geschichte und Situation der Roma*, in der Reihe der *AG SPAK Bücher* aus München gelesen, in dem deren Vorsitzender, Hans-Georg Böttcher im Vorwort schreibt:

Roma und Sinti organisieren sich, setzen sich zur Wehr, fordern vorenthaltene Bürger- und Menschenrechte ein. [Sie] widerstehen der zugewiesenen Opferrolle. Denn das Eintreten für unsere Rechte auf allen Ebenen, das Engagement für Achtung

und Akzeptanz, für Selbstbestimmung und Bleiberecht [...] war immer ein Teil dieser Geschichte.

Neuerdings gibt es eine Vortragsreihe in der *DenkStätte* im *Stadtarchiv Duisburg* zum Thema *Zur Bekämpfung des Antiziganismus heute* zum Gedenken an den Tag, an dem in Auschwitz vor 75 Jahren das sog. „Zigeunerlager“ geräumt wurde mit 2.897 im Gas getöteten Männern, Frauen und Kindern.

Im Begleittext der Reihe heißt es u.a.:

Feindseligkeit, stereotype Wahrnehmung und Vorurteile werden wach, wenn von „Zigeunern“ gesprochen wird [...] Diese Ressentiments existieren bereits seit Jahrhunderten und werden in der Wissenschaft als „Antiziganismus“ bezeichnet. Im NS wurden Sinti und Roma Opfer eines systematischen Völkermords.

Trotzdem ist in der Gegenwart der Antiziganismus die am meisten akzeptierte Form des Rassismus. Sie trifft aktuell insbesondere ZuwanderInnen aus Südosteuropa.

Und es wird gefragt:

Kann Bildung zur Aufklärung beitragen? Fördern oder verhindern behördliche Maßnahmen die Ausgrenzung? –

Die Vortragsreihe wendet sich auch an Interessierte, die in Beruf und Alltag mit Antiziganismus zu tun haben.

Ein Vortrag wurde etwa so angekündigt:

Das Zentrum für Erinnerungskultur lädt zusammen mit dem Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) in die DenkStätte im Stadtarchiv ein.

Joachim Krauß, Arbeitsgruppenleiter Migration und Integration der AWO Duisburg, spricht über die Stimmungsmache gegen die Roma-Minderheit.

Krauß forscht und veröffentlicht zu Roma in Deutschland und in Osteuropa. Er ist Doktorand am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin.

Auch dazu etwas Persönliches von mir: in der Zeit als Koordinator der *Stolpersteine* in Duisburg. Keine Zeremonie im Rahmen der Verlegung neuer Stolpersteine hat mich so bewegt wie diejenige für die Sinti-Familie Atsch in Duisburg-Neudorf:

Es sind die vier Steine für die Mutter Anna-Maria Atsch und ihre drei Töchter Rosa, Klara und Ida, die zum o.g. Zeitpunkt in Auschwitz ihr Leben ließen.

Die kleine Trauerfeier wurde mit Gedichten und Gesang zum Akkordeon-Spiel eingeraht, so dass das Schicksal dieser vernichteten Familie alle Anwesenden tief ergriffen hat.

POLITISCHE ÖKOLOGIE

Nun zur Politischen Ökologie als einer der fünf tragenden Säulen eines *Humanismus für das 21. Jahrhundert* (Frieder Otto Wolf):

Ein herausragender Vertreter der politischen Ökologie war der 2010 mit 66 Jahren verstorbene Hermann Scheer.

Nicht nur wegen seines Geburtsjahres 1944 kann man ihn als „sozialdemokratischen Achtundsechziger“ bezeichnen, dem Autoritäten stets suspekt blieben, wie das Peter Unfried, der nachmalige Chefredakteur der *taz* in einem Nachruf getan hat.

Er schreibt weiter:

Scheer war ein einzigartiger Weltpolitiker, Intellektueller und Humanist unserer Zeit [...] Er hat die Wende zu hundert Prozent erneuerbarer Energien nicht nur früh als zentrale Aufgabe der Gegenwart erkannt, er sah die gesellschaftliche und soziale Dimension, er war in der Lage, die ökologische Transformation zu denken. Mehr noch: er war sicher, zu wissen, wie man sie hinkriegt [...]

Wir reden hier nicht nur von seinen Leistungen als nationaler Energiepolitiker, wie er das Solarprogramm der „100.000 Dächer“ initiierte, wie er mit Hans Josef Fell und einigen anderen dem damaligen SPD-Kanzler Schröder das „Erneuerbare Energie Gesetz“ (kurz EEG) unterjubilte, – ein Meilenstein in Richtung Energiewende von globaler Bedeutung [...]

Scheers exzeptionelle Leistung war es, früher als fast alle anderen die Notwendigkeit und die Dimensionen einer globalen Energiewende von den fossil-atomaren zu den erneuerbaren Energien erkannt zu haben, und sich dann trotz aller Widerstände nicht davon abhalten zu lassen [...]

Scheer wusste um die Wichtigkeit von Institutionen:

Er erfand die Internationale Agentur für Erneuerbare Energien (IRENA) und kämpfte jahrelang für ihre Etablierung, 2009 war es soweit [...]

Kurz vor seinem Tod wollte er in München sein neuestes Buch vorstellen: „Der energetische Imperativ“. Darin hat er die sofortige Energiewende klarer als zuvor in ihrem globalhumanistischen Kontext dargestellt [...] Das entscheidende Wort des Buches aber ist „Beschleunigung“. 100 Prozent Erneuerbare jetzt. Wie der vollständige Wechsel zu erneuerbaren Energien zu realisieren ist.

Das kann man als sein Vermächtnis verstehen.

Soweit Unfried.

In anderen Nachrufen, die ich gesammelt habe wegen Scheers überragender Bedeutung für Ökologie und Humanismus heißt es z.B., dass er wegen seines kompromisslosen Eintretens für die Solarenergie 1999 den *Alternativen Nobelpreis* bekam. Ehemalige Mitwirkende weisen in ihrer Anzeige darauf hin.

Mit der damaligen hessischen SPD-Vorsitzenden Andrea Ypsilanti gründete er auch das *Institut Solidarische Moderne*, das sich als „linke Denkfabrik“ versteht.

Scheer war auch Präsident von *EUROSOLAR e.V.* und Vorsitzender des *Weltrats für Erneuerbare Energien*. Diese Traueranzeige haben unter anderen Bärbel Bas, MdB SPD aus Duisburg und Bärbel Höhn, MdB vom *Bündnis 90/Die Grünen* unterzeichnet, die ich von Duisburg bzw. als grüner Landesdelegierter in den 90er Jahren erlebt habe.

Alle, die Hermann Scheer's Ideen bewahren und vorantreiben wollen, können *EUROSOLAR* und die *Hermann-Scheer-Stiftung* unterstützen.

Infos dazu finden sich unter <www.eurosolar.de>.

Von der Bundestagsfraktion *Bündnis 90/Die Grünen* lesen wir:

Ohne die vertrauensvolle und engagierte Zusammenarbeit mit ihm wäre eine erfolgreiche Gesetzgebung für Erneuerbare Energien schwer vorstellbar gewesen. Hermann Scheer war ein überzeugter, großer Vordenker und Vorkämpfer für das solare Energiezeitalter - unterzeichnet von Renate Künast und Jürgen Trittin.

Von der Fraktion *Die Grünen/EVA* im Europäischen Parlament heißt es:

Mit Hermann Scheer verlieren wir einen großen Vorkämpfer für die Energiewende in Europa [...]

Er hat unermüdlich für die Vision einer Energieversorgung geworben, die auf Sonne, Wind und Wasser basiert. Von den Besitzstandswahrern des fossil-atomaren Zeitalters hat er sich nie abschrecken lassen [...]

Unterschrieben von den Vorsitzenden Rebecca Harms und Dany Cohn-Bendit. In der Traueranzeige des *Instituts Solidarische Moderne* steht:

Das ISM war und ist für dich und uns der Ort für ein soziales und ökologisches und kulturelles Denken einer besseren Gesellschaft, an dem die Humanität an Stelle des Neoliberalismus zu Hause ist.

Vom Team von *EUROSOLAR* kommt folgende Traueranzeige:

Hermann Scheer, Präsident von *EUROSOLAR* und Mitglied des Deutschen Bundestages.

Die Energiewende beschleunigen und demokratische Prinzipien festigen – für diese Kernanliegen Hermann Scheers lohnt es sich, zu arbeiten. Wir hatten das Glück, mit ihm gemeinsam dazu beizutragen, die Welt nachhaltig zu verändern.

In Berlin arbeiten die Autoren des 2016 bei de Gruyter erschienenen Standardwerks: *Humanismus. Grundbegriffe*, Frieder Otto Wolf, Hubert Cancik und andere an einer *Enzyklopädie großer HumanistInnen in Geschichte und Gegenwart*. Ich bin mir sicher, dass sie auch Hermann Scheer in dieses Werk aufnehmen werden.

In einem Kommentar zum Tod von Hermann Scheer weist Bernward Janzing darauf hin (*taz* 16.10.10) dass Deutschland gerade den größten Umbau der Stromwirtschaft seit Beginn der Elektrifizierung vor 130 Jahren erlebt – weg von Kohle und Atom, hin zu den Erneuerbaren – das ist eine enorme Aufgabe. . .

Entsprechend haben wir jetzt die Verpflichtung gegenüber nachfolgenden Generationen, den ökologischen Wandel voranzutreiben.

Sein Fazit: „Mit Kleinmut gibt es keine Energiewende“. Oder im Originalton Greta Thunberg:

Ihr sprecht nur davon, mit denselben schlechten Ideen weiterzumachen, die uns in dieses Chaos gebracht haben. Die einzig vernünftige Sache ist es, die Notbremse zu ziehen.

Oder im Originalton der FFF*-Bewegung: „Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut.“

AGGRESSIVER HUMANISMUS

Ich möchte nun auf eine humanistische Initiative hinweisen, die in letzter Zeit für einige Aufregung gesorgt hat.

Gemeint ist das 2009 von Phillip Ruch gegründete *Zentrum für politische Schönheit* (ZPS), das für Aktionskunst in der Tradition Christoph Schlingensiefes steht.

Bekannt wurde das Zentrum mit Aktionen zur Rettung syrischer Flüchtlinge 2014, mit dem Transport der Kreuze von Mauertoten an die europäischen Außengrenzen, ebenfalls 2014, und danach mit der Beerdigung angeblich im Mittelmeer ertrunkener Flüchtlinge 2015 in Berlin.

Neuerdings 2017 mit der Installation einer Nachbildung des Holocaust-Mahnmals auf dem Nachbargrundstück von Bernd Höcke, dem AfD-Rechtsaußen, der diese „Präsentation unserer Schande“ am Rande des Tiergartens und in der Nähe des Regierungsviertels und der amerikanischen Botschaft in Frage gestellt hatte.

Aus Anlass des Erscheinens seines Buches: *Wenn nicht wir, wer dann? Ein Manifest* im Verlag Ludwig, erklärt sich Phillip Ruch im Interview (*DER SPIEGEL* 48/2015).

Er hatte in Berlin bei Herfried Münkler zum Thema: Rache promoviert, bevor er in Berlin das ZPS gründete.

Er sagt, die Politik habe den Sinn für das Schöne verloren, und fordert einen „aggressiven Humanismus“. Politische Schönheit habe nichts mit Terroranschlägen zu tun, sondern mit der Reaktion darauf.

ERSTES BEISPIEL

Die Reaktion der indischen Regierung auf die Anschläge in Mumbai (Bombay) 2008 war ein Akt von seltener politischer Schönheit. Statt einen Krieg mit Pakistan loszubrechen, statt massiv die Rechte der Muslime einzuschränken [...] bewies der Staat die Größe, den Angriff auszuhalten.

Menschen, die gelernt haben, Angriffe auszuhalten, die sich nicht gezwungen sehen, jeden Angriff zu vergelten, sind etwas unfassbar Schönes.

Auf seine „Kriegsbemalung“ mit Asche im Gesicht angesprochen, sagt er zum Reporter: Das ist Ruß. Wir ziehen nicht in den Krieg, sondern kommen aus der Apokalypse des 20. Jahrhunderts. Wir alle.

Sie auch. . .

Und weiter: unsere Politik kennt das Wort Schönheit nicht mehr. Sie muss es erst wieder lernen. . .

Wir fragen uns viel zu selten, was das Schönste, Beste, Großzügigste wäre, was wir in unserem Leben tun können. Auch unsere Politiker müssen aus ihrem Alltags-trott heraustreten und sich fragen, was das Schönste ist, was sie für das Land, für Europa, für die Menschheit tun können [...]

ZWEITES BEISPIEL

Ein Akt politischer Schönheit könnte darin bestehen, wenn die Bundesregierung nach der Geschichte des 20. Jahrhunderts – nach Auschwitz, Bosnien oder Ruanda – endlich ein Ministerium zur Verhinderung von Völkermorden einrichtete [...]

DRITTES BEISPIEL

Und wir müssen mit aller Macht versuchen, das Massensterben der Einwanderer an Europas Außengrenzen zu stoppen [...] Die toten Körper der Einwanderer stellen die Schlüsselfrage unserer Zeit: Was ist uns ein Menschenleben wert? [...] Die Politik Europas wird sich die kommenden zehn Jahre um diese Frage drehen: Entehren wir die Flüchtlinge oder schätzen wir sie wert?

In seinem Buch schreibt Ruch:

* *Fridays for Future*

Wir brauchen Widerstand im Namen der Humanität Europas.

Was meint er damit?

Etwas sehr Altmodisches:

Haltung [...] Viele Menschen haben das Gefühl, dass sie in dieser Welt ohnehin nichts ausrichten können, dass es auf sie überhaupt nicht ankommt. Mich interessiert, woher kommen diese Ohnmachtsgefühle? [...] Weil die Idee vom Menschen als handelndem Wesen abgeschafft wurde [...]

Kein Mensch mit Verstand kommt umhin, seine Bedeutung zu relativieren angesichts der titanischen Dimension des Universums. Ein Blick in den Himmel genügt, und wir sehen doch die Nichtigkeit der menschlichen Welt.

SPIEGEL: Sie fordern einen „aggressiven Humanismus“. Halten Sie Gewalt für ein legitimes politisches Mittel?

RUCH: Nein, auf keinen Fall. Mit aggressivem Humanismus ist eine gewisse Hartnäckigkeit oder Beharrlichkeit gemeint [...] Heute sammeln sich Menschen allenfalls für eine Lichterkette oder sie unterschreiben Online-Petitionen. Diese Formen des platonischen Protestes müssen ein Ende haben. Unsere Gesellschaft hat einen unermesslichen materiellen Reichtum und ein liberales Rechtssystem, – dies gilt es endlich mutig zu nutzen.

SPIEGEL: Woher kommt Ihr Drang, die Welt verbessern zu wollen?

RUCH: Im Geschichtsunterricht an meiner Schule hieß es: „Nie wieder Auschwitz“. Wenn man diesen Schwur ernst nimmt, und das tue ich, dann muss man sich irgendwann fragen: wie kann es sein, dass trotz Auschwitz Ruanda möglich war? Warum konnten bosnisch-serbische Verbände in Srebrenica einen Genozid begehen, ohne dass Europa oder die USA einschritten?

Eli Wiesel hat einmal gesagt, das Gegenteil von Liebe sei nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit.

Ich sehe es als meine Aufgabe, und die Aufgabe des Zentrums, die Gleichgültigkeit meiner Generation zu durchbrechen [...]

Wäre ich pessimistisch, würde ich kaum versuchen, politische Schönheit zu bergen.

Wir haben grundsätzlich die Möglichkeit, den Menschen in seiner Schönheit oder in seiner Hässlichkeit zu sehen.

Ich habe mich nicht nur für Ersteres entschieden, sondern dabei auch die Erfahrung gemacht, dass das die Sicht auf unsere Zivilisation umkrempelt [...]

Die einzige Ideologie, die mich je überzeugt hat, ist der Humanismus. Ich halte die Idee, dass allen Menschen die gleichen Rechte zukommen sollen, für absolut zwingend. Humanität bedeutet, alles in seiner Macht stehende zu tun, um Menschen nicht sterben zu lassen, alle politisch verfügbaren Ressourcen zu mobilisieren, um Menschenleben zu retten.

VIERTES BEISPIEL

Zur Erinnerung an Srebrenica errichtete Ruch mit dem ZPS eine „Zone der Sprachlosigkeit“ rund um das Brandenburger Tor. Im Film *Himmel über Srebrenica* ließ er als Regisseur die Akteure, basierend auf Protokollen aus dem US-Führungsstab, selbst sprechen. Mit den „Säulen der Schande“ bezog er das Publikum ein:

Was bleibt von 8.372 getöteten Menschen? In ganz Europa sammelten Menschen Schuhe – genau 16.744, für jedes Opfer zwei. Leuchtende weiße Buchstaben, ein „U“ und „N“ wurden damit gefüllt, darin Einschusslöcher, die in die Schuhe aus ostbosnischen Massengräbern eingelassen sind.

Ein Mahnmal wider das Vergessen, aufgestellt am Friedhof von Potocari, unweit von Srebrenica.

In einem langen *taz*-Gespräch von Anfang August 2015 mit Martin Kaul wird Ruch noch deutlicher und persönlicher:

Die Beschäftigung mit Srebrenica ist eine Ur-Erfahrung. Bosnien ist eine Blaupause für die neuen Völkermorde im 21. Jahrhundert. Jeder, der damit in Berührung gekommen ist, weiß: Es lässt einen nicht mehr los. Das Gleiche geschieht im Moment mit allen, die sich mit der Lage in Syrien befassen. Man muss sich jeden Genozid vornehmen und fragen, wie er hätte verhindert werden können. Auch den Holocaust [...] Für mich ist der Widerstand gegen politische Verbrechen historisch gesehen mehr

als eine Geste. Es ist und war stets unser Pazifismus, unsere Inszenierung als friedensliebend, die täglich Tausende Menschen tötet. Srebrenica oder Syrien [...] wir hätten das niemals zulassen dürfen [...]

Bis zur Erfindung der Meinungsfreiheit gehörten Intellektuelle zu den gejagtesten Gestalten in der Geschichte der Menschheit. In den großen Kriegen wurden sie zu allererst getötet.

Wer interessiert sich heute noch für das, was vermeintliche Intellektuelle in Deutschland zu sagen haben?

[...] Ich war sicher vorgesehen für die klassische Karriere eines Intellektuellen. Universität, Promotion, Exzellenzcluster, vielleicht eine akademische Karriere. Nach der Promotion habe ich mich allerdings gefragt: Was erwarte ich von einem Intellektuellen? Was erwarte ich von mir? („Was erwarten Sie von sich?“)

Dass ich nicht nur wegsehe. Man kann Philosophie nicht ohne Kenntnisnahme des Holocaust betreiben.

Sich der Wirklichkeit zu stellen, ist an sich schon eine Herausforderung. Die Wirklichkeit ist eine unfassbare Zumutung [...]

FÜNFTE BEISPIEL

Wir entsenden den Eskalationsbeauftragten in eine Welt, in der davon ausgegangen wird, dass es nur Realpolitik gibt, und moralische Positionen nicht durchsetzbar sind [...] Politiker rechnen mit einer Grundschwäche moralischer Positionen. Sie können sich schlicht nicht vorstellen, dass Moral eskalieren kann [...]

Wenn Sie etwas wie den „Marsch der Entschlossenen“ betrachten, der gegen die Inhumanität der deutschen Abschottungspolitik auf die Straße gegangen ist, werden Sie irgendwann erkennen, dass im Medium der Kunst das stattfinden kann, was wir eigentlich „Gesellschaft“ nennen. Das war zu allen Zeiten das oberste und nobelste Ziel des Theaters.

Dass es viel Widerspruch und manche Kontroversen um die Kunstaktionen des *Zentrums für politische Schönheit* gegeben hat, verwundet nach diesen Beispielen nicht.

Jedenfalls ist es kein Zufall, dass mir Frieder Wolf einmal schrieb, er würde versuchen,

Phillip Ruch zum Humanistentag 2018 in Nürnberg einzuladen, bei dem es um den 70. Jahrestag der Verkündigung der Menschenrechte durch die Vereinten Nationen geht. Das hat leider nicht geklappt.

Im Internet sind in chronologischer Reihenfolge alle bisherigen Aktionen des ZPS aufgeführt und kommentiert.

LEITKULTUR

Gerade noch rechtzeitig für meinen Bericht hat Frieder Otto Wolf im *diesseits*, dem Humanistischen Magazin des HVD-Bundesverbands einen klärenden Artikel zur „Konzeption einer christlich-jüdischen Leitkultur“ geschrieben. (*diesseits* Nr. 118). Überschriften mit: *Grundkonsens statt Leitkultur*.

Er stellt darin die „Kernfrage, was eine Leitkultur ausmacht, und wozu sie gut ist, und ob wir sie brauchen können, und wer sie überhaupt gebrauchen kann.“

Bei Leithammel, Leitplanke, Leitgedanke sei ja noch alles klar, – aber beim Begriff der Kultur, insbesondere der „Deutschen Leitkultur“ gehe es um die Behauptung eines Vorrangs:

Es soll den konstitutiven Elementen einer „deutschen Identität“... eine Verbindlichkeit verliehen werden, welche dann für die „Einwanderer“ unterschiedlichster Art eine Konformitätsforderung darstellt.

Das sei offenbar nicht nur ziemlich schwierig... sondern auch keineswegs selbstverständlich oder alternativlos.

Als Humanisten haben wir nicht nur eine Identität als Deutsche, sondern eben auch als Europäer, und als Menschen gehen uns auch die „großen Fragen der Menschheit“ etwas an.

Er möchte daher das Gerede über „nationale Identität“ eher mit dem Bezug auf eine verbesserte Gesellschaft in einer befreiten Zukunft verbinden, – wie es in der Brecht'schen *Kinderhymne* angedeutet ist:

Und weil wir dies Land verbessern
lieben und beschirmen wir's.

Und das liebste mag's uns scheinen
so wie andern Völkern ihrs.

Jürgen Habermas hat (dazu) die gemeinsame Berufung auf Demokratie und Grundrechte als *Verfassungspatriotismus* ins Spiel gebracht.

Frieder Otto Wolfs Schlussfolgerung:

Als HumanistInnen sollten wir die Aufgabe annehmen, einen derartigen europäischen Verfassungspatriotismus [...] zu verteidigen und weiterzuentwickeln, – auch und gerade als Deutsche.

Eingangs seines Artikels stellt er übrigens die ketzerische Frage, warum aus der Verteidigung des „christlichen Abendlandes“ inzwischen ein „christlich-jüdisches“ Anliegen geworden sein soll, ohne das zu vertiefen, stellt aber klar:

Wir sollten auch nicht übersehen, dass mit dieser Konzeption die „Dritte im Bunde“ der sogenannten „abrahamitischen Religionen“, nämlich der Islam, genauso nach „draußen“ gestellt wird wie alle anderen Religionen der Welt (die selbstverständlich längst auch in Deutschland und Europa angekommen sind.)

So wie wir als bewusst nicht-religiöse HumanistInnen ohnehin nach „draußen“ gestellt sind, wenn dem Land, in dem wir leben, – und möglichst auch noch all den anderen Ländern der EU, die das mehrfach abgelehnt haben – eine „christlich-jüdische Leitkultur“ unterstellt wird.

LEITKULTUR/INTEGRATION/RICHTIG-REDEN/GRUNDKONSENS

Erst Lehrer an einem Berufskolleg, dann Professor, heute Abteilungsleiter im Integrations-Ministerium des Landes NRW: der Soziologe Aladin El-Mafaalani, 39 Jahre alt, hat binnen kurzer Zeit eine Karriere wie ein sog. „Vorzeige-Migrant“ hingelegt.

In seinem Buch: *Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt* behauptet er, dass Integration in Deutschland so gut gelinge wie nie zuvor und eben deshalb komme es zu Konflikten.

Denn: so offen und liberal und demokratisch wie heute war Deutschland noch nie. Alle können mitmachen [...] Wenn wir zu scheitern drohen, dann an unseren Erfolgen. Aber: wenn Integration gelingt, wird die Gesellschaft nicht homogener, nicht harmonischer, nicht konfliktfreier. Im Gegenteil [...]

Jede erfolgreiche Bewegung erzeugt eine Gegenbewegung. Der Islamismus ist so eine Reaktion, der Rechtspopulismus eine andere.

Beides sind Bewegungen der Schließung einer Gesellschaft, beide sind vergangenheitsorientiert.

Im Interview (*DER SPIEGEL* 31/2018) wird er gefragt: Also der Rechtspopulismus als allerletztes Aufbäumen der Kräfte, die sich gegen die offene Gesellschaft stemmen? Er sagt:

Das halte ich für plausibel. Und der Islamismus gehört da unbedingt dazu [...] aber die Mehrheit der Menschen hat immer noch Bock auf die offene Gesellschaft, viele wollen sie sogar noch weiter öffnen.

SPIEGEL: Die Botschaft ihres Buches in einem Satz: „Früher war alles schlechter“.

Darauf der Soziologe:

Menschen mit Migrationshintergrund haben immer noch schlechtere Teilhabechancen, studieren seltener, sind häufiger arbeitslos. Das bezweifle ich nicht. Aber es war doch früher noch viel schlimmer. Wir bewegen uns in die richtige Richtung [...] Ja, Kinder von Migranten sind plötzlich in Sichtweite der Schichten, die den Ton der öffentlichen Debatte angeben.

Das zeigt, die Bildungschancen von Migrantenkindern, die Ausbildungschancen, die Arbeitsmarkt-Chancen, all das ist besser geworden. ...

In meinem Buch beschäftige ich mich mit gelungener Integration und den Folgen. Im Ministerium mit der Frage, wie sich Integration noch weiter verbessern lässt. Das war noch nie so schwer wie jetzt, eben weil wir schon so weit sind. Das reizt mich. ...

Wir wollen eine Einbürgerungskampagne machen. Und wir brauchen endlich ein zeitgemäßes Einwanderungsgesetz. Schließlich wird es auch um die Frage gehen, wie wir deutlich mehr Migranten in den öffentlichen Dienst bekommen können. Die Öffnung der Institutionen ist für eine offene Gesellschaft extrem wichtig. Das braucht seine Zeit.

Mein größter Wunsch bis dahin wäre eine neue Streitkultur. Streitkultur ist die beste Leitkultur.

Ja, Political Correctness ist wichtig für die Streitkultur. Die Sprache wird komplexer, weil die Gesellschaft komplexer geworden ist. Von Amtsträgern muss man komplexes Denken und auch eine komplexe Sprache erwarten können. . .

Man sollte aber die Sprache nicht zum zentralen Konfliktfeld machen. Das schnelle Beleidigtsein passt genauso wenig zu einer Streitkultur wie das Provozieren als Selbstzweck.

NACHSATZ

„Paradox sei die Vokabel, mit der Aladin El Mafaalani, – der seit Mitte 2019 an der Uni Osnabrück Professor für Erziehung und Bildung in der Migrationsgesellschaft ist – die Gegenwart auf den Begriff bringt“, meint Tobias Becker. (*DER SPIEGEL* Chronik 2019)

Nur ein Beispiel dazu:

Immer mehr Gruppen bekommen in unserer Gesellschaft einen Platz am Tisch und melden sich dort selbstbewusst zu Wort, Frauen, Ostdeutsche, Homosexuelle, Migranten, Behinderte. Für diejenigen, die schon länger am Tisch sitzen, kann das ungemütlich sein. Sie werden plötzlich mit ganz neuen Positionen konfrontiert, auch mit Widerreden auf die Reden, die sie jahrzehntelang ungestört schwingen konnten. Ihre empörte Reaktion: Das wird man doch wohl noch sagen dürfen! (Und, darf man?)

Klar darf man. Aber man muss sich darauf gefasst machen, dass plötzlich jemand widerspricht. Je mehr gesagt werden kann, je weniger Tabus es also gibt, je unterschiedlicher die Sprecher und deren Positionen sind, desto größer der Streit. Man kann an diesem Tisch nicht mehr sprechen wie früher, wenn an diesem Tisch andere Menschen sitzen als früher [...] Man darf nichts Schlechtes über Ausländer sagen, ohne dass es Widerspruch gibt [...] Männer können nicht mehr anzüglich über das Aussehen von Frauen reden, wenn Frauen dabei sind. Eine offene Gesellschaft verlangt nach einer sensibleren Sprache.

Ich muss sagen, dass mir das, was dieser „Vorzeige-Migrant“ sagt, ausgesprochen sympathisch ist, meines Erachtens bringt er nur etwas praktisch-konkreter zum Ausdruck, was weiter oben Isolde Charim als Philoso-

phin etwas abstrakter, aber nichts desto weniger triftig bemerkte, in dem, was es heißt, in einer pluralisierten Gesellschaft zu leben.

Auf das neue Buch von El Mafaalani zum Thema: *Mythos Bildung* bin ich jedenfalls gespannt, Erscheinungsdatum: Februar 2020.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf die aktuelle Serie (11/12, 2018) im *Deutschlandfunk* im Format *Essay und Diskurs* hinweisen, nämlich die zur *Sprachkritik*:

Im ersten von vier Vorträgen befasst sich die Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann von der Uni Konstanz mit der *Neuen Rechten Rhetorik*, die sich in den Vordergrund politischer Debatten drängt. Sie analysiert den sprachlichen Rechtsruck und spricht über Ethik und Selbstkritik im öffentlichen Austausch.

ZUSATZ

Auf der Rückseite des *Reclam*-Bändchens (150 Jahre Universalbibliothek *Konfuzius-Gespräche* steht ein Zitat von Konfuzius:

Was du selbst dir nicht wünschst, das tue auch anderen nicht an.

Oder, so meine ich, frei nach Wilhelm Busch:

Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann hat sinngemäß dieser Maxime universelle Bedeutung für die menschliche Zivilisation zugesprochen.

Sie hat in diesem Jahr, 2018, zusammen mit ihrem Mann Jan Assmann, den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels für ihre Forschungen und Bücher zu Geschichte und Gedächtnis, Erinnerungskultur und Erinnerungspolitik bekommen. Als 1947 Geborene ist sie auch eine Angehörige der 68er Generation.

Im zweiten Vortrag *Moral statt Hasstiraden* geht es dem Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch von der Freien Universität Berlin um die Frage: Wie prägt Sprache das gesellschaftliche Klima? Und was veranlasst immer mehr Menschen zu verbalen Attacken gegen Minderheiten? Er bricht eine Lanze für politisch korrekte Sprache.

Im dritten Vortrag zur *Geschlechter-Gerechtigkeit* plädiert die Philosophin Svenja

Flaßpöhl für einen offensiven, selbstbestimmten Begriff von Weiblichkeit – vor allen orthographischen Reformen. Ein Gespräch über das „generische Maskulinum“, – das andere Sprachen, z.B. das Englische, gar nicht kennen! – und Feminismus in der Sprache.

Die Autorin hat kürzlich (2018) die Streitschrift: *Die potente Frau. Für eine neue Weiblichkeit* veröffentlicht.

Im vierten und letzten Vortrag *Besser streiten* mit dem Philosophen Daniel-Pascal Zorn berichtet dieser, wie mit der Platzierung oder Tabuisierung von Begriffen Politik gemacht wird – da treffen bei „rechten“ und „linken“ Dogmatikern „Rechtspopulisten“ auf „Gutmenschen“, „Hassbürger“ auf „Tugendterroristen“ – und plädiert für die Rückkehr zu einem vernünftigen Dialog, zu produktivem Streit mit philosophisch geschulter Argumentation.

Zorn hat als Autor 2017 im *Klett-Cotta Verlag* das Buch: *Logik für Demokraten. Eine Anleitung* herausgebracht. Im gleichen Verlag und Jahr erschien der von ihm gemeinsam mit Per Leo und Maximilian Steinbeis verfasste Leitfaden: *Mit Rechten reden*.

GRÜNE: DIALOGISCHER ANSATZ

Peter Unfried, *taz*-Chefreporter, (*taz* 25.6.2017) stellte die Frage: „Wie machen die Grünen die Welt wirklich besser?“ Lukas Beckmann hat die Antwort:

Beckmann ist eine der wichtigsten Gründertypen der Grünen, 66 Jahre alt, und hat beim Parteitag der Schleswig-Holstein-Grünen folgendes gesagt:

Die Entwicklungs- und Regierungsgeschichte dieses Landesverbandes sei ein „kulturpolitischer Erfolg, der grünes Verständnis von Politikmachen verändert.

Was heißt das? Er ist überzeugt, dass die Grünen „die wesentlichen historischen Fragen verkörpern[...] die Methode, um politisch wirken zu können, heißt für ihn ‚dialogischer Ansatz‘, und den hat er in Schleswig-Holstein gefunden [...] Ohne einen stärker dialogischen Ansatz kommen wir nicht weiter“, sagt Beckmann. Finanzministerin Monika Heinold, Energiewende- und künftig auch Digitalisierungsminister Robert Habeck und

die anderen sieht er als politische Protagonisten eines „öffnenden Diskurses“, der „nicht Grundlagen über Bord wirft“, aber Politik von den „Aufgaben“ her definiere.

Der bewusst nicht a priori auf der Überlegenheit eines eigenen Textes besteht, den er mit „roten Linien“ gegen Feinde schützt. . .

Gestaltungsprozesse leben von Freiheit, Unabhängigkeit und vom Dialog mit anderen demokratischen Parteien.

Von dem Selbstbewusstsein, sich auf andere Linien einzulassen, und die Angst zu überwinden, so dass man auf rote Linien verzichten kann.

Hierher passt auch, was Frieder Otto Wolf 2007 mit Ulrike Dausel im Berliner Pilotprojekt zur „Humanistischen Beratung“ zu Papier brachte: Unter der Überschrift *Richtig miteinander reden* fragt er: Was lässt sich von dem, was man als Philosoph so lernt, für humanistische Beratung sinnvoll einsetzen?

Das geht von elementaren Anforderungen an Verständigung und Auseinandersetzung – wie sich verständigen und sinnvoll streiten – von allgemeinen formalen Voraussetzungen für ein Gelingen unseres Redens – wie Klarheit schaffen, explizit reden und Rationalität als Haltung der Vernünftigkeit entwickeln, über allgemeine inhaltliche Bedingungen für ein Gelingen unseres Redens, nämlich die *Fünf Bedingungen als Prinzipien unseres Redens*:

- das Jedermensch-Prinzip, jede/r muss sich beteiligen können, wenigstens durch eine Frage,
- das Argument-Prinzip, mit Gründen argumentieren,
- das Untersuchungs-Prinzip, vorher den Gegenstand untersuchen, über den geredet wird,
- das Eigenfleisch-Prinzip, was jemand am eigenen Leib erlebt hat, besonders ernst nehmen, muss aber als Erfahrung nachvollziehbar sein,
- das Methoden-Prinzip, seine Gedanken in eine nachvollziehbare Ordnung bringen,

bis zur Bedeutung für humanistische Beratung, – zuhören, wie geredet wird, – Klarheit, Konsequenz und Kohärenz einfordern, mit Fingerspitzengefühl das tun, – Nachfragen, (nicht im Sinne von Kreuzverhör), – Argumente gemeinsam prüfen, – ist es ein Ar-

gument, wie weit trägt es? – Achtung vor der konkreten Erfahrung des Anderen, – Rückgriff auf nachvollziehbare Muster und Modelle des Argumentierens, Fragens, usw.

Diese Hinweise habe ich in meinem Angebot zur Humanistischen Lebensberatung des HVD-Landesverbands NRW als „Humanistische Beratung – Gespräche zur Lebensbewältigung“ mit zu berücksichtigen versucht – in der praktischen Umsetzung in den ehrenamtlich durchgeführten Gesprächen mit Ratsuchenden, zunächst am Sitz des Verbandes in Dortmund, später dann im Regionalbüro Ruhr West in Duisburg-Stadtmitte.

Im vormaligen beruflichen Kontext firmierte ich mit: „Becker-Behn. Besser beraten“ bei der *Deutschen Gesellschaft für Supervision* (DGSv), der ich von 2000, dem Abschluss meiner berufsbegleitenden Zusatzausbildung zur *Supervision und Institutionsanalyse bei Triangel – Institut für Supervision* in Hamburg und Berlin bis 2018, dem Start der Abfassung dieses Berichts als „Alt-68er Humanist“ angehörte.

Da schreibt ein prominenter humanistischer Mitstreiter, nämlich der Münchner Philosoph Julian Nida-Rümelin im Anhang seines Buches *Humanistische Reflexionen*. Erschienen 2016 als *suhrkamp taschenbuch wissenschaft*:

Es ist die Leitkultur des Humanismus, der Zivilität, der Menschenrechte, der individuellen und kollektiven Selbstbestimmung, die dem religiösen Fanatismus und der menschenverachtenden Praxis der Vernichtung Andersgläubiger entgegengestellt werden muss. (Quelle: *Humanistische Reflexionen* S. 468)

Ich denke aber, er wird sich damit nicht im Widerspruch zu Frieder Otto Wolfs obigen Ausführungen befinden.

Nida-Rümelin war Kultur-Staatssekretär in der rot-grünen Bundesregierung unter Gerhard Schröder an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München.

In den Nullerjahren brachte er in der ZEIT-Akademie zur Philosophie einen Kurs: *Einführung in die Praktische Philosophie* auf vier DVDs heraus, von dem mir vor allem die Abschnitte über *menschliche Freiheit, Menschenwürde und Freiheit* sowie *Keine Verantwortung ohne Freiheit* zugesagt haben.

Etwa zur gleichen Zeit, 2005 kam ein *Reclam*-Bändchen von ihm *Über menschliche*

Freiheit heraus, das mit dem Kapitel: *Warum die Annahme menschlicher Freiheit begründet ist* beginnt, und mit der Darstellung endet, „Warum Menschenwürde auf Freiheit beruht“.

Ganz aktuell sind die Hinweise auf neueste Veröffentlichungen von ihm, *Unaufgeregter Realismus. Eine philosophische Streitschrift*, 2018 im mentis-Verlag erschienen, sowie ebenfalls 2018 mit Nathalie Weidenfeld, *Digitaler Humanismus. Eine Ethik für das Zeitalter der Künstlichen Intelligenz* im Münchner Piper Verlag herausgekommen. (Aber von mir noch nicht gelesen.)

Schon ein Jahrzehnt zuvor, 2006, gab Elif Özmen eine Aufsatzsammlung von ihm unter dem Buchtitel: *Humanismus als Leitkultur. Ein Perspektivenwechsel* heraus.

Im Vorwort spricht der Herausgeber, dessen akademischer Lehrer Nida-Rümelin war, davon, dass der einmal sagte, „Bildung ist das, was bleibt, wenn man alles vergessen hat“, in Anlehnung an Mark Twains Aussage, „Bildung ist das, was bleibt, wenn der letzte Dollar weg ist.“

Mir fällt dazu der Merksatz von Alfred Grosser ein – den ich weiter oben schon erwähnt habe:

Die Distanznahme zu sich selbst und den eigenen sozialen Bedingungen und Zugehörigkeiten ist für mich die wichtigste Bildung.

Und für die kann man wahrlich alles andere vergessen bzw. braucht auch keinen Dollar oder Euro mehr in der Tasche zu haben.

Wenn ich hier meinen Bericht schreibe, so ist das nichts anderes als der Versuch einer ebensolchen Vergewisserung und Distanznahme zu meinem gelebten Leben als Angehöriger der 68er Generation unter dem Aspekt der zunehmenden humanistischen Orientierung – aufgrund sowohl der prägenden Einflüsse meiner Herkunftsfamilie als auch den formativen Jahren der Studentenbewegung, mit der Erweiterung geistiger Horizonte durch intellektuelle Aufklärung wie lebenspraktischer Befreiungen durch Impulse alternativer Lebensformen.

Allerdings bin ich mir dabei zweier Warnungen durchaus bewusst:

Die österreichische Schriftstellerin Marlen Haushofer – ihr bekanntester Roman ist *Die*

HUMANISTISCHE BERATUNG – GESPRÄCHE ZUR LEBENSBEWÄLTIGUNG

Ein Angebot des Humanistischen Verbandes Deutschland – Landesverband NRW

Humanistische Beratung ist

"die Begegnung von Mensch zu Mensch. Offen und unvoreingenommen zuhören, Freiraum bieten, zum Reden, aber auch zum Schweigen. Freiraum für Zweifel, für Gedanken, auch wenn sie noch so abwegig erscheinen, Freiraum für Gefühle wie Schmerz, Trauer, Angst und Verwirrung, aber auch für Freude, Verlangen, Sehnsucht und Träume. Und für all das, was irgendwo dazwischen liegt. Freiraum bieten für Gefühle, die der oder die Andere sich nur schwer selbst zugesteht, geschweige denn zu zeigen traut. Ohne Eile, ohne Druck. Ohne zu beurteilen, was 'richtig' und was 'falsch', was 'erlaubt' ist und was nicht. Oft scheint beim Gegenüber alles still zu stehen, scheint der Fluss des Lebens ins Stocken geraten zu sein. Den wieder in Bewegung zu bringen, dabei helfen wir."

So sagt es die humanistische Beraterin Ulrike Dausel, die 2007 mit Frieder Otto Wolf vom HVD in Berlin das Pilotprojekt Humanistische Beratung durchführte, an dem ich mich hier orientiere.

Anzumerken ist, dass die meisten Menschen über ausreichende Mittel verfügen, um sich auch in schwierigen Situationen selbst helfen zu können. Aber gelegentlich kann der Blick auf die eigenen Ressourcen, das Vertrauen in die eigene Kraft verloren gehen.

Dann helfe ich als humanistischer Berater dabei, dieses Vertrauen wiederzufinden und weiter zu entwickeln, vor allem durch geduldiges und genaues Zuhören. Mit viel Fingerspitzengefühl versuche ich dann, Klarheit, Zusammenhang und Vernunft ins Gespräch zu bringen, dies alles bei unbedingter Achtung vor der konkreten Erfahrung des Anderen als Mitmenschen.

Mein konfessionsfreies, ehrenamtliches Angebot richtet sich also an Menschen, die sich in schwierigen Situationen befinden und ihre Gedanken, Erfahrungen und Gefühle in Gesprächen äußern und bearbeiten möchten.

Durch Krankheit, nach einem persönlichen Verlust, bei Beziehungs-, beruflichen oder familiären Problemen und vielen Anderem gibt es Momente, in denen man sich allein fühlt und am Sinn der Dinge und des Lebens zweifelt oder in denen starke Verunsicherungen vorhanden sind. Es entsteht der Wunsch, mit jemandem darüber zu reden.

Ein Gespräch zu führen mit einem Menschen, der bewusst im 'Hier und Jetzt' lebt, der eine humanistische Lebensauffassung hat.

Ein Mensch, der zuhört, ohne vorschnell zu bewerten, der sich einfühlt, und gemeinsam mit dem Gesprächspartner nach möglichen Lösungen sucht.

In einer begrenzten Reihe von Beratungsgesprächen kann sich bei dem oder der Ratsuchenden eine Idee zur individuellen Problemlösung oder eine neue Sicht auf die Dinge entwickeln, entstandener Ärger kann abklingen, neue Lebensperspektiven können sich eröffnen, ein neuer Lebenssinn kann entstehen.

Altersbedingt, ich bin Jahrgang 1945, bin ich ein Mensch mit viel Lebenserfahrung und bringe als Psychologin auch langjährige Berufserfahrung als Beraterin mit, die ich nun in meinem Verband, dem HVD-NRW ehrenamtlich weitergeben möchte.

Von mir als Berater können Sie Offenheit in Begegnung und Gespräch, eine humorvolle Haltung und viel respektvolle Neugier für ganz unterschiedliche Menschen und Lebenssituationen erwarten.

Ich freue mich auf den Kontakt mit Ihnen, den Sie bitte über die Geschäftsführung herstellen.

Die Gespräche finden in Dortmund, am Sitz des Verbandes statt.

Ihr Helmut Becker-Behn



Helmut Becker-Behn

beratung@hvd-nrw.de

BÜRO RUHR WEST
DUISBURG - ZENTRUM
JOHANNITERSTR. 32
TEL. 0203 - 298 24 40

Wand (des Nichtverstehens zwischen den Geschlechtern, so habe ich ihn gelesen) – hat einmal geschrieben:

Nichts ist so schwer, als sich selbst auf die Schliche zu kommen.

Und Altmeister Sigmund Freud geht da noch einen Schritt weiter, und hat in seinen psychoanalytischen Schriften mehrmals betont, dass es dem Menschen unmöglich ist, eine wahrheitsgemäße Autobiographie zu schreiben, zu sehr käme ihr oder ihm dabei das eigene Unbewusste in die Quere, als das Beschönigen oder Verschweigen z.B. schambesetzter Handlungen oder als durch Wunschenken gefärbte Selbstdarstellung.

Dessen eingedenk, schreibe ich ja einen *Beicht eines Alt-68er Humanisten* über Stationen meines Lebens, die mir im Rückblick in Erinnerung geblieben sind, als beispielhaft für die Verquickung von individuellem Leben und sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen, denen ich ausgesetzt war.

Ich musste dabei immer mal wieder an ein mir liebgewordenes Kafka-Zitat aus dem Roman: *Der Prozess* denken, da schreibt er nämlich:

„Das Verfahren geht allmählich ins Urteil über“ – darüber, was für ein Mensch oder gar Humanist ich geworden bin.

GRUNDKONSENS STATT LEITKULTUR

Eben erst fällt mir ein ausführliches Interview in die Hände, das Erik Platzek, seinerzeit Chefredakteur von *diesseits. Das humanistische Magazin* mit Frieder Otto Wolf im Mai 2017 aus Anlass der zuvor vom damaligen Bundesinnenminister Thomas de Maizière in der *Bild am Sonntag* (BamS) veröffentlichten *Zehn Thesen zu einer Leitkultur für Deutschland* im Online-Dienst <www.diesseits.de> Nr. 118 führte.

Unter der Überschrift: *Grundkonsens statt Leitkultur* wird festgehalten, dass in einer demokratischen Gesellschaft ein Innenminister nicht einfach „von oben“ vorgeben kann, durch welche Prinzipien, Wertorientierungen und Ideale die Menschen in unserem Land ihr Zusammenleben gestalten.

Wolf plädiert dafür, stattdessen über einen gesellschaftlichen „Grundkonsens“ zu diskutieren; zur beständigen Erneuerung und Re-

produktion dieses Grundkonsenses braucht es aber auch eine politische Kultur, die zur Diskussion einlädt, und die darauf aus sein müsste, bisher „Beschwiegenes“ auseinandersetzungsfähig zu machen.

Das sind z.B. die zwei schwierigen Themen, zum einen die imperialen Aggressionen der *Weltmächte*, auch der *Westmächte* und der USA, zum anderen die Polarisierung von Armut und Reichtum im Weltmaßstab. Beide Themen stehen hinter dem, was auch hierzulande als *Flüchtlingskrise* angekommen ist. . .

Wir brauchen, so Wolf,

dringend eine sehr viel weiter entfaltete und bewusster geführte öffentliche Debatte und umfassende Aufarbeitung der Menschheitsverbrechen Nazi-Deutschlands, aber auch der Verbrechen des Stalinismus, durch die den Hoffnungen auf positive Konsequenzen der russischen Oktoberrevolution die Grundlage entzogen worden ist [...]

Das darf aber nicht bedeuten, sich den großen inhumanen Tendenzen unserer Gegenwart nicht zu stellen, ganz im Gegenteil verlangt diese Beschäftigung erst recht danach, sich hier und heute zu engagieren, wo immer Humanität verletzt oder bedroht wird [...]

Daher ist es von einiger Bedeutung, welche Angebote für eine demokratische Identifikation öffentlich propagiert werden, weil die sich auf die Zugehörigkeit zu einem Gemeinwesen beziehen, also nicht auf etwas in persönlichen Verhältnissen Konstituiertes, sondern auf sachliche, mehr oder minder „universalistische“ Kriterien:

Im Weltmaßstab der UNO auf die Erklärungen der Menschen- und Bürgerrechte, im europäischen Maßstab auf deren Konkretisierungen im Rahmen des Europarats, im EU-Maßstab durch die Prinzipien der Verfasstheit der EU und im Rahmen Deutschlands durch die Grundsätze des Grundgesetzes.

Darauf lässt sich dann unsere Verantwortung gegenüber der deutschen Geschichte, auch angesichts der gegenwärtigen Rolle Deutschlands in Europa und in der Welt, stützen.

Frieder geht dann mit Arik im einzelnen die zehn Thesen de Maizieres durch, wovon ich nur Folgendes herausgreifen möchte:

Frieder Otto Wolf betont, dass gerade angesichts unserer deutschen Geschichte die große Chance darin besteht, zur Entwicklung einer heute nötigen, politischen Sensibilität beizutragen, und es wäre ein schreckliches Versäumnis, diese Chance zu vertun [...]

Die in Deutschland seit den 60er und 70er Jahren entwickelte Zivilkultur ist sicherlich eine positive Entwicklung gegenüber der älteren „Kultur der Obrigkeiten“* aber ihre Resilienz bleibt noch zu erproben, und ihre Fähigkeit zu einer aktiven Konfliktregelung ebenfalls.

Mit anderen Worten: Wir müssen unsere Bindungen an Demokratie, Frieden und europäische Einigung stärken und weiterentwickeln.

Zum Schluss heißt es bei ihm:

Das nächste und dringlichste Thema dürfte die tiefe und immer noch weiter zunehmende Spaltung, ja Polarisierung unserer Gesellschaft sein, wie sie sich – nicht nur innerhalb Deutschlands, auch in der Dimension Europas und weltweit – seit den 90er Jahren zwischen denjenigen, die von der neoliberalen Bereicherungspolitik haben profitieren können, und den sehr Vielen aufgetan hat, die von ihr marginalisiert und „abgehängt“ worden sind [...]

Es gibt nämlich einfach keinen Grund, zu glauben, dass es ohne Anstrengungen für einen sozialen Ausgleich und für eine nachholende Entwicklung der marginalisierten Länder und Regionen noch lange Zeit möglich sein wird, lebendige demokratische Verhältnisse zu reproduzieren [...]

Ich denke, dass auch das Projekt der Europäischen Union [...] trotz aller schon vor deren aktueller Krise thematisierten Defizite zu unserem Grundkonsens gehören sollte [...]

Innerhalb Deutschlands ist ja leider immer noch das Thema der weltanschaulichen Neutralität des Staates von aktueller Sprengkraft, da regierende Politiker fast aller Parteien, wie auch de Maiziere, immer wieder ganz unverhohlen eine christliche Leitkultur beschwören [...]

Das verstößt nicht nur gegen einen Grundkonsens im Grundgesetz, dem gemäß niemand wegen seiner religiösen Anschauungen bevorzugt oder benachteiligt werden darf.

Sondern in einem Land, in dem in nicht mehr langer Zeit der größte Teil der Gesellschaft zu keiner kirchlichen oder anderen konfessionellen Gemeinschaft gehört, sollte [...] zu unserem Grundkonsens gehören, dass Vertreter staatlicher Stellen nicht länger die Illusion einer irgendwie spezifizierten religiösen Leitkultur propagieren.

UNGLÄUBIGE

Nochmals zu Phil Zuckerman, dem weltweit ersten Professor für Atheismus, der vom *SPIEGEL*-Redakteur Hilmar Schmudt Ende 2017 besucht und interviewt wurde:

Zuckerman wurde von mir zitiert im Abschnitt: *Freiheit von Religion* in dem von Guido Mingels herausgebrachten Buch: *Früher war alles schlechter*, hieraus über „die einzige wachsende Glaubensgemeinschaft in Deutschland, die der Ungläubigen“.

Zuckerman erforscht „den Glauben der Ungläubigen“ und antwortet auf die Frage, wie er seinen drei Kindern ohne Priester, Imame oder Rabbiner den Unterschied zwischen Gut und Böse erklären will:

Moral entsteht nicht durch Predigten, sondern durch das, was man seinen Kindern vorlebt.

Das ist das, was der von mir erwähnte Sozialphilosoph Helmut Fleischer *das gelebte Ethos* nennt. Und zwar in seiner Schrift: *Ethik ohne Imperativ. Zur Kritik des moralischen Bewusstseins*, das als *Fischer-Taschenbuch* erschien.

Auch in den USA, so Zuckerman, wächst nur eine Weltanschauung beständig seit 25 Jahren, und zwar die der Nicht-Religiösen. Jedes Jahr kommt über eine halbe Million dazu, bei den unter 30-Jährigen liegt ihr Anteil schon bei knapp einem Drittel.

Mehr Bildung, Sicherheit und Wohlstand gehen mit schwindendem Interesse an Religion einher.

Woran aber glauben die Ungläubigen wirklich?

* Und ein wesentliches Verdienst der 1968er Generation, vgl. Gerd Koenen, *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977*.

Viele Gottlose, so hat Zuckerman durch Hunderte Interviews mit Nichtreligiösen herausgefunden, hängen keiner postmodernen Beliebtheit an, sondern tendieren stark zu liberalen Grundwerten: Pazifismus, Bildung, Menschenrechte.

„Dahinter steht oft jene goldene Regel, die man auch in fast allen Religionen findet“, sagt Zuckerman:

Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu!

– Diese Regel kommt in meinem Bericht jetzt schon zum dritten Mal vor, – da muss wohl was dran sein!

Auch Todkranke hat er zu ihrem Unglauben befragt. Und stieß dabei immer wieder auf eine erstaunliche Kraftquelle: das Staunen über die flüchtige Schönheit dieser Welt – denn eine andere gibt es nicht.

FRÜHER WAR ALLES SCHLECHTER

Hierzu möchte ich anmerken, dass inzwischen der zweite Band der von Guido Mingels herausgebrachten Kolumne im *SPIEGEL*: *Früher war alles schlechter. Neue Fakten, warum es uns trotz Kriegen, Krankheiten und Katastrophen immer besser geht* erschienen ist.

Der erste Band, das gleichnamige *SPIEGEL*-Buch bei der DVA, wurde 2017 ein Bestseller.

Aus diesem zweiten Band möchte ich die Beiträge zum *Globalen Kindermaximum* (Nr. 8) und zur *Familiengröße* (Nr. 63) herausgreifen.

Im Beitrag Nr. 8 mit der Unterzeile: *Sinkende Geburtenzahlen überall* heißt es:

Hans Rosling ist tot, aber der Welt geht es besser, als die meisten Menschen glauben. So würde er das selbst wohl sehen. Der schwedische Mediziner und Globalstatistiker, am 7. Februar 2017 in Uppsala gestorben, hat seit vielen Jahren mit seinen charismatischen You-Tube-Vorträgen und packenden Daten-Visualisierungen für eine „faktenbasierte Weltsicht“ geworben. Im Frühjahr 2018 erschien posthum sein Werk: „Factfulness – wie wir lernen, die Welt so zu verstehen, wie sie wirklich ist.“ Rosling darf man als geistigen Vater dieses

Buches und der SPIEGEL-Kolumne „Früher war alles schlechter“ verstehen.

Eine seiner vielen Ideen und Bonmots, die bleiben werden, betrifft den von ihm so genannten „peak child“, zu deutsch: Kinder-Gipfel: „Die Zahl der Kinder auf der Welt“, sagte Rosling, „wächst nicht mehr. Es bleibt zwar umstritten, ob wir schon beim globalen Ölfördermaximum („peak oil“) angekommen sind, aber wir haben definitiv das globale Kindermaximum erreicht.“

Zwar hat sich die Zahl der Unter-15-Jährigen in den letzten 50 Jahren annähernd verdoppelt, doch mehr als die heutigen knapp 2 Milliarden werden es bis 2100 laut Prognosen der UNO nicht werden.

In allen Weltgegenden, auch in Afrika und Asien, sind die Geburtenzahlen gesunken, denn überall, wo Bildung, Gesundheit und Wohlstand sich verbessern, entscheiden sich Mütter für weniger Kinder.

Die Weltbevölkerung wächst zwar weiter, aber nicht, weil immer mehr Kinder geboren würden, sondern weil die Menschen immer länger leben.

Wie schade, dass ausgerechnet Hans Rosling nur 68 Jahre alt geworden ist.

Die mit dem Text verbundenen, immer von Michael Walter gestalteten, einprägsamen Grafiken, zeigen in diesem Fall:

1960 leben 3 Milliarden Menschen auf der Erde, davon sind über 1 Milliarde Kinder.

2015 gibt es über 7 Milliarden Menschen, die Zahl der 0- bis 14 Jährigen hat sich auf knapp 2 Milliarden Kinder verdoppelt.

2100 leben geschätzte 11 Milliarden Menschen auf der Erde, davon weiterhin 2 Milliarden Kinder. Ihre Zahl wächst nicht mehr.

Im Beitrag Nr. 63 *Familiengröße*, mit der Unterzeile, *Die Großfamilie, eine Anomalie der Geschichte*, schreibt der Herausgeber, Guido Mingels:

Ich habe vier Geschwister, das ist eine Menge für einen Angehörigen der Generation X. Meine Eltern aber, echte Baby-Boomer, sind in Großfamilien aufgewachsen, sechs Geschwister hatte meine Mutter, mein Vater sagenhafte zwölf.

Das Bild des mit rotbackigen Bälgen lückenlos bevölkerten Familientischs gehörte im Westen bis in die 70er Jahre zur Folklore [...] Als verlorenes, falsches Signal wirkt diese Vorstellung bis heute nach,

in Zeiten von Eins-Komma-Irgendwas-Fertilität, und man denkt ganz generell: Früher war mehr Fortpflanzung.

Doch die Phase der Fünf-, Sechs-Kinder-Haushalte war historisch kurz und demographisch fragwürdig.

Sie führte, global betrachtet, zu einem enormen Anstieg der Weltbevölkerung. Davor aber, bis zum 19. Jahrhundert, war die übersichtliche Kleinfamilie lange die Regel gewesen, weil so viele Geschwister nicht überlebten.

Der Globalstatistiker Hans Rosling hat das etwas grausam mit Kindern und Grabsteinen symbolisiert und dem Wachstum der Weltbevölkerung gegenübergestellt.

Während des „alten Gleichgewichts“ blieb die Populationskurve flach, dann hatte das große Kindersterben ein Ende, die Bevölkerung wuchs.

Das „neue Gleichgewicht“ ist bereits erreicht, doch die Jahrzehnte der Großfamilien – hohe Geburtenraten, geringe Sterblichkeit – wirken nach und lassen die Menschheit laut UNO noch bis zum Ende des Jahrhunderts weiterwachsen.

Und auch vom Ende der Serie muss ich hier berichten: In der Nummer 200, dem *Schlusswort* von *Früher war alles schlechter* kommt noch einmal Guido Mingels, der verantwortliche SPIEGEL-Redakteur, zu Wort. Ich zitiere seine Abschluss- und Abschiedsworte:

200 Argumente – das muss reichen. Wer jetzt noch glaubt, dass früher alles besser war, dem ist nicht zu helfen. Nach 200 Folgen (und fast 4 Jahren) ist hier Schluss für diese Rubrik, die vom Fortschritt handelt – von den vielen kleinen und großen Entwicklungen, die belegen, dass es auf Erden in vielerlei Hinsicht niemals eine bessere Zeit gab als die Gegenwart.

Sie handelte meist von grundlegenden Dingen wie sinkender Armut, längerer Lebenserwartung, selteneren Kriegen, schwindender Kriminalität, geringerer Kindersterblichkeit und verbesserter Bildung – ab und zu aber auch von kleineren Erfolgen wie dem Sieg gegen die Karies, verfeinerten Tischmanieren oder der Rettung des Panzernashorns.

Dieser optimistische Blick auf die Verhältnisse rief bei Lesern Wider- und Zuspruch hervor, insgesamt aber – danke schön! –

deutlich mehr Liebe als Hass. Dass die Beiträge als „abgehobener Mist“ aufgefasst wurden, dass man als Autor als „Populist“, „Lügner“ oder „Dummkopf“ bezeichnet wurde, blieb die Ausnahme.

Letztlich ging es darum: zu zeigen, dass die Zahlen und Daten zu vielen Bereichen menschlichen Lebens besser aussehen, als es die meisten Leute glauben.

Natürlich, die Herausforderungen werden eher größer als kleiner: der neue Nationalismus, das ungelöste Energieproblem, das Klima – das vor allem.

Lassen sie sich meistern?

Sicherlich nur dann, wenn man versteht, welche gewaltigen Probleme wir bereits gelöst haben. Wie weit wir gekommen sind. Wenn man sich vor allem für das Gelingen interessiert, nicht nur für das Scheitern. Also für die ganze Wahrheit.

Dazu einige Anmerkungen von mir:

Als Humanist gehörte ich von Anfang an zu den Fürsprechern der Serie (vgl. meinen Brief an Guido Mingels vom Juni 2016) die im besten Sinne Aufklärung über die wirklichen Verhältnisse in der Welt- oder auch nur in Deutschland – vermittelt hat, und auch mich ganz persönlich von vorgefassten Vorstellungen und Vorurteilen, etwa zur Randständigkeit von uns Ungläubigen in der Gesellschaft befreit hat:

Zum Serien-Ende schrieb ich ihm im Dezember 2019 meinen zweiten Brief, des Inhalts, dass ich derjenige beim HVD-NRW organisierte Humanist bin, der mit den beiden bisher erschienenen Büchern einige Diskussionen unter uns Ungläubigen bestritten hat, aber leider „Ungläubigen“ in dem anderen als dem religiösen Sinn, so sehr wollten nicht wenige unter ihnen diese Fakten erst gar nicht zur Kenntnis nehmen, sondern „ungläubig“ dazu an ihren Vorurteilen festhalten. Vielleicht klappt's ja mit dem dritten Band besser! Und fragte nach, wann denn nun das dritte Buch: *Früher war alles schlechter*, mit den Beiträgen ab Nr. 116 bis zur Nr. 200 erscheinen würde, – also mit dem großen Rest?

Seine Antwort dazu:

Lieber Herr. B.B. Besten Dank für ihre sehr nette Mail. Leider ist es so, dass kein drittes Buch geplant ist, tut mir leid. Vielleicht kennen Sie „Factfulness“ von Hans Rosling

noch nicht. Das wäre ein ideales Buch für Sie und Ihre Diskussionsrunde.

Doch, aber es steht noch ungelesen im Regal, – es kommt als Erstes an die Reihe, wenn ich diesen Bericht endlich fertiggestellt habe. Versprochen. Es handelt sich ja schließlich um sein „Vermächtnis“!

Von daher hat es mich gefreut, im Wartezimmer beim Zahnarzt den Bericht von Walter Wüllenweber (*stern* 27.9.2018) *Besser war es nie* zu entdecken.

Darin legt der Autor dar, dass die Nachrichten den Eindruck vermitteln: Alles wird schlechter. Doch das Gegenteil ist der Fall – die Menschen sind gesünder, reicher, gebildeter und leben sicherer als je zuvor. Geschichtlich und global gesehen. So dass er schreiben kann:

„Wir erleben die beste Phase in 300 Tausend Jahren Homo Sapiens.“ Diese „Frohe Botschaft“ sei auch die beste Antwort auf den Populismus.

Es ist nur leider so, dass unser Gehirn nichts so schnell verarbeitet wie Alarmmeldungen im Sinne von „bad news“, so dass die meisten Freunde und Kollegen, mit denen er über die „frohe Botschaft“ redete, zunächst vehement widersprachen. Es brauchte Zeit und viele Fakten, um sie zu überzeugen. Aus dieser Erfahrung heraus hat sich Walter Wüllenweber die Mühe gemacht, mit dem Buch von 2018 die „Frohe Botschaft. Es steht nicht gut um die Menschheit – aber besser als jemals zuvor“ nochmals ausführlich zu begründen, auch weil sich in den Köpfen das gegenteilige Bild festgesetzt hat:

Gewalt und Elend nehmen zu, alles verschlechtert sich, die Welt steht am Abgrund. Diese apokalyptische Botschaft ist die Mutter aller „Fake news“ und die Basis für den Siegeszug der Populisten.

Um Herausforderungen wie den Klimawandel oder die Migration zu bewältigen, müssen die Gesellschaften nicht nur die Lehren aus ihren Fehlern ziehen, sondern auch aus ihren Erfolgen.

Daher ist es kein Wohlfühlprogramm, die nachgewiesenen Verbesserungen in allen Bereichen des menschlichen Lebens zu erkennen und zu würdigen.

Diese „frohe Botschaft“ ist die politischste Botschaft unserer Zeit.

Ich habe ja weiter oben schon auf den 70. Jahrestag der Atombomben-Abwürfe auf Hiroshima und Nagasaki hingewiesen.

Jetzt ist mir dazu ein Faltblatt der *IPPNW Deutschland – Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges, Ärzte in sozialer Verantwortung e.V.* von 2015 in die Hände gefallen.

Diese Vereinigung hat 1985, also zum 40. Jahrestag, den Friedensnobelpreis bekommen, das ist in meiner Aufzählung der frühesten der von mir genannten Friedensnobelpreise und auch der allerwichtigste, geht es hierbei doch um das Menschenrecht der Vielen auf Leben und körperliche Unversehrtheit.

Unter der Überschrift: *Gedenken reicht nicht. Atomwaffenfrei jetzt!* schreiben sie:

Die US-amerikanischen Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki vom 6. und 9. August 1945 waren der erste und bisher einzige kriegerische Einsatz von Atomwaffen.

Beide Explosionen töteten nach konservativer Schätzung etwa 92.000 Menschen sofort – fast ausschließlich Zivilisten und von der japanischen Armee verschleppte ZwangsarbeiterInnen.

An Folgeschäden starben bis zum Jahresende 1945 weitere 130.000 Menschen.

Noch heute sind die Schrecken des Atombombenabwurfs auf Hiroshima und Nagasaki allgegenwärtig. Die Überlebenden, die Hibakusha, leiden unter den Verletzungen und sozialer Diskriminierung. Die Spätfolgen betreffen auch die Folgegenerationen. Sie alle müssen erleben, dass die Entwicklung dieser Massenvernichtungswaffen ungeachtet ihres Leidens vorangetrieben wird.

Für die Internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkriegs (IPPNW) sind sie bleibende Mahnung und friedenspolitischer Auftrag, sich für einen Verbotsantrag von Atomwaffen einzusetzen.

Nach Informationen über die medizinischen Langzeitfolgen der Atombombenabwürfe, die Atomwaffenverbreitung heute und die nukleare Bedrohung durch Wiederaufrüstung via Modernisierung und der Frage: Atomwaffen für alle – oder für niemanden!

Lesen wir:

„Der humanitäre Imperativ“ lautet daher:

Es ist im Interesse des Überlebens der Menschheit, dass Atomwaffen unter keinen Umständen wieder eingesetzt werden.

Das ist ein Zitat aus der gemeinsamen Erklärung von 159 Staaten vom April 2015 bei der Konferenz zum Atomwaffensperrvertrag.

Zum Abschluss zitiere ich aus der *Humanitären Selbstverpflichtung*, ebenfalls von 2015 und von 108 Staaten unterzeichnet (aber u.a. nicht von der Bundesrepublik Deutschland!):

Wir verpflichten uns, mit allen relevanten Akteuren, Staaten, Internationalen Organisationen, [...] Abgeordneten und Zivilgesellschaft zusammenzuarbeiten, um die Stigmatisierung, das Verbot und die Eliminierung von Atomwaffen angesichts ihrer inakzeptablen humanitären Folgen und damit einhergehenden Risiken voranzubringen.

ÄRZTE OHNE GRENZEN

Ich muss hier nochmal auf die größte medizinische Nothilfeorganisation der Welt, auf *Médecins Sans Frontières* (MSF), also *Ärzte ohne Grenzen* hinweisen, die ich schon seit längerem finanziell unterstütze. 37.000 Helfer arbeiten in 69 Ländern, finanziert fast nur durch private Spenden.

Diese zumeist ehrenamtlichen Helfer geraten in Konflikten zunehmend in Gefahr, weil im Krieg Angriffe auf Helfer und Krankenhäuser „normal“ werden.

MSF ist ebenfalls Träger des Friedensnobelpreises, nochmals dieser Hinweis von mir, doch im Jahr 2016 ist deren Selbstverständnis erschüttert wie nie.

Die jetzt drängendste Frage heißt: „Wie rette ich Leben und überlebe dabei?“ Denn die medizinische Hilfe ist unter Beschuss!

Ärzte ohne Grenzen hat mitreisenden Reporter*innen über Monate Einblick in ihre Arbeit gewährt (*DER SPIEGEL* 37/2016). Wir lesen:

Wer als Reporterin die Welt von „Ärzte ohne Grenzen“ beschreiben will, kann in Konflikten nur „embedded“ arbeiten, d.h. man lebt im Compound mit den Mitarbeitern, folgt ihren Regeln [...]

Als erstes erklären sie allen Beteiligten eines Konflikts, dass sie neutrale Helfer sind, die sich nicht für Politik interessieren.

Noch bevor sie Patienten betreuen, treffen sie jeden Rebellenchef, jeden Imam, um zu erklären, wer sie sind, was sie planen.

„Wenn ihr wollt, dass wir eure Leute versorgen, müsst ihr uns auch zu euren Feinden lassen.“ Im Jargon der Helfer nennt sich das: „Zugang verhandeln“ [...] Das Prinzip der Nothilfe ist es, das Schlimmste zu lindern, und dann zu verschwinden.

Aber: können Helfer so zu Komplizen des Unrechts werden?

Diese Frage trieb bereits die Gründer von MSF an, als sie sich vom Internationalen Roten Kreuz (IRK) lösten. Um zu verstehen, was sie bewegte, muss man nach 1859 zurückschauen, als der Schweizer Geschäftsmann Henri Dunant bei einer Kutschfahrt das Grauen des Sardinischen Krieges zwischen dem Kaiserreich Österreich und dem Königreich Sardinien auf einem Schlachtfeld nahe Solferino mitbekam. Er konnte diese Bilder – wie dort tausende Österreicher und Franzosen qualvoll verenden – nie mehr vergessen.

Im Jahr 1864 brachte er die Europäischen Staaten dazu, ein Abkommen über Menschlichkeit im Krieg zu unterzeichnen, die erste der „Genfer Konventionen“.

Sie legte fest, dass Verwundete aller Parteien im Krieg das gleiche Recht auf Hilfe haben. Helfer und Hospitäler stellte sie unter den Schutz der Neutralität.

Es war die Geburt einer Art „Heiliger Schrift“, um deren Einhaltung es MSF auch heute geht [...]

Dunant gründete die Mutter aller humanitären Organisationen, das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK), das auf Schlachtfeldern für die Verletzten sorgte.

Das IKRK erhielt das völkerrechtliche Mandat, in Kriegen als Anwalt der Genfer Konventionen aufzutreten. Seine Helfer sollten den Krieg zivilisieren.

Für ein paar junge französische Rotkreuzärzte war es Verrat, dass das IKRK zu dem

Völkermord in Biafra, einer Region im Südosten Nigerias, schwieg: das war Ende der 60er Jahre.

1971 gründeten einige Ärzte, darunter Bernard Kouchner, der spätere französische Außenminister, „Medecins Sans Frontieres“.

Ein neuer Gedanke war entstanden: Ärzte sollten behandeln, aber auch Unrecht bezeugen dürfen. MSF wurde geboren, als Kind des Aktivismus (der 68er Revolte).

Heute sind das Rote Kreuz und MSF grundverschieden. Das IKRK hat durch seinen völkerrechtlichen Auftrag andere Aufgaben und Zwänge als privat finanzierte Helfer. Trotzdem ergänzen sich beide oder sprechen sich ab. Das IKRK ist mit den Jahren etwas lauter geworden, MSF etwas leiser.

ACHTUNDSECHZIG IN DUISBURG

Nochmals zu „1968“, genauer einem „Liederabend im Zeichen von 1968“ (WAZ 30.10.2018).

Der Duisburger Jugendclub „Spieltrieb“ blickt im Jubiläumsjahr 2018 zurück auf 1968, das Jahr, das einer ganzen Generation ihren Namen gab.

Ort der Aufführung: das Foyer III unter dem Dach des Duisburger Stadttheaters, das die Inschrift ziert:

Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen, roll ich das Leben ab vor deinem Blick, wenn du das große Spiel der Welt gesehen, so kehrst du reicher in dich selbst zurück.

Die ist von dem einen prominenten Vertreter der sog. „Weimarer Klassik“, Friedrich Schiller (der andere Promi derselben ist Johann Wolfgang von Goethe.)

In dem Jahr 1968 töten US-Soldaten beim Massaker von My Lai über 500 vietnamesische Zivilisten. Im Mai besetzen Studenten die Pariser Universität Sorbonne, es kommt zu Unruhen. Im August wird der ‚Prager Frühling‘ niedergeschlagen. Im November ohrfeigt die Journalistin Beate Klarsfeld Bundeskanzler Kurt-Georg Kiesinger, für sie ein Nazi.

Das ist lange her für die fünfzehn Jugendlichen, zwischen 16 und 28 Jahren, die auf

der Bühne stehen. Sie fragen in Liedern danach, was geblieben ist von Protestbewegung und Politisierung. So werden Songs von Heintje bis Wolf Biermann, von den Beatles und den Doors aufgeführt, in denen es um den Vietnamkrieg, Flower Power, StudentInnenproteste und die Attentate auf Martin Luther King und Rudi Dutschke geht [...]

Die musikalische Leitung hat Wolfgang Völkl, der mit Michael Steindl (Dramaturgie) und Kevin Barz (Video) das Konzept für den Liederabend entwickelt hat.

Der Liederabend war so begeisternd, auch für mich „Unmusikalischen“, dass er bei den 40. Duisburger Akzenten, dem alljährlichen Kulturfestival, das unter dem Motto: „Utopien“ stand, wiederholt wurde.

Überhaupt Duisburg als Ort zeitgenössischer politischer Kultur:

In der gleichen WAZ-Ausgabe finde ich den Bericht von Larissa Wissels *Die Zeitzeugin und ihre Zweitzeugen*:

Eva Weyl (83) überlebte Gräueltaten des Nationalsozialismus. Die niederländische Jüdin kam ins Krupp-Gymnasium, um ihre Geschichte zu erzählen. Ihre Zuhörer waren die Schüler der Jahrgangsstufen 9 und 10 (Einführungsphase der Oberstufe).

Weyl stellte sich vor:

Ich bin 83 Jahre alt und habe mit meiner Familie den Holocaust überlebt [...] Ich möchte Schüler zu Zweitzeugen machen. Denn jeder, der meine Geschichte hört, ist ein Geschichtszeuge.

Schulleiter Peter Jöckel begrüßte Weyl und sprach über die Bedeutung, Geschichte nicht nur als Theorie, sondern als gelebtes Ereignis zu betrachten. Er hob hervor, dass der Vortrag der NS-Zeugin Weyl bewusst im November stattfindet. Erst kürzlich gedachten Menschen weltweit der Reichspogrom-Nacht und den verfolgten Juden.

Unter den einst Verfolgten war auch Familie Weyl, die bereits 1933 in die Niederlande geflohen war, und nun erneut fliehen musste. Eva war sechs Jahre alt, als sie mit ihren Eltern ins KZ-Sammellager nach Westerbork gebracht wurde [...]

Bis 1945 fuhren von dort 93 Züge nach Auschwitz, Bergen-Belsen, Sobibor und

Theresienstadt. 107.000 Menschen wurden deportiert, weniger als 5.000 überlebten. Zu diesen gehörte auch die Familie Weyl, die durch Zufälle dreimal der Deportation entkam [...]

Rechtsextremismus, Geert Wilders in den Niederlanden, die AfD in Deutschland, Orban in Ungarn und der Hass auf die Flüchtlinge, – zu all diesen Themen stellten die Schüler nach dem Vortrag viele Fragen.

Weyl stellte klar: sie als SchülerInnen, als junge Menschen in Deutschland träfe keine Schuld für die Untaten der Nazis, wohl aber trügen sie eine Verantwortung dafür, in den Auseinandersetzungen der Gegenwart für die Achtung der Menschenwürde und die Einhaltung der Menschenrechte, für Demokratie und Freiheit einzutreten, wo immer sie gefährdet seien.

NEUERSCHEINUNGEN ZUM JUBILÄUMSJAHR 1968

Von Wolfgang Kraushaar, geboren 1948, also einem, der selbst ein Alt-68er ist, und der als Politikwissenschaftler für die Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur arbeitet – mit Forschungen zu Protestbewegungen und zum modernen Terrorismus – erschien Ende des Jahres 2018 bei *Klett-Cotta* in Stuttgart eine umfangreiche Darstellung der Protest-Anfangsjahre, deren 2.000 Seiten zur Hälfte mit dokumentarischen Fotos aus der Zeit stammen, die in solcher Fülle bisher nicht zu sehen war.

Ihr Titel: *Die 68er Bewegung international. 4 Bände. Eine illustrierte Chronik 1960 bis 1969.*

Vom gleichen Autor erschien im gleichen Verlag schon das Buch: *Die blinden Flecken der 68er Bewegung*, weil es „auch nach einem halben Jahrhundert noch immer ein unvollständiges Bild“ dieser Protestbewegung gibt, z.B. was den Einfluss der damaligen Musik oder das Thema Gewalt betrifft.

Ich erinnere mich an heftige Diskussionen schon bei der GIM über Gewalt gegen Sachen? Ja! Und Gewalt gegen Personen? Nein! – was aber in der alltäglichen Auseinandersetzung bei Demos auf der Straße oder auch bei Hausbesetzungen in der Praxis nicht so recht auseinander zu halten war.

Die vier o.g. Bände im Schubert, die zusam-

men zwölfteinhalf Kilo schwer sind, und 199 Euro kosten, werden vom Verlag wie folgt beworben:

Eine Chronik, die mit ihren atemberaubenden Aufnahmen ein Zeitalter des Protestes in Erinnerung ruft, wie man es so noch nie zuvor zu Gesicht bekommen hat [...]

Je länger die Sechziger Jahre andauerten, desto spannungsreicher wurden sie. Sie entluden sich international in Protesten, die exemplarisch für die politischen Konflikte ihrer Zeit waren. Hier werden sie minutiös beschrieben und auf eine geradezu plastische Weise illustriert. Das Depot der Bilder ist die wahre Schatzkammer dieser Epoche.

Und erste Stimmen melden sich, wie die von Sven Felix Kellerhoff, zum „monumentalen Werk, das den Blick auch international weitet und künftig sicher das ‚Urmeter‘ jeder Forschung zu 1968 sein wird“, oder die von Arno Widmann, der schreibt, „diese vier Bände übertreffen alles, was man bisher über die Zeit lesen konnte [...] Kraushaar hat alles zusammengetragen aus Deutschland und aus allen Ecken der Welt. Ein Blick auf die 1968er Jahre in Cinemascope“.

Sie geben Hinweise darauf, welche Bedeutung diesem Werk zur Zeitgeschichte zugeschrieben wird.

Ich werde darin herumstöbern, ob der bei mir herausgegriffene Aspekt des Humanistischen dort auch Berücksichtigung findet – neben aller nachholenden Modernisierung und Liberalisierung der westdeutschen Gesellschaft durch „68“!

Denn „Links sein ist vor allem Humanismus“, schrieb ein Namreh (wohl ein umgedrehter Herman) einmal in der <www.freitag.de/community>. Recht hat er!

Oder wie die Festschrift zu *Hundert Jahre Humanistischer Verband Berlin* (von 1905 bis 2005) überschrieben (und dort auch zu beziehen ist: <hvd-berlin@humanismus.de>) ist:

| Humanismus ist die Zukunft.

Arbeiten wir daran, dass es nicht wie früher einmal: „Sozialismus oder Barbarei“, sondern dass es im 21. Jahrhundert lauten muss: „Humanismus oder Verlust des Humanum“.

Von dem von mir schon genannten Gerd Koenen, dem, mit Verlaub, „Musterschüler“ des – inzwischen verstorbenen – Sozialphilosophen Helmut Fleischer ist ebenfalls ein eindrucksvoller und von Andreas Veiel stark bebildeter großformatiger Fotoband erschienen: *1968. Bildspur eines Jahres*.



Aus dem Klappentext:

1968, das war der Krieg in Vietnam, die Ermordung Martin Luther Kings, der Prager Frühling, das Attentat auf Rudi Dutschke, der Frankfurter Kaufhausbrandanschlag, die Berliner Studentenproteste, der Pariser Mai.

1968 ist die Chiffre eines gesellschaftlichen Umbruchs, oftmals erstarrt in den immergleichen Argumenten und Bildern.

„1968. Bildspur eines Jahres“ zeigt in frappierenden und bisher unbekannten Bildkombinationen die atemlose Ereignisfolge dieses dramatischen Jahres.

Daneben lotet es die Vorboten des Umbruchs aus, – wie die Free-Speech-Movement in den USA, den Frankfurter Auschwitz-Prozess und den Tod von Benno Ohnesorg auf der Anti-Schah-Demonstration 1967 in Berlin.

Auch die Nachbeben dieses Jahres nimmt das Buch in den Blick und zeigt, wie 1968 die nächsten Jahrzehnte geprägt hat – bis

heute.

Der preisgekrönte Dokumentarfilmer Andreas Veiel hat für diese Bildspur mehr als 20.000 Fotos aus den Beständen der weltweit besten Agenturen und Archive gesichtet, etwa 200 der aussagekräftigsten Bilder wurden ausgewählt und zu Bildstrecken angeordnet.

Die kommentierenden Zwischentexte des Historikers und Publizisten Gerd Koenen benennen das, was die Bilder nicht zeigen. Damit erzählt „1968. Bildspur eines Jahres“ die scheinbar bekannte Geschichte dieses bis heute umkämpften Jahres neu.

Gerd Koenen, geboren 1944, absolvierte während seiner Studienjahre vom SDS 1967 bis zu den maoistischen Zirkeln und Parteiinitiativen der 70er Jahre „das volle Programm des linksradikalen Aktivismus“. Heute ist er der Geschichtsschreiber der bundesdeutschen und internationalen Linken. Zu seinen erfolgreichsten Büchern zählen

- „Utopie der Säuberung“,
- „Was war der Kommunismus?“,
- „Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967-1977“.

EXKURS. Und zuletzt: *Die Farbe Rot. Ursprünge und Geschichte des Kommunismus*, 2017 im Verlag C.H. Beck in München erschienen.

In diesem „Ziegelstein-Buch“, 1.133 Seiten stark,

schildert Koenen die Geschichte des Kommunismus als untrennbaren Teil der Entwicklung menschlicher Gesellschaften. Weit entfernt, nur eine exzentrische Idee des 19. Jahrhunderts zu sein, hat der Kommunismus tiefe Wurzeln in den religiösen Erzählungen, philosophischen Lehren, gelebten Sozialformen oder literarischen Utopien, gerade auch Europas.

Marx war der Erste, der im Moment des Durchbruchs eines industriellen Kapitalismus die darin schlummernden neuen Möglichkeiten einer gesellschaftlichen Höherentwicklung und zugleich einer maßlosen menschlichen Degradation zusammengedacht hat.

Das im „Kommunistischen Manifest“ formulierte Postulat einer „Assoziation, worin die freie Entwicklung eines Jeden die Bedingung der freien Entwicklung Aller“ wäre, beschreibt bis heute gültig, wie weit wir von einer menschenwürdigen Gesellschaft entfernt sind.

In der Katastrophe des Ersten Weltkriegs trennten sich die Wege eines emanzipativen, aber ge-

schwächten westlichen Sozialismus und eines vom Führer der russischen Bolschewiki, Lenin, ideologisch und praktisch völlig neu formatierten, machtvoll agierenden „Kommunismus“ des 20. Jahrhunderts.

Gerd Koenen analysiert als Erzähler mit großem Atem die Stationen dieser gewaltigen Geschichte, in der Humanismus und Terror, Kunst und Propaganda, Aufbau und Abbruch, Sieg und Niederlage so nahe beieinander gelegen haben wie nirgends sonst.

Und die Metamorphosen seit 1989, allen voran Chinas, stellen viele Fragen noch einmal ganz neu.

So weit der – wohl von ihm selbst verfasste – Klappentext.

Du schließt die Augen und schaut in die Sonne, und durch deine Lider hindurch siehst du die Farbe deines Blutes – ein Karminrot. Dies ist die Farbe deiner leiblichen Existenz. Grün ist die Farbe der äußeren Vegetation. Gelb ist die Farbe der Sonne. Blau ist der Himmel über dir.

Mit diesen Sätzen beginnt Gerd Koenen seine epische Geschichte des Kommunismus, die von der alten in die moderne Welt und bis heute reicht.

In seiner meisterhaften Darstellung holt er den Kommunismus aus dem Reich der reinen „Ideen“ auf den Boden der wirklichen menschlichen Geschichte zurück. Er macht auf neue Weise plausibel, warum Marxismus, Sozialismus und Kommunismus eine naheliegende Antwort auf die vom modernen Kapitalismus erzeugten Umwälzungen waren – aber ebenso, wie und weshalb der „Kommunismus“ als politisches System in Russland wie in China und anderswo in Terror und Paranoia endete.

Ich habe dieses Riesenbuch natürlich längst nicht durch, es ist aber das Erste, das ich nach Abschluss dieses Berichts wieder in die Hand nehme. Auch von der Neugier geleitet, ob der Autor das „Geschichtsmaterialistische Erbe“ seines Lehrers Helmut Fleischer in dieser Monumental-Darstellung kongenial verwaltet und weiterführt. Zu wünschen ist es ihm und seinen Leserinnen und Lesern.

Denn ich vermute mal so etwas wie einen „humanistisch inspirierten Leitfaden von der Geschichtsvergessenheit zum Geschichtsbewusstsein“ von dessen Lektüre für uns alle.

Zurück zur „Bildspur Achtundsechzig“.

Andreas Veiel, geboren 1959, studierte Psychologie und machte eine Regie- und Dramaturgieausbildung bei Krzysztof Kieslowski. Er ist derzeit der bedeutendste deutsche Dokumentarfilmer. Seine Filme sind Publikums- und Presseerfolge und wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Er arbeitet gerade an dem Spielfilm: *Die frühen Jahre* nach Gerd Koenen's Buch *Vesper Ensslin Bader. Urszenen des deutschen Terrorismus*.

GRETCHEN DUTSCHKE

Ich weiß gar nicht, ob ich die Lesung mit Gretchen Dutschke in der Duisburger Zentralbibliothek, noch im Jubiläumsjahr 2018 schon erwähnt habe. Sie las aus und sprach zu ihrem Buch: 1968. *Worauf wir stolz sein dürfen*. Ich möchte nur ihren zentralen Satz dazu zitieren:

Die drei Jahre zwischen 1966 bis 1969 verliefen wie im Rausch, mal strahlend hell, mal im tiefsten Dunkel, euphorisch und verzweifelt, fast wie im Kino. Nur mit dem Unterschied, dass wir keine Zuschauer waren, sondern Akteure, mittendrin.

Die Zeit hat uns geprägt, und wir haben die Zeit geprägt.

Das gilt bis heute.

Darauf können wir und all die Millionen Menschen in Deutschland, die etwas von dem damals Erreichten verstanden haben, und ihr Leben frei, bewusst, auch kritisch gestalten, stolz sein.

Mich freut auch ihre Widmung: „für Helmut, den Alt-68-er Humanisten, Duisburg 10.10.2018, Gretchen Dutschke“.

HUMANISMUS DER DDR

Der offiziellen Erinnerungspolitik im wiedervereinigten Deutschland fällt es schwer, über das schwarzweiße Bild vom Leben dort entweder als Täter oder Opfer der Stasi hinauszukommen.

Der Historiker Karsten Krampitz nimmt im *Deutschlandfunk* (Essay und Diskurs 3.10.2016) einen erfrischend neuen Blick auf die DDR jenseits von Dämonisierung und Verklärung vor: Er will „die DDR neu erzählen“.

Dazu muss er zunächst den Historiker Hubertus Knabe (der in den frühen Jahren der *Grünen* in NRW eine Rolle spielte), Leiter der Stasi-Gedenkstätte Hohenschönhausen, von Geburt Westfale, Jahrgang 1959, zurechtweisen, und dessen Deutungshoheit über die DDR-Geschichte als Unrechtsstaat, wo-

mit dieser auch das Leben dort vollständig in Frage stellte.

Wäre es nach Hubertus Knabe gegangen, bekäme der SED-Staat in der Erinnerungslandschaft der Deutschen den gleichen Stellenwert wie das „Dritte Reich“.

Dieses steht bekanntlich für die Shoah, den Mord an sechs Millionen Juden, – (ich verweise auf den schon beschriebenen Dokumentarfilm gleichen Namens von Claude Lanzmann) – und für den zweiten Weltkrieg mit seinen Abermillionen Toten.

Aber die DDR-Gründung war doch eine Folge des zweiten Weltkrieges, wohingegen das dritte Reich denselben, einen mörderischen Vernichtungskrieg verschuldet hat.

Und weil das so ist, zitiert Krampitz den Schriftsteller Friedrich Dieckmann:

Wir haben 1989 und 1990 das Phänomen eines friedlichen Staatsunterganges erlebt [...] fast so etwas wie eine wirklich gewordene Utopie [...] so gelang es diesem Staat, friedlich zu enden, nachdem er seine geschichtliche Aufgabe erfüllt hatte.

Diese Aufgabe war nicht, wie viele glaubten [...] die Verwirklichung des Sozialismus [...] sondern die Gewöhnung der Deutschen an die 1946 von den Siegermächten gezogene neue deutsche Ostgrenze, der zufolge Mitteldeutschland zu Ostdeutschland wurde.

Und Krampitz bemüht noch den französischen Philosophen Paul Ricoeur:

Urteil und Strafe sind Sache des Richters; der Kampf gegen das Vergessen und für eine wahrhaftige Erinnerung ist Sache des Bürgers. Dem Historiker bleibt es vorbehalten, zu verstehen, ohne zu verurteilen oder zu entschuldigen.

Aufarbeitung heißt Aufklärung, nicht Vergeltung.

Für die Menschen, die in diesem Land gelebt haben, hat Günter Gaus einmal das Wort vom „Staatsvolk der kleinen Leute“ gefunden. Als Leiter der „Ständigen Vertretung der BRD bei der DDR“ 1974 bis 1981 ist er ein wichtiger Zeitzeuge:

Waren doch in diesem Teil Deutschlands all jene, die über Besitz oder Vermögen verfügt hatten, von den Nazis ermordet, ins Exil getrieben oder durch die Eigentumspolitik der SED enteignet worden.

Bis zum Mauerbau im August 1961 verließen jeden Monat Zehntausende die DDR, unter ihnen viele Akademiker: Ingenieure, Ärzte, Chemiker. Sie alle gingen nicht zuletzt, weil sie für ihre Kinder in der DDR keine Zukunft mehr sahen. An den Oberschulen und Universitäten wurden Arbeiterkinder bevorzugt.

„Es ist ein Staatsvolk der kleinen Leute“, schrieb Günter Gaus 1983 in seinem Buch *Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung*.

Seine Formel vom „Staatsvolk der kleinen Leute“ ist heute völlig in Vergessenheit geraten. Ebenso sein Urteil zur Zweistaatlichkeit der Deutschen: dass die Massenabwanderung aus der DDR die staatliche Teilung der Deutschen zu einer sozialen werden ließ.

Eben dieses soziale Gefälle zwischen Ost- und Westdeutschland wurde mit der deutschen Einheit noch verstärkt:

Die Zahl der Arbeitsplätze sank von 9,7 Millionen im Jahr 1989 auf unter sechs Millionen im Jahr 2000.

Hinzu kommt, dass eine Arbeitsstelle in der DDR einen gänzlich anderen Stellenwert hatte. Die Menschen haben in ihrem Job nicht nur gearbeitet, sondern auch gelebt. Hier hatten sie ihren Freundeskreis. Zu einem *Volks-eigenen Betrieb* (VEB) gehörte ein Kindergarten, eine Bibliothek, ein Sportverein, eine Ambulanz, oft genug auch eine Physiotherapie. Betriebseigene Kulturhäuser waren keine Seltenheit.

Der Soziologe Wolfgang Engler schreibt:

Die ostdeutschen Betriebe waren keine gewöhnlichen Arbeitsstätten, sondern vollständige Abbildungen des Großen im Kleinen [...] Sie verhöhnten die elementaren ökonomischen Notwendigkeiten, aber sie setzten die Menschen in den Stand, Beruf und Familienleben zu versöhnen, regten ihre kulturellen Interessen an und trugen den sozialen Austausch weit über die engen Grenzen der Arbeitswelt hinaus

Ich glaube, dass sich an diesen Gegebenheiten von Arbeits- und Lebenswelt in der DDR ein Verständnis vom praktischen Humanismus festmachen lässt – wie es ja auch Eingang in die Verfassung der DDR gefunden hat – zurecht, wie ich als Humanist meine.

Weiter mit Engler:

Mit dem Ende dieser Arbeitswelt ging auch ein großer Teil der Lebenswelt unter.

Die 8.000 Beschäftigten des Halbleiterwerks Frankfurt (Oder) wie auch die 16.000 im Kabelwerk Oberspree und viele andere – sie alle haben in den Jahren nach 1990 erheblich mehr verloren als nur ihre Arbeit.

Die Vorstellung vom sozialen Scheitern war ihnen bis dahin fremd. Eine Ehe konnte scheitern, der Mensch konnte im Beruf scheitern, – ein soziales Scheitern aber hatte es in der DDR nicht gegeben.

Nach der Wende war das soziale Scheitern für die Ostdeutschen eine völlig neue Erfahrung, und es traf sie mit voller Wucht. Ein Scheitern, an dem sie selbst in der Regel keine Schuld trugen. . .

Längst sind die Traumata der Neunzigerjahre an die nächste Generation weitergegeben. In Ostdeutschland reproduziert sich der Hass inzwischen selbst.

Peter Handke schreibt im „Wunschlosen Unglück“, dass Geld verdinglichte Freiheit sei. – Ohne Geld ist es mit der Freiheit nicht weit her. Die Industrielandschaft der DDR, die sich mehr oder weniger selbst versorgt hatte, hat sich in eine Transfargesellschaft verwandelt, in der ohne staatliche Finanzhilfe heute nichts mehr möglich ist, sei es als Subvention oder Sozialtransfer.

Die Frage stellt sich:

Ist die Freiheitsbewegung vom Herbst 1989 gescheitert?

Die Kerzenrevolution war ursprünglich der Ausbruch der Ostdeutschen aus der staatlichen Bevormundung.

Hunderttausende erleben heute eine viel stärkere Bevormundung, eine Abhängigkeit, die sie früher nicht für möglich gehalten haben. . .

Unterdessen dürfen die Helden der „Friedlichen Revolution“, die sich jetzt Bürgerrechtler nennen, westdeutsche Besucher durch die Gedenkstätten führen. Mehr ist nicht drin. . .

Vielleicht ist es an der Zeit, so Karsten Krampitz, die Aufarbeitung der DDR-Geschichte aufzuarbeiten, und vor allem die Geschichte danach. . .

Rolf Hochhuths Schauspiel *Wessis in Weimar. Szenen aus einem besetzten Land* sorgte seinerzeit für enormes Aufsehen. In ein paar Jahren wird man sich des Stückes wieder erin-

nern, das den Ausverkauf der DDR zum Thema hatte. Die dreißigjährige Sperrfrist für die Treuhandakten wird dann abgelaufen sein.

Der Schriftsteller Wolfgang Hilbig geißelte die Wiedervereinigung bzw. Ihre Folgen als „Unzucht mit Abhängigen“. In seiner Rede zur Verleihung des Lessingpreises sagte er:

„Vielleicht wird uns eines Tages die Erkenntnis kommen, dass erst jener Beitritt zur Bundesrepublik uns zu den DDR-Bürgern hat werden lassen, die wir nie gewesen sind. . .“

Mich erinnert diese Sentenz in erschreckender Weise an die Äußerungen vieler deutscher, oft säkularer Juden, dass sie die Entrechtung und Verfolgung unter dem Hitler-Regime erst zu den Juden gemacht habe, die sie vordem niemals gewesen seien.

Jedenfalls scheint mir dieser andere Blick auf die DDR, die Wiedervereinigung und die mit ihr verbundene Zeitgeschichte zu einem vertieften Verständnis der mit dem Aufstieg der AfD inzwischen auch parteipolitisch bedeutsamen Auseinandersetzungen beitragen zu können.

Auch deshalb habe ich aus der Sendung des DLF hier so ausführlich zitiert.

TOD UND TRAUER

In aktuellen Diskussionen um die Eröffnung eines „Trauer-Cafes“ beim HVD-NRW in Dortmund habe ich die Position vertreten, ein Angebot für ungläubige, säkulare Hinterbliebene vorzuhalten, das mit Witz und Humor in der Verarbeitung des Verlusts von lieben Mitmenschen eine Anspannungen lösende, ja heitere Stimmung erzeugen kann, die über die Trauer hinweghilft.

Dass also, um es mit einem einschlägigen Buchtitel zu sagen: am Ende eben nicht „Schluss mit Lustig“ ist.

Ganz in diesem Sinne ist auch das Buch des bayrischen Kabarettisten Bruno Jonas verfasst, *Gebrauchsanweisung für das Jenseits*, erschienen 2018 im Münchner Piper Verlag – das spiegelbildlich ein lesens- und lebenswertes Portrait unseres „Diesseits“ zeichnet.

Diesseits, so heißt übrigens auch das „Humanistische Magazin“ des HVD, das bundesweit vertrieben wird.

Kontakt unter <www.diesseits.de>.

Es geht bei alledem, so ich in den Gesprächen darüber, nicht darum, Trauernden ihre

Gefühle auszureden, sondern solche Angehörige zu erreichen, die als Freigeister und Verfechter des „Freien Denkens“ – so der Name der Verbandszeitschrift des HVD-NRW – für ein solches alternatives Angebot empfänglich sind.

Kontakt unter <mail@hvd-nrw.de>.

In den Umkreis dieses Themas gehören auch meine Lektüren, die sich mit den sogenannten „letzten Dingen“ beschäftigen, von denen ich hier zwei nennen möchte:

Der Kölner Philosoph Günter Schulte hat das Buch geschrieben: *Philosophie der letzten Dinge. Über Liebe und Tod als Grund und Abgrund des Denkens*, das 2004 im Münchner Hugendubel-Verlag erschienen ist – der auch eine alteingesessene große Buchhandlung gleichen Namens in der bayrischen Landeshauptstadt betreibt.

Und das Buch von Iris Radisch, *Die letzten Dinge. Lebensendgespräche*, das 2015 bei Rowohlt erschien, die sich fragt:

Blickt der Mensch anders auf sein Leben, und das durchlebte Zeitalter, wenn der Tod näherrückt? Wird, was einmal wichtig war, nun unwichtig? Was bereut man am Lebensende? Was hat man erreicht, und was ist geblieben?

Die in dem Buch versammelten achtzehn Gespräche mit Schriftstellern und Intellektuellen im hohen Alter berichten von Menschen, die viel erlebt und manche Illusion verloren haben. Oft sind es Abschiedsgespräche, manchmal buchstäblich das letzte Interview.

Ihre Gesprächspartner zeigen sich offen und unverstellt, und jeder zieht auf ganz eigene Weise Bilanz: bei manchen überwiegt Wehmut, auch Bitterkeit, bei anderen Gelassenheit und Heiterkeit.

Die Autorin hat daraus 2016 in der Zentralbibliothek im *Stadtfenster* in Duisburg gelesen.

Iris Radisch hat auch ein kluges Buch über Albert Camus geschrieben, einen algerisch-französischen philosophischen Autor, dessen Bücher wie *Der Mythos von Sisyphos* und *Der Mensch in der Revolte* ich schon im jugendlichen Alter gelesen hatte.

Radisch's Buch heißt: *Camus. Das Ideal der Einfachheit. Eine Biographie*, das mich so viele Lesejahre später wieder neu für den Autor eingenommen hat.

Zu diesem Themenkreis, unserem „Ableben“, gibt es aktuell zwei neuere Bücher jüngerer Autoren, von denen das eine das „davor“ beleuchtet, das andere mehr das „danach“ des Sterbens. Der vergleichsweise junge Alexander Krützfeld, Jahrgang 1986, setzt sich in seinem Buch mit den *Letzte(n) Wünsche(n)* von Sterbenden auseinander, „was sie hoffen, vermissen, bereuen, und was uns das über das Leben verrät“, erschienen 2018 als *Rowohlt Taschenbuch Solaris*.

Roland Schulz, Jahrgang 1976, kümmert sich – nach einer eindringlichen Darstellung des Sterbeprozesses – in seinem Buch *So sterben wir. Unser Ende und was wir darüber wissen sollten*, 2018 bei Piper in München erschienen, um die Reise des toten Körpers von der Leichenschau bis zur Bestattung und fragt schließlich, was Sterben und Tod für diejenigen bedeuten, die zurückbleiben.

Wie trauern wir, und wie können wir weiterleben?

Auf dieses bemerkenswerte, sehr gut recherchierte Sachbuch möchte ich näher eingehen, da es sich durch wirkliches Wissen über unser aller Lebensende auszeichnet – vor allem aber aus einer radikal diesseitigen Sichtweise heraus eine tiefe Menschlichkeit ausstrahlt.

Mich als Alt-68er, im 75. Lebensjahr stehend, hat es persönlich bewegt und betroffen gemacht. Es ist darin nämlich nicht von dem Tod der Anderen die Rede, sondern von (je) meinem Tod, so jedenfalls die Anrede des Autors an seine Leserinnen und Leser.

Daher meine Empfehlung, zumindest an meine Alters- und 68er GenerationsgenossInnen, unbedingt lesen – besser noch kaufen, denn das Buch ist wirklich „eine Anschaffung fürs Leben“ – und Sterben!

Besonders stark fand ich das – kurze – Abschlusskapitel über die Trauer:

Wie schon gesagt, wendet sich der Autor (mit Mitte Vierzig) an einen imaginierten Sterbenden und dann Toten, an dich und mich, und zwar im ganzen Buch, so auch in den folgenden Schlusszeilen:

Mit jedem Tod wird die Trauer um dich schwächer, mit jedem Tod werden die Erinnerungen an dich weniger. Du bist dabei, zu vergehen. In deinem Grab hat sich die Urne mit deinen Überresten zersetzt, deine Asche ist in Erde übergegangen [...]

Der Boden, in dem du bestattet bist, bestimmt nun, wie lange deine letzte Ruhe dauert [...] Je nach Boden gelten andere Ruhezeiten. Jeder Friedhof setzt sie selbst fest, auf Grundlage der gesetzlich vorgeschriebenen Mindestruhezeiten, die eine ausreichende Verwesung deines Leichnams und eine angemessene Totenehrung zu ermöglichen haben. In der Regel sind es zwanzig Jahre, danach ist deine Ruhezeit abgelaufen [...]

Andere Menschen stehen an deinem alten Grab, ein neuer Toter senkt sich hinunter zu dir, und der alte Zyklus der Trauer, des Sterbens und des Todes beginnt neu. Der Abend der Beerdigung, und die Stille und die Leere. Der Morgen danach, und das Erwachen in einer dunklen Ahnung. Die Tage, die Wochen, die Monate des Schmerzes. Das alles dreht sich nicht mehr um dich, sondern um den nächsten Toten in deinem Grab.

Von nun an überdauerst du nur noch in der Erinnerung der Menschen, die dich einmal kannten. Und in einigen versprengten Schriftstücken: Das Gesetz kennt genaue Fristen für dein Vergessen: deine Geburtsurkunde bewahren die Ämter 110 Jahre auf. Danach geht ein Gesetz davon aus, dass ein Geborener gestorben, vergangen und vergessen ist. Deine Heiratsurkunde hüten sie 80 Jahre. Deine Sterbeurkunde 30 Jahre. In den Augen der Ämter ist dein Tod danach Geschichte, und für Geschichte sind nicht sie, sondern die Archive zuständig.

EINSCHUB. Sollte also mein „Bericht“ ins elektronische *Archiv humanistischer Erinnerungen* Aufnahme finden, so könnte ich damit über die von Robert Schulz aufgeführten Weisen meines „Vergehens“ hinaus Zeugnis davon ablegen, dass es mich dermaleinst auf der Welt gegeben hat!

Weiter mit Schulz:

Die Menschen, die dich noch von Angesicht zu Angesicht kannten, sterben aus. Dein Tod ist dreißig Jahre her, vierzig Jahre, fünfzig. Sie werden weniger und weniger, bis nur noch jene bleiben, die dich am Anfang ihres Lebens kennenlernten. Vielleicht standen sie als Jugendliche an deinem Sarg, vielleicht als Kinder. Es ist eine ferne Erinnerung. Da war ein Grab. Da waren Männer in Schwarz. Ein Lied, schaurig und schön.

Viele Menschen, längst alt geworden, längst gestorben. Wo war das noch? War es Winter, war es Sommer? Welches Jahr?

Auch sie lernen zu leben und zu trauern, auch sie sterben. Irgendwann ist es nur noch eine Frage der Zeit, und es ist niemand mehr da, der dich noch lebendig kannte [...]

Deine Nachkommen zerstreuen sich. Sie wählen andere Wege, sie wohnen an anderen Orten. Sie führen ein Leben, das sich fundamental von deinem unterscheidet. Deine Existenz, die vor sechzig, siebzig, achtzig Jahren zu Ende ging, geistert nur noch in einigen Geschichten herum, erzählt an Kinder: Eure Urgroßmutter war früher [...] Euer Urgroßvater hat damals [...] Die wenigen Bilder von dir, welche die Generationen überdauert haben, sind wie Schatten aus einer lange entrückten Zeit. Wie alttertümlich ihre Art war, Bilder zu machen. Kein Mensch weiß mehr, wie du gelacht hast. Keiner kennt die Lieder, die dir wichtig waren. Niemand dein Wesen. Du bist nur eine blasse Erinnerung unter vielen.

Auch die Menschen, die diesen Funken von dir noch nicht vergessen haben, sterben, einer nach dem anderen [...] Und mit seinem (des Letzten) Tod ist deiner vollkommen, weil du vollständig in Vergessenheit fällst, wie alle anderen vor dir.

Als letztes möchte ich auf ein Lese- und Bilderbuch mit „Friedhofsgängen weltweit“ hinweisen, mit dem Titel: *Solange ich lebe, kriegt mich der Tod nicht. Friedhofsgänge mit Schriftstellern. Texte und Fotografien von Tobias Wenzel*, 2013 bei Knesebeck in München erschienen, das ein wunderbares, aus dem Dänischen von Sigrid Engeler übersetztes Vorwort des bekannten Autors Jussi Adler-Olsen enthält, quasi ein Leitfaden zu dessen Gebrauch.

Denn er lässt sich danach als Erster vom Autor fotografieren: „Wie Jussi Adler-Olsen zum Ort seiner Kindheit zurückkehrt und warum er fotografiert werden möchte, während er den Grabstein seiner Eltern umarmt.“

39 prominente Autoren bat Tobias Wenzel zum Gespräch auf einen Friedhof ihrer Wahl, fast überall auf der Welt. Das Ergebnis sind die in dem Buch versammelten Texte über Leben und Tod, über Liebe und Verlust und die Einsicht, dass es Orte gibt, an denen man Menschen auf besondere Art kennenlernt.

Das Böse in uns – Jussi Adler-Olsen beschäftigt es nicht erst, seit er Krimis schreibt. Er wuchs nämlich in der psychiatrischen Klinik auf, in der sein Vater arbeitete.

(Das erinnert mich an Joachim Meyerhoff, den Schauspieler und Schriftsteller, der in mehreren autobiographischen Romanen, seine Kindheit und Jugend im Haus seines Vaters auf dem Gelände einer großen psychiatrischen Klinik beschreibt. Der Romanzyklus trägt den Titel: *Alle Toten fliegen hoch*.)

Der am Ende des Buches mit seiner Kamera abgebildete Autor hat nach einem Studium der Romanistik und Philosophie seit 2001 als Journalist und Literaturkritiker für öffentliche Radiosender gearbeitet. 2008 erschien sein Band: *77 Schriftsteller im Selbstgespräch*.

TRAUER UND HUMOR

Aus traurigem Anlass nochmals Humor etc.

In der Zeitung lese ich vom Tod des „Universal Talents“ F.W. Bernstein mit 80 Jahren.

Er war Mitbegründer der *Neuen Frankfurter Schule* (NFS), eine humorige Anspielung auf die *Frankfurter Schule* (FS) der aus dem amerikanischen Exil nach dem zweiten Weltkrieg zurückgekehrten deutsch-jüdischen Geisteswissenschaftler Adorno, Horkheimer und Co. mit ihrem *Frankfurter Institut für Sozialforschung* (FIS).

Als ernsthafte Nachfolger des FIS verstehen sich dagegen die Wissenschaftler am *Hamburger Institut für Sozialforschung* (HIS), an dem auch der von mir erwähnte Sozialwissenschaftler Heinz Bude seine vier Bücher über die Kriegs- und Nachkriegsgeneration veröffentlichte.

Bernstein war der letzte Überlebende des „fulminanten“ Dreigestirns der NFS mit seinen Weggefährten Robert Gernhardt und F.K. Waechter, dem das Nachkriegsdeutschland ein ganz neues Verständnis von Humor und Ironie verdankt.

Sie hatten ab Mitte der 60er Jahre eine Kolumne in der Satirezeitschrift *pardon*, genannt *Welt im Spiegel*, die eine einzigartige Spielweise für Witz, Nonsense und Ironie war, und mit der nicht zuletzt die 68er Generation aufgewachsen ist, der die Drei ja selbst angehörten.

Das gilt auch für mich, der ich in der Bahnhofsbuchhandlung der Eltern in Rosenheim

schon früh auf das Spaßblatt *pardon* aufmerksam wurde. Jahrzehnte später entdeckte ich den Nachdruck der kompletten *Welt im Spiegel*-Serie: *WimS 1964*-1974*, Robert Gernhardt, F.W. Bernstein, F.K. Waechter bei *Zweitausendeins*, der 1979 erstmals erschien und bis 1994 dreizehn Auflagen erlebte – und nun im Secondhand-Laden verramscht wurde.

Es trägt das Motto: „Dem Baren, Schönen, Guten.“ Seine „Handreichung“ fängt so an:

Das Buch, liebe Leserin, lieber Leser, das du in der Hand hältst, ist ein sehr breites, sehr hohes und sehr dickes Buch [...] Halt! Lesen und Leben müssen einander nicht ausschließen. Schon gar nicht bei einem übersichtlich gegliederten Buch. Und dieses Buch IST übersichtlich gegliedert. Teil Eins, „WimS 1964-1976“ [...] Teil Zwei, „WimS wieso“ wartet mit der Niederschrift eines Gesprächs auf, das Eckhard Henscheid mit uns dreien führte [...] Teil Drei, „WimS im Werden“ [...] Teil Vier, „WimS woher“ [...]

Teil Fünf, „WimS Verwandtschaften“ [...] Doch ich muss schließen [...] Zum allerletzten Male also: Pro bono – contra malum.

Geschrieben von Robert Gernhardt, Göttingen, Weihnacht 1978. Ein wahres Pracht- und Fundstück des neuen Humors der Mitglieder der NFS!

Bernstein selbst brachte es witzigerweise bis zum Hochschullehrer: in Berlin hatte er von 1984 bis zu seinem Ruhestand eine „Professur für komische Kunst“ an der Hochschule der Künste (HdK) inne – die einzige derartige Einrichtung überhaupt in Deutschland!

Mir ist außer den vielen, vielen Zeichnungen und flotten Sprüchen dieser eine in Erinnerung geblieben:

„Die schärfsten Kritiker der Elche/waren früher selber welche“ – der auch zum geflügelten Wort in der Studentenbewegung wurde. Oder auch, gerade wiederentdeckt: „Erst gingen sie am Teich ein Weilchen, dann spielten sie mit den weichen Teilchen“. Zu schön!

Von Bernsteins Mitstreiter Robert Gernhardt, den ich ja schon ausführlich gewürdigt habe, wie gesagt, auch live erlebt im Abaton-Kino zur Zeit meiner Weiterbildung in Super-Vision, halte ich gerade das Buch *Wenn schön*

* Mein Abiturjahr.

ne Frauen morgens sich erheben. Ein Lesebuch mit Bildern von Rudi Hurzlmeier in den Händen.

Das erschien 2012 bei der *Büchergilde*, deren Mitglied ich seit Jahren bin und inzwischen auch Genosse in deren Verlagsgenossenschaft wurde. Ich zitiere gern den Text auf der Rückseite dieses liebevoll gestalteten Buches:

Für Robert Gernhardt war keine Menschheitsfrage zu groß und keine Alltagsbetrachtung zu gering, als dass er sie nicht eingefangen und in Literatur verwandelt hätte. Sein großes Werk legt davon Zeugnis ab, wie wir leben und welche Themen uns bewegen.

Rudi Hurzlmeier verleiht dieser Sammlung aus verschiedenen Texten mit seinen Illustrationen einen eigenen Zauber voll subtiler Komik und effektiv inszenierter Doppelbödigkeit.

Dem ist nichts hinzuzufügen.

Zurück zum traurigen Anlass, dem Ableben des Letzten der „Komischen Drei“ und damit den „Letzten Dingen“, denen sein Mitstreiter Friedrich Karl Waechter ein eigenes Buch gewidmet hat. Darin finden sich folgende einschlägigen Gedichte:

Und hat der Mensch kein Leben mehr,
dann ist er kalt und tot,
dann taugt er noch als Humusquell
und Leichenwürmerbrot.

Und hat der Mensch kein Leben mehr,
ist, was er dachte, Rauch
und was er sprach und was er sang
und was er fühlte, auch.

Und was der Mensch geschaffen hat,
ist wie die Spur im Sand,
es reicht ein Wind, ein Regenguss
und nichts ist mehr bekannt.

Und haben ihn in seinem Grab
die Würmer je gestört,
so ist er doch kein einziges Mal
zu uns zurückgekehrt.

Doch hat der Mensch sein Leben noch,
hat er den besten Teil.

Was Bessres hält kein Gott, kein Pfaff
und auch kein Teufel feil.

Und lebt er nicht, so hört er nicht
das Sopranino schrein
und sieht nicht,
wie sein Mädchen tanzt
und trinkt von keinem Wein.

Und „noch’n Gedicht“:

Wir sind von der Erde aus Erde gemacht,
Wir werden zu Erde vergehen,
damit aus der Erde mit neuer Macht
leuchtende Tage aus finsterner Nacht entstehen.

Und noch eine Frage:

Heh, heh! Eine Frage nur!

Heißt es nicht gegen das Leben streben,
wenn wir es auch noch mit Sinn erfüllen
wollen?

Dies alles aus F.K. Waechter, *Die Letzten Dinge*, Seite 228.

Hierzu nochmals Ustinov:

Was der Sinn des Lebens ist, weiß keiner
so genau. Jedenfalls hat es wenig Sinn, der
reichste Mann auf dem Friedhof zu sein.

VORURTEILE UND DISKRIMINIERUNG

Schon früh im Psychologie-Studium an der Freien Universität Berlin, am dortigen Psychologischen Institut, fiel mir Gordon W. Allports gerade erst 1971 ins Deutsche übersetzte Arbeit über *Die Natur des Vorurteils* in die Hände, die aber schon 1954 in einem US-Verlag erschienen war als *The nature of prejudice*. Diese Übersetzung geht auch auf die Studentenbewegung zurück, wenn ich mich recht erinnere, spiegelt das Fachbuch doch indirekt Erfahrungen aus Krieg und Nationalsozialismus wider.

Allport definiert Vorurteile als „ablehnende oder feindselige Haltung gegen eine Person, die zu einer Gruppe gehört, und die deswegen dieselben zu beanstandeten Eigenschaften haben soll, die man dieser Gruppe zuschreibt“.

Diese „Gruppe“ waren im eingemauerten Westberlin vor allem die Studenten mit ihrer „sogenannten Bewegung“, so die *B.Z.* Die von einer aufgebrachten, durch die Springer-Presse angestachelten Bevölkerung der Halbstadt zu hören kriegten, „wenn es euch hier nicht passt, dann geht doch nach drüben“, gemeint war die „Hauptstadt“ Ostberlin und die DDR.

Diese aufgeheizte Stimmung führte schließlich 1967 zur Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg und zum Attentat auf Rudi Dutschke 1968.

Durch diese ersten Eindrücke und Erfahrungen mit den Auswirkungen von Vorurteilen, auch am eigenen Leib, nämlich bei der Berichterstattung in der Springer-Zeitung *B.Z.* über den Mord an meiner Schwester Ellen im Studentenwohnheim Mollwitzstraße in Berlin-Charlottenburg 1970 wurde ich auf das Thema aufmerksam und habe darüber das Interesse an einer gesellschaftskritischen Sozialpsychologie entwickelt.

Darin wurden Vorurteile als Determinanten „diskriminierenden Verhaltens“ angesehen, und dieses wurde definiert als unangemessenes und ungerechtfertigtes Verhalten gegenüber Personen und Gruppen ausschließlich aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Gruppe.

In meinem weiteren persönlichen und beruflichen Leben erfuhr ich dann, dass die Ungleichbehandlung nicht nur von Personen als *individuelle Diskriminierung*, sondern auch von Institutionen als *institutionelle Diskriminierung* ausgehen konnte, ganz persönlich etwa der vorurteilsbehaftete Umgang im Krankenhaus mit der schwangeren Ute, meiner späteren Frau, wegen eines spontanen Aborts.

Die *Kritische Psychologie*, die ich weiter oben schon skizzierte, hat das zugespitzt auf die Begrifflichkeit vom *institutionellen Rassismus* verschiedener Behörden wie etwa dem Sozialamt oder dem Ausländeramt.

Daher habe ich auch mit Interesse die spätere Entwicklung in den 90er Jahren zum Abbau von Vorurteilen mittels *Antidiskriminierungs-Gesetz* (ADG) verfolgt, das später dann reformuliert wurde zum *Allgemeinen Gleichstellungs-Gesetz* (AGG).

Die Praktiken der Diskriminierung reichen von Beschimpfungen und Beleidigungen bis hin zur Anwendung von körperlicher Gewalt, zur Boykottierung von Geschäften, Aus-

gangssperren, der Beschneidung von Rechten von Frauen in der Ehe bis in die 90er Jahre in der BRD, ungleiche Bezahlung für die gleiche Arbeit bis heute, usw. usf.

Allgemein lässt sich sagen, dass neben gezielten Sympathiekundgebungen wie Ausländerwochen oder multikulturellen Veranstaltungen politische, juristische und sozialpolitische Maßnahmen wie die Erleichterung von Einreisebedingungen, Heiraterlaubnissen, Gewährung des aktiven und passiven Wahlrechts – bei uns noch nicht mal im kommunalen Bereich verwirklicht – Schulung des Personals im Öffentlichen Dienst im Umgang mit ausländischen Mitbürgern und vermehrter Einstellung von ausländischen Fachkräften als Ansprechpartner und Kontaktpersonen in den Ämtern zwar noch keine Garantie für die Reduktion von Vorurteilen und Diskriminierungen sind.

Sie schaffen jedoch Rahmenbedingungen, die zur Verbesserung des gesamtgesellschaftlichen „Klimas“ im Umgang mit Minderheiten und Fremden beitragen, kurzum, sie sind Mittel zur Humanisierung der Mehrheitsgesellschaft insgesamt in ihrem Verhältnis zu gesellschaftlichen und sozialen Minderheiten.

Diese ganze Thematik hat in den letzten Jahren durch die verschärfte Asylpolitik und die „Flüchtlingskrise“ eine erneute Aktualität, ja Dramatik erfahren.

Da traf es sich gut, dass ich in der Zentralbibliothek in Duisburg aus einem sog. „Öffentlichen Bücherschrank“, Motto: „kost’ nix“ das Buch von Peter Ustinov, *Achtung! Vorurteile* herausgriff, in dem er schreibt:

Vorurteile zeichne ich als verschlossene Tür. Denn Vorurteile sind Türen zu Zimmern, in die kein frisches Lüftchen dringt. Man sollte meinen, dass jeder vernünftige Mensch, der ein solches Zimmer betritt, auf der Stelle die Fenster aufreißt.

Mehr als die meisten anderen Künste, in denen er sich in seinem Leben versucht habe (z.B. in der Schauspielerei) sei dies Buch über Vorurteile sein „Vermächtnis“.

Es kam 2003 nach Gesprächen mit Harald Wieser und Jürgen Ritte auf deutsch im Verlag Hoffmann und Campe in Hamburg heraus, ein Jahr vor seinem Tod.

Ich kannte und schätzte Ustinov als Multitalent in verschiedenen Berufen und Tätigkeiten, immer mit einem Schuss Humor und Witz

bei der Sache, und einem Gespür für die komischen Seiten des Lebens, auch in vermeintlich toderntesten Angelegenheiten.

Zur Erinnerung ein Lexikon-Eintrag:

Sir (seit 1990) Peter Alexander (eigentlich Petrus Alexandrus von) Ustinov, britischer Schauspieler russisch-französischer Abstammung, geboren 1921, gestorben 2004, auch Dramatiker, Theater- und Filmregisseur, Romane (wie „Der Verlierer“ 1960), Dramen, Kurzgeschichten, Filme.

Ustinov hat an drei europäischen Universitäten Stiftungslehrstühle zur Vorurteils-Erforschung eingerichtet, im englischen Durham, in Budapest und in Wien.

Er schreibt: „Ich wünsche mir, dass diesen Lehrstühlen in anderen Städten weitere folgen werden. Vorwiegend dafür arbeitete ich im Alter [...] [sie] sollen mein Vermächtnis sein. Vielleicht wird es das Fach „Vorurteile“ dann eines Tages auch an den Schulen geben, so wie Mathematik, Sprachen und Sport“.

Ansätze hierzu gibt es durchaus im Humanistischen Lebenskunde-Unterricht, aber auch im Wahlfach Praktische Philosophie an Regelschulen.

Im Klappentext des Buches von Ustinov heißt es:

In seinem Buch über Vorurteile begegnen wir aber auch einem sehr ernsten Sir Peter, denn zu Beginn des 21. Jahrhunderts leben wir wieder im Zeitalter der Renaissance. Nicht in einer des Wissens und der Künste, sondern in der Renaissance des Vorurteils, der arroganten Meinung über Menschen anderer Kulturen, die auf blanker Unkenntnis beruht. So hat der Autor auch eine Schurkengeschichte des Vorurteils verfasst.

Ustinov stellt dem Buch einen Ausspruch von Albert Einstein voran: „Ein Vorurteil ist schwerer zu spalten als ein Atom.“ Und einen von sich selbst: „Was ist ein schlagenderer Beweis für den Wahnsinn, als die Unfähigkeit zu zweifeln?“

Hier muss ich nochmals auf Frieder Otto Wolfs Aufsatz (*der Freitag* 8/2008) verweisen: *Die Wahrheit der Skepsis*. Er meint, „der Skepsis begegnet man immer noch mit Skepsis. Dabei ist sie nützlicher, als man denkt“. Er schreibt also eine „kleine Verteidigung einer unersetzlichen Haltung“. Sein Schlusssatz lautet:

Auch wer die Haltung der Skepsis [...] nicht für sich selber annehmen will, wird anerkennen müssen, dass die Skepsis anderer einen unverzichtbaren Beitrag zu einem gesellschaftlich produktivem Umgang mit „Wahrheiten“ leistet, indem sie Fallibilität, Korrigibilität, Kreativität und plurale Offenheit „im Spiel hält“.

Zurück zu Ustinov, er schreibt:

Ich fahnde nach den Vorurteilen. Nur zeigen meine Steckbriefe sehr verschiedene Gesichter, Karikaturen und Schreckensgestalten. Über kleine Gaunereien und Kavaliersdelikte, die auf das Konto des Vorurteils gehen, amüsiere ich mich. Über die Kapitalverbrechen, die es anrichtet, schreibe ich in einem anderen Ton. Diesen Perspektivwechsel, der nicht nur in meinem Kopf, sondern auch in meinem Gemüt ist, möchte ich von Anfang an markieren:

Das größte Verbrechen des Vorurteils ist Auschwitz.

Ich füge noch ein paar Merksätze aus seinem Buch an, in dem er hofft, „dass es eines Tages so etwas wie eine populäre Bibliothek des Vorurteils geben wird“:

Die Halbwahrheit ist der Tümpel, in dem das Vorurteil schwimmt.

Vorurteile sind wie Marmorplatten, die unter sich ihre größten Rivalen, den Zweifel und die Wahrheit begraben.

– Mein einziges Vorurteil aber ist, keine Vorurteile zu haben. Ich riskiere diese kühne Behauptung, weil die Vorurteilslosigkeit nicht etwa mein Verdienst, sondern eine Mitgift meiner verrückten, heute würde man sagen, multikulturellen Herkunft ist. Damit sich keine Missverständnisse einschleichen: Gewisse Vorurteile hat jeder Mensch. Mit den Vorurteilen zu leben, ist nicht verwerflich. Wenn ich, ja, wenn ich bereit bin, sie zu revidieren.

Glaube ich ernsthaft daran, dass es eines fernen Tages eine Welt ganz ohne Vorurteile geben wird? Nein, diese Illusion hege ich nicht. Nein, eine Welt ohne Vorurteile würde ja der Aufklärung den Garaus machen. Wer wollte das wünschen? Sie ist doch das Beste, was wir haben!

Ja, es ist wahr, jedes Klischee nährt das Vorurteil. Auch das freundliche, es nährt das

positive Vorurteil. Wenn der Rivale des Vorurteils der Zweifel ist, dann ist sein Komplize die Bequemlichkeit, im Bündnis mit der Rechthaberei.

Wer Ausländer verteufelt, oder Frauen diskriminiert, tut dies meist in der Pose des lauten, starken, denkfaulen Mannes. Es spricht also vieles dafür, dass in einem leeren Kopf die Vorurteile besonders blühen.

Wer sich gegen das Vorurteil engagiert, sollte sich aber hüten, das in der gleichen Manier zu tun.

ANMERKUNG. Vergleiche dazu Freud: „Die Stimme der Vernunft ist leise, aber sie ruht nicht, bis sie sich Gehör verschafft hat.“

Lessing hat seiner Minna von Barnhelm einen wunderbaren Satz in den Mund gelegt: „Das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruss“. Damit wurde ein Bild von der Aufklärung in die Welt gesetzt, das ihr alle Zornesröte nimmt. Die Vernunft nicht als Schwester des autoritären Eifers, sondern der antiautoritären Heiterkeit.

Ustinov verweist nochmals auf seine „absurde Herkunft, es gibt keine bessere Apotheke gegen Vorurteile“. In seiner Autobiographie *Ich und Ich* habe er sie schon einmal Review passieren lassen:

Ich komme aus einer Familie, in der alle Exilanten sind. Mein ganzes Leben hat im Exil gespielt, und ich bin immer noch im Exil. Ich gehöre nirgends hin. Leute kommen zu mir, auch in Amerika, und fragen, „Wo sind ihre Wurzeln?“ Ich antworte immer: „Ich hoffe, im zivilisierten Benehmen“ [...]

Das älteste Vorurteil, an das sich unsere westlichen Gesellschaften zu erinnern scheinen, ist das über die „Barbaren“, also diejenigen, die der (in der Antike: griechischen) Sprache nicht mächtig waren.

Aber: Zivilisationen „ermüden“ an ihrer Verfeinerung, neue Kraft, überhaupt Erneuerung kommt durch die „Barbaren“.

– Ein Vorurteil zu haben, bedeutet, in irgendeiner Weise die Menschenwürde eines anderen zu verletzen.

– Es ist sehr amüsant, sich mit den Religionen der Welt zu beschäftigen, weil sie alle sehr kuriose Dogmen haben. Es ist al-

lerdings weniger amüsant, wenn die Religionen die Menschen zu bestimmten Lebensformen zwingen, die gar nicht komisch sind. Die Religionen sind Produzenten von Vorurteilen, weil sie auf Dogmen beruhen, weil sie geschlossene Systeme sind [...]

EINSCHUB. Wie sagte ein ranghoher katholischer Geistlicher einmal: „Es ist unglaublich, was Gläubige alles glauben sollen“.

– Wie sollte man über Vorurteile schreiben, ohne über eines der ältesten Vorurteile in der europäischen Geschichte zu schreiben, über das Verhältnis von Juden und Christen. Jedes der darüber geschriebenen Bücher und Dokumente ist ein Argument gegen die Dummheit, gegen das Vorurteil [...]

Das Verbrechen des Hauptmann Dreyfus im französischen Heer war es einzig, ein Jude zu sein. Damit wurde er zum Opfer eines Vorurteils, das im 20. Jahrhundert zu einer entsetzlichen Massenvernichtungswaffe wurde, zum Opfer des modernen Antisemitismus.

Im Kapitel: *Der Witz und seine Beziehung zum Vorurteil. Jüdische Witze* – (die entsprechende Schrift von Sigmund Freud heißt: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*) – überlegt Ustinov:

Vielleicht ist es so, dass beim jüdischen Witz der Blick der anderen, der Antisemiten, in den Witz mit aufgenommen und dadurch entschärft wird [...] Der jüdische Witz ist so souverän, dass er die Vorurteile, die man gegen Juden haben kann, schon integriert hat.

Ich halte dafür, dass diese Fähigkeit zur Selbstironie für die Juden, nicht nur in der Diaspora eine Überlebensstrategie war und ist, nimmt sie doch, bildlich gesprochen, den Judenfeinden „den Wind aus den Segeln“.

Und natürlich freue ich mich als organisierter Humanist mit Peter Ustinov, dass eine Schule in NRW nach ihm benannt wurde, in Monheim am Rhein.

Und ich zögere nicht, ihn in den Olymp großer Humanisten unserer Zeit aufzunehmen, hat er doch 30 Jahre als Botschafter der *UNICEF* fast die ganze Welt bereist, auch in dieser Hinsicht ein Weltbürger, ein Kosmopolit.

Einmal dazu befragt, antwortete er:

Wenn ich eine Nationalität frei wählen könnte, würden es die Vereinten Nationen sein, da fühle ich mich zuhause.

Aber die Wirklichkeit sieht anders aus, das weiß auch Sir Peter Ustinov:

Der Terrorismus, der im furchtbaren 11. September (2001) kulminierte, ist ein Krieg der Armen gegen die Reichen. Der Krieg (z.B. der Irak-Krieg der USA unter George W. Bush) ist ein Terrorismus der Reichen gegen die Armen.

WELT DER BÜCHER UND LESEN

Mein Interesse an, ja, meine Liebe zu Büchern, habe ich schon hinreichend klar gemacht. Immer wieder stoße ich daher auf Autoren, die sich der Welt der Bücher und der Buchhandlungen und Bibliotheken zuwenden. Zwei „Bücher über Bücher“ möchte ich hier erwähnen:

ERSTENS das von Torsten Woywod: *In 80 Buchhandlungen um die Welt. Meine Reise zu den schönsten Bücherorten unserer Erde*. – Was natürlich eine Anspielung ist auf den Roman von Jules Verne, *In 80 Tagen um die Welt* – Es ist 2017 bei *Eden Books* in Hamburg erschienen.

Der Autor hatte im Vorjahr per Interrail-Ticket Buchhandlungen in ganz Europa besucht, und machte sich dann auf die entsprechende Reise um die ganze Welt.

Die führte ihn durch fünfzehn Länder unseres Globus, beginnend mit Japan, „wo man zwischen Büchern schlafen kann, und die Landeshauptstadt ein eigenes Bücherviertel hat“, über Südkorea, China, Taiwan und die Philippinen nach Thailand, Malaysia und Singapur, „wo man Bücher abonnieren kann und Katzen die heimlichen Stars einer Buchhandlung sind“, über Australien, wo er sich zum ersten Mal in seinem Leben über den Winter freut, nach all der Hitze und Schwüle in Fernost, nach den USA, „wo es eine Stadt der Bücher gibt, Buchhändler ein Quiz absolvieren müssen, und in Buchhandlungen geheiratet wird“, dieses Kapitel ist das längste im Buch, bevor es dann über Mexiko und Chile nach Argentinien geht, „wo man in der ‚Weltstadt der Bücher‘ an jeder Straßenecke auf eine Buchhandlung trifft“, und am Ende nach

Brasilien, „wo Buchhandlungen über Lesetribünen verfügen, und die größte Buchhandlung Lateinamerikas zuhause ist“.

Am Ende jedes Landes-Kapitels mit dem Durchgang durch Buchläden vor Ort gibt der Autor Leseempfehlungen zu aktuellen Büchern einheimischer Autoren und Autorinnen.

Alles in allem ein wunderbares Buch für Bücherfreund*innen – die aber nicht, wie der Autor selbst, Arbeit und Wohnung deshalb gleich kündigen müssen, und trotzdem in den Genuss dieser literarischen Weltreise kommen möchten.

ZWEITENS das von Susanne von Meis herausgebrachte Werk: *Bücherwelten. Von Menschen und Bibliotheken*, einem reich bebilderten Band mit Fotos von Reto Guntli, der erstmals 1999 im Gerstenberg-Verlag in Hildesheim erschien, und der in fünf Abschnitte unterteilt ist, nämlich

1. Büchertempel,
2. Bücher sammeln,
3. Wohnen mit Büchern,
4. Buch und Kunst, und
5. Büchermacher.

Im knapp gehaltenen, aber aussagestarken Vorwort schreibt die Autorin Susanne von Meis – nach folgendem Zitat von Hermann Hesse: „Von den vielen Welten, die der Mensch nicht von der Natur bekam, sondern sich aus eigenem Geist geschaffen hat, ist die Welt der Bücher die größte“. –

Hermann Hesse spricht mit diesem Gedanken vielen Menschen [...] aus der Seele. Wir schaffen uns Bücherwelten, weil wir uns mit ihnen und in ihnen wohlfühlen, weil wir uns in ihnen entspannen können, weil sie unseren Geist anregen, bei unserer Arbeit hilfreich sind, unser Zuhause verschönern, uns verzaubern, uns entführen, uns die Welt um uns herum vergessen lassen.

Von den verschiedensten Bücherwelten erzählt der vorliegende Bildband. Er zeigt, welche Vielfalt an Möglichkeiten der Umgang mit Büchern eröffnet, und lädt ein, in einige der schönsten und interessantesten Bibliotheken der Welt einzutauchen.

Gleichzeitig werden Bücherfreunde viele Anregungen für die Gestaltung ihrer eigenen Bücherwelt, ihrer privaten Bibliothek finden [...]

Doch gleich, welches Ordnungsprinzip ei-

ner Sammlung zugrunde liegt [...] nie wird das einzelne Buch hinter dem Ganzen der Sammlung zurücktreten, niemals werden Sammler ihre Freude am einzelnen Werk verlieren [...]

Bücher sind Gefährten, Freunde, Ratgeber, Quell des Wissens; Bücher wachsen mit uns, begleiten uns auf unseren Reisen, oder wachen über unseren Schlaf. Bücher bevölkern nicht nur Bibliotheken, Bücher befinden sich im Wohnzimmer oder in der Küche, im Schlafzimmer, im Kinderzimmer oder im Flur. Bücher sind nicht wegzudenken aus dem Leben der Menschen [...]

Und so führt uns der Weg in diesem Buch durch die Tempel und Paläste, die zu Ehren des Buches errichtet wurden; durch stilvolle und gemütliche Privatbibliotheken; zu Handwerkern, die Bücher zu sinnlichen Kunstwerken gestalten, zu einem Kalligraphen, zu einem Drucker, zu einem Buchbinder.

Er führt auch zu den Menschen, die den Inhalt der Bücher verantworten: zu Schriftstellern, zu Literaturagenten und zu Verlegern.

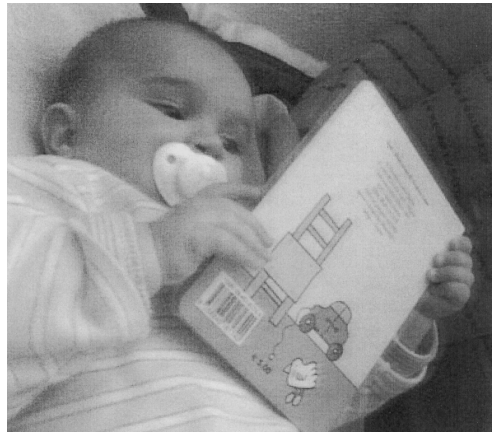
Doch das letzte Wort behält, wie immer, der Kritiker.

Ich habe hieran nichts zu kritisieren, sondern möchte nur gerne ergänzen, dass Bücher wunderbare Mittel der Selbstkultivierung und Humanisierung sein können – jedenfalls habe ich einige meiner Buchlektüren so erlebt.

Von daher freut es mich besonders, dass es ein Foto meiner damals noch ganz kleinen Enkeltochter Klara aus Berlin gibt, auf dem sie im Strampler im Bett liegend und mit dem Schnuller im Mund ihr wohl erstes Bilderbuch mit beiden Händchen hoch hält, um es anzuschauen.

Es ist das gleiche Mädchen, das Jahre später auf dem Lesestuhl im Garten das reich bebilderte Buch: *Götter, Helden, Ungeheuer* über die Geisteswelt der Antike aus dem Kinderbuch-Verlag der DDR liest, das 1988 erstmals erschien, 1990 ein zweites Mal, also vor und nach der sog. „Wende“.

Für mich wunderbare Zeichen der Neugierde und Wissbegier, mit der sich für mich die Zuversicht verbindet, die Welt und sich selbst in ihr besser zu verstehen.



ERRUNGENSCHAFTEN DER NEUEN FRAUENBEWEGUNG

Ein Ergebnis der Neuen Frauenbewegung ab den 70er Jahren, das aus den Frauenprotesten der 68er Jahre hervorgegangen war, war die – schließlich bundesweite – Einrichtung von Frauenbeauftragten, zumindest in den größeren Städten, so auch in Duisburg als Halbmillionen-Stadt.

Hier war Doris Freer die langjährige „Frauen- und Gleichstellungs-Beauftragte“, seit kurzem ist sie im Ruhestand.

Aus Anlass des Jubiläums „100 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland“ hat sie erstmals die Geschichte der Anfänge des Frauenwahlrechts in Duisburg umfassend untersucht.

In der „Denkstätte“ im Stadtarchiv hielt sie dazu den Vortrag, *100 Jahre Frauenwahlrecht: die ersten weiblichen Stadtverordneten in Duisburg 1919 bis 1933*.

Sie erläuterte darin, wie in Duisburg mit diesem neuen, gesetzlich verankerten Frauenrecht umgegangen wurde.

Wer waren die ersten weiblichen Stadtver-

ordneten, für welche Ziele traten sie ein, wie wurden die Anfänge der Umsetzung des Frauenwahlrechts von Politik, Verwaltung und Öffentlichkeit aufgenommen?

Bisher war über dieses Kapitel der Duisburger Stadtgeschichte nur wenig bekannt. (WAZ 26.2.2019)

In der Nummer 9 des von mir abonnierten Schweizer *ERNST. Das Gesellschaftsmagazin für den Mann*, das viermal im Jahr erscheint – selbst ein journalistisch aufgeklärter Männer-Reflex auf Frauenbewegung und Frauenemanzipation (Kontakt: <www.ernstmagazin.com>) – finde ich ein Interview von Frank Keil mit „Deutschlands einzigem kommunalen Männerbeauftragten“ Matthias Becker, überschrieben mit:

„Für alle gleich ist noch nicht für alle gleichberechtigt“.

Der fragt erstmal provokativ:

Braucht es überhaupt einen Männerbeauftragten? Und wenn ja, warum? Und wozu?

Becker, grauer Haarzopf, ein Ohrring, leicht füllige Figur, sieht eher gemütlich aus. Aber er diskutiert leidenschaftlich.

Das Interview findet im Nürnberger Rathaus statt, Matthias Becker's Titel ist: „Ansprechpartner für Männer.“ Sein Arbeitsplatz ist im Büro der städtischen Gleichstellungsbeauftragten, die in Nürnberg noch explizit die Bezeichnung „Frauenbeauftragte“ trägt.

Seine Arbeitszeit beträgt 19,5 Wochenstunden, er hat also eine halbe Stelle. Mittlerweile unbefristet.

Er sagt dazu: „Wir haben teilweise unterschiedliche Meinungen, aber der Ansatz, Gleichstellung zu erreichen, ist der gemeinsame – und so kommen wir sehr gut miteinander aus“. Dazu müsse er beide Geschlechter im Blick haben, nicht einfach nur gespiegelt, sondern mit den entsprechenden Themen und Bedarfslagen. „Genau deswegen arbeite ich hier, um Rollenzuweisungen aufzulösen“.

Im Mai 2016 ging es los, im Herbst wurde im Stadtrat nochmal gesprochen und verhandelt. Bedenken gab es da unter anderem, weil es da die Angst gab, wer etwas für die Männer tut, der zieht damit Mittel für die Frauen ab.

Becker sagt, er könne diese Befürchtung verstehen, aber er teilt sie nicht. Er sagt, es geht nicht darum, den Frauen etwas wegzunehmen, sondern um die Bereitstellung zusätzlicher Ressourcen.

Ein anderes Problem ist die Form, in der Männerthemen von den sog. „Männer-Rechtlern“ angesprochen werden – möglichst laut zu schreien, auch im Netz, in den sog. Sozialen Medien – die ist meist nicht erträglich und unangemessen. Daher grenzt er sich von deren Art und Weise ganz klar ab – obwohl einige Anliegen, die dort benannt werden, durchaus richtig und wichtig sind.

Oder: er wird immer wieder gefragt: werden Männer denn diskriminiert?

Becker führt das Beispiel der Kriminalstatistik auf:

Der jährliche Bericht im November präsentiert die Zahlen über angezeigte häusliche Gewalt: 81 Prozent der Opfer sind Frauen. 19 Prozent sind Männer. Ja, die Zahlen stimmen. In den Nachrichten dazu die Forderungen, die Frauen besser zu unterstützen.

Er macht eine kurze Pause:

Aber was man übersieht, ein Fünftel der Betroffenen sind Männer. Habe man dazu etwas gehört? Nein, aber es geht doch nicht um 1,9 Prozent, es geht um 19 Prozent, das ist doch eine Größe, die man nicht außer Acht lassen sollte!

Und es geht auch jetzt nicht darum, dass wir bei den Frauen Geld wegnehmen sollten. Sondern wir brauchen zusätzliche Angebote für betroffene Männer – etwa Möbelschutzwohnungen.

Matthias Becker hat noch viel vor – er ist gerade dabei, ein dreijähriges Präventionsprojekt zur Jungen- und Männergesundheit zu koordinieren. Für Männer aller Altersstufen, aller Lebensphasen: Jungen, Heranwachsende, Väter, auch die Senioren. Klar, Männer sind eine Hochrisikogruppe, wenn es um Gesundheit geht. Er kann sich auch vorstellen, so etwas wie eine Werkstatt für Männergesundheit einzurichten. Einmal im Monat können sich die Männer wie zur Inspektion abgeben, es gibt dann eine Art Scheckheft, was wann ansteht.

Er hat dazu das Gesundheitsamt der Stadt Nürnberg an seiner Seite, und die Techniker-Krankenkasse.

Grundlage seiner kommenden Aktivität ist das bundesdeutsche Präventionsgesetz, das seit 2016 gilt, und das die Krankenkassen seitdem verpflichtet, Prävention zu fördern und auch zu bezahlen. Und noch etwas ist ihm wichtig: früh anzufangen. Mit den Jungen.

Sein Schlusswort zum Interviewer:

Sie ahnen nicht, wie oft mir Männer sagen: „Sie sind der Erste, der mir erstmal zugehört und der mir nicht gleich wieder Vorwürfe gemacht hat.“

Dazu möchte ich anmerken, dass ich die Debatte um die Mittel für Jungenarbeit in der Schule, die nicht von denen für die Mädchenarbeit abgezogen werden dürfen, aus eigener Erfahrung als interner Schulberater an einer großen Gesamtschule ebenso kenne wie das Thema der Männergesundheit, einschließlich der geringeren Lebenserwartung von Männern, wie es z.B. der von mir erwähnte Hans Joachim Lenz in dem Studienmaterial *Frauen, Männer und Gesundheit. Geschlechterdifferenzen als Impulse zur Neuorientierung der Gesundheitsbildung* vorgelegt und durchgeführt hat.

Wie darin schon erwähnt, geht es auch darum, Männer in etwas anderer, „männertypischen“ Weise anzusprechen.

Ein Beispiel ist der *Männer-TÜV bei Lack und Chrom*, einer Automesse am Wochenende in Duisburgs Fußgängerzone, als Angebot der *Initiative Männergesundheit* der kommunalen Gesundheitskonferenz. Die im März 2018 gegründete Initiative hat zum Ziel, ein Bewusstsein für die eigene Gesundheit zu schaffen, und aufzuzeigen, wie einfach Vorsorge sein kann, und damit den Männern die Angst vor Vorsorgeuntersuchungen zu nehmen.

Hier können Männer ihre Gesundheit auf den Prüfstand stellen. An mehreren Stationen unter anderem ein Hautscreening, ein Blutzucker- und Lungenfunktionstest durchgeführt werden. Beratungen zu Darmerkrankungen werden ebenso angeboten wie Einblicke in die „Schlüsselloch-Chirurgie“, sprich: die Prostata-OP.

Als Gesprächspartner stehen ein Urologe als Sprecher der Initiative, die Geschäftsführerin der Kommunalen Gesundheitskonferenz sowie weitere Ärzte vor Ort zur Verfügung.

Infos unter <www.duisburg.de/maennergesundheits>.

DER 30-JÄHRIGE KRIEG

Im Zuge der Abfassung dieses Berichts habe ich teils zeitgeschichtlich weiter zurückge-

blickt und stieß dabei im Zusammenhang mit dem Thema Gewalt auf ein aktuelles Buch zu der „Urkatastrophe Europas“, dem Dreißigjährigen Krieg, der vor 400 Jahren begann.

Er war im Jubiläumsjahr Anlass für eine Reihe von epischen (z.B. Daniel Kehlmann, *Tyll* (Eulenspiegel)), und monumentalen Gesamtdarstellungen: Peter H. Wilson nennt ihn „eine europäische Tragödie“, Herfried Munkler ergänzt, „und ein deutsches Trauma“, beide Bücher sind 2017 erschienen.

Hierzu hat ein zeitgenössischer Historiker, Hans Medick, 1939 geboren, also ebenfalls ein Alt-68er, der als Kind im Juni 1943 die Bombardierung von Wuppertal erlebte, ein Buch geschrieben mit dem Titel *Der dreißigjährige Krieg. Zeugnisse vom Leben mit Gewalt*, das 2018 bereits in zweiter, durchgesehener Auflage im Wallstein-Verlag in Göttingen erschienen ist.

Darin nimmt er einen „Perspektivenwechsel“ vor – den eines ahnungslosen, potentiellen Opfers, das sich fragt, wie die ganze Sache wohl ausgehen wird, und über keine Mittel verfügt, den Ausgang zu beeinflussen.

Ist z.B. ein Brand, den man am Nachthimmel sieht, bloß ein Scheunenbrand oder das Werk herannahender, feindlicher Truppen? Geht das vorüber, oder ist es das Ende der Welt?

Medick's Begründung:

Ein großer Krieg kann auch ausgehend von kleineren Szenen, Schlüsselereignissen, Episoden und Wahrnehmungsfragmenten zur Darstellung gebracht werden, wie es in diesem Buch anhand von Dokumenten, Selbstzeugnissen und Medien der Zeit unternommen wird.

Schließlich kommt es darauf an, was an diesem langen und großen Krieg überhaupt zur Darstellung gebracht werden soll.

Sind es die Schlachten, die großen Gipfelergebnisse [...] Oder sind es nicht auch, ja hauptsächlich die vielen Gewaltereignisse, die den Alltag durchziehen und die anhaltenden Versuche, in und mit ihnen zu überleben? [...]

Die alternative Perspektive dieses Buches ist deutlich: mit Blick auf zeitgenössische Selbstzeugnis- und Zeitzeugnisdokumente wird im Folgenden der Versuch einer andersartigen Gesamtdarstellung des Dreißigjährigen Krieges unternommen.

So schreibt es der Autor in der Einleitung, *Die Nähe und Ferne des Dreißigjährigen Krieges*.

Also wird dieser „aus der Nähe“ betrachtet, nicht als Großerzählung der Politik- und Militärgeschichte, sondern als die konkreten Gewalterfahrungen, Lebensbewältigungen und Erinnerungen der Menschen sowie deren Verarbeitung in den zeitgenössischen Medien, wie es im Klappentext heißt.

Hans Medick war bis 2004 am *Max-Planck-Institut für Geschichte* in Göttingen tätig, und lehrte in Deutschland, der Schweiz und in den USA.

Er gehört zu den Pionieren der Mikro- und Alltagsgeschichte – von unten, vom einfachen Menschen, vom Volk aus, könnte man ergänzen.

Ganz in diesem Sinn schreibt Nils Minkmar (*Literatur-SPIEGEL* 10/2018) zu Medick's Buch:

Der Dreißigjährige Krieg ist insofern ein paradoxes Thema, als es sich für große, lange Werke eignet, die die Diplomatie- und Militärgeschichte Europas nachzeichnen.

Aber solche Arbeiten verfehlen stets das Besondere dieses Krieges, nämlich seine provinzielle, häusliche und familiäre Dimension.

Über die Hälfte ihrer Zeit verbrachten die Soldaten in privaten Quartieren, nicht in Kasernen oder auf Märschen, sondern in Häusern und Höfen von Zivilisten. Insofern war die Gewalt keineswegs auf Schlachtfelder beschränkt, es war vielmehr eine flächendeckende häusliche Gewalterfahrung. Die Gewalt ging nicht nur von den Soldaten aus, sondern ebenso von bewaffneten Bauern, die sich zur Wehr setzten oder Wege ersannen, die fremden Truppen auszunehmen [...]

Man ist immer wieder überrascht von der Resilienz der Zeitgenossen des Krieges, von ihrer Improvisationsgabe und berührenden Humanität.

Dabei wird hier nicht in moralischer Absicht nur der Opfer gedacht, auch Täter kommen zu Wort, nichts Menschliches ist der Epoche fremd, und das Buch spiegelt diese Vielfalt wider.

Hans Medick, der als Vordenker der Historischen Anthropologie gilt, und als einer der seltenen Intellektuellen der Zunft gan-

ze Generationen deutscher Historiker inspiriert hat, legt hier ein Meisterwerk vor.

Medick stellt die folgende Frage am Ende seiner Einleitung:

Könnte es sein, dass in Bezug auf die Gegenwartsprobleme von endlos weitergekämpften Kriegen und vom Scheitern der Konferenzdiplomatie ein erfahrungsgesättigter Satz des im Exil in Dubai lebenden syrischen Arztes und Politikwissenschaftlers Ahmad Samir Altaqi weiter führt, den er kürzlich am Ende eines dokumentarischen Films über den Dreißigjährigen Krieg als „Experte“ geäußert hat:

Normalerweise machen diejenigen Frieden, die Blut an den Händen haben. Man bringt keine Engel zusammen, um Frieden zu schließen. Man muss die schmutzigsten Warlords zusammenbringen.

Und doch: ohne zivilgesellschaftliche Beteiligung, so eine der Schlussfolgerungen dieses Buches für das 21. Jahrhundert, werden Friedensschlüsse langfristig nicht erfolgreich sein können, auch nicht ohne nachhaltige friedenspädagogische Anstrengungen und Erfolge, und vor allem auch nicht ohne grundlegende Verbesserungen der (Über-) Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten derjenigen, die Opfer von Gewalt, aber oft genug auch ihre Täter sind.

Für mich als Leser ist diese historische Darstellung ein weiteres Beispiel dafür, wie eine solche „Geschichte von unten“ mir als zeitgenössischem Menschen Anfang des 21. Jahrhunderts nahe kommt, weil sie Grausamkeit und Menschlichkeit in ihrer Verwobenheit in die Zeitläufte exemplarisch, weil anschaulich-konkret begreifbar macht.

Wie sagte es Thomas Bernhard so schön mit feiner Ironie:

„Ausgerechnet der Mensch ist unmenschlich.“

Diese seine Sentenz ist grausame Wahrheit geworden, in unserem neuen Dreißigjährigen Krieg von 1914 bis 1945, dem großen und langen Krieg im 20. Jahrhundert.

Als Sohn eines Bahnhofs-Buchhändlers in der Nachkriegszeit in Rosenheim am Inn – dem Buchladen gegenüber in der Bahnhofshalle war das „Relief der Inn-Städte“ zu sehen – habe ich mich schon früh für Druckerzeugnisse interessiert, für Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Eine erste Ahnung davon, wie umkämpft eine freie und kritische Berichterstattung sein kann, bekam ich anlässlich der sog. *SPIEGEL*-Affäre, bei der der damalige bayrische Ministerpräsident Franz-Josef Strauß dessen Herausgeber Rudolf Augstein in Hamburg verhaften und die Redaktionsräume durchsuchen ließ.

Als Psychologie-Student in Westberlin erfuhr ich dann am eigenen Leib, wie die sogenannte Boulevard-Presse des Axel Springer Verlags in Gestalt der Berliner Zeitung, kurz BZ, über die persönliche Katastrophe der Ermordung meiner Schwester Ellen im Studentenwohnheim sensationsheischend und auf die Studentenbewegung zielend herzog. Das war 1970.

Im Zuge meiner Politisierung begriff ich mehr und mehr, welche bedeutende Rolle die freie Presse für eine lebendige Demokratie spielt.

Sie wird ja nicht von ungefähr die „Vierte Gewalt“ genannt, zusätzlich zur Gewaltenteilung in der parlamentarischen Demokratie zwischen dem Parlament als Legislative, der Regierung als Exekutive und dem Gericht als Judikative.

Die Unabhängigkeit der Gerichte ist dabei von besonderer Bedeutung, wie man an aktuellen Beispielen autokratischer Regime, auch innerhalb des „Westens“ beobachten kann, die diese einzuschränken oder gleich ganz abzuschaffen versuchen – das Gleiche droht der Pressefreiheit.

In Autokratien gibt es keine Gewaltenteilung und auch keine Mitbestimmungsrechte der abhängigen Beschäftigten.

Nicht zu vergessen die Freiheit der Kunst, die zurecht als „Fünfte Gewalt“ im Staate fungiert, wenn sie denn aufklärende und befreiende Beiträge liefern kann.

So wurde ich Leser von linken und linksliberalen Zeitungen und Zeitschriften wie *Konkret*, *Freitag*, der *Frankfurter Rundschau* und dem *SPIEGEL*, und freute mich, dass als

Spätfolge der Studentenbewegung *die tageszeitung*, kurz *taz*, gegründet und ich ihre Abonnent wurde, und schließlich auch Genosse in der *taz*-Verlagsgenossenschaft.

Diese trug mit dazu bei, dass die *taz*’ler im Jahre 2018 ihr neues Verlagshaus in Berlin fertigstellen und beziehen konnten.

Als langjähriger Unterstützer von *Ärzte ohne Grenzen* wurde ich auch aufmerksam auf die Vereinigung *Reporter ohne Grenzen*, die jährliche Bände *Fotos für die Pressefreiheit* herausbringt, aus welchem ich für das Jahr 2018 Folgendes zitieren möchte:

Jeder Mensch hat das Recht auf freie Meinungsäußerung; dieses Recht umfasst die Freiheit, Meinungen unangefochten zu vertreten, sowie Informationen und Ideen mit allen Kommunikationsmitteln ohne Rücksicht auf Grenzen zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.

— ARTIKEL 19 Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen, 10. Dezember 1948.

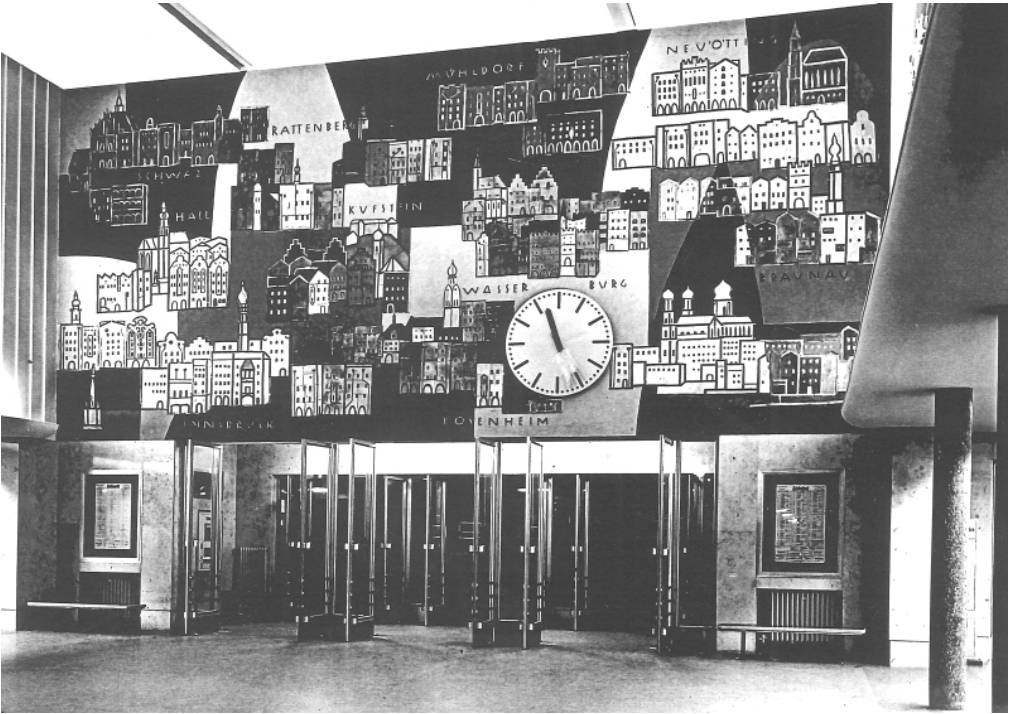
Im Leitartikel mit der Überschrift: *Kritische Journalisten werden gebraucht* schreibt Ines Pohl, jetzige Chefredakteurin der Deutschen Welle, früher bei der *taz*:

Das vergangene Jahr markiert eine Zeitenwende. Über viele Jahrzehnte hinweg war Europa ein Kontinent, auf dem es mit der Demokratie aufwärts ging – und dadurch auch mit der Pressefreiheit. Denn beides ist sehr eng miteinander verwoben, braucht einander und kann nur gemeinsam gedeihen.

Dieses Verhältnis wurde einseitig aufgekündigt. Sei es in Polen, auf dem Balkan oder in der Türkei.

Freie Medien geraten unter Druck und die Pressefreiheit wird durch Gesetze eingeschränkt. Journalistinnen und Journalisten werden bedroht, sie werden verhaftet und ohne gerichtliche Prozesse ins Gefängnis gesteckt. Und all das nicht nur in fernen Diktaturen und Autokratien, sondern auch direkt in unseren unmittelbaren Nachbarländern [...]

Die einzige Option, gegen diese Strategien vorzugehen, sind sorgfältig recherchierte Augenzeugenberichte. In einer Welt, in der Bilder immer wichtiger werden, gehören dazu auch Fotos wie jene, die in diesem



Fotoband für die Pressefreiheit versammelt sind.

Sie sind aufgenommen von Frauen und Männern, die ihre Gesundheit, ja sogar ihr Leben aufs Spiel setzen, um die Welt zu informieren [...]

Es gibt daher seit Jahren ganzseitige Traueranzeigen vom Verein „Reporter ohne Grenzen“ über Kolleginnen und Kollegen, die überall in der Welt in Ausübung ihrer beruflichen Tätigkeit ermordet wurden.

Das sind alljährlich Dutzende Tote – ein schrecklicher Blutzoll für die Freiheit des Wortes.

Unter der Überschrift *Keine Freiheit ohne Pressefreiheit* heißt es in dem Band:

„Reporter ohne Grenzen“ dokumentiert Verstöße gegen die Presse- und Informationsfreiheit weltweit und alarmiert die Öffentlichkeit, wenn Journalisten und ihre Mitarbeiter in Gefahr sind. Wir setzen uns für mehr Sicherheit und besseren Schutz von Journalisten ein. Wir kämpfen online wie offline gegen Zensur, gegen den Einsatz sowie den Export von Überwachungstechnik, gegen restriktive Mediengesetze und für unabhängige Medien [...]

Seit mehr als 20 Jahren ist die deutsche Sektion von Berlin aus aktiv. Der Verein Repor-

ter ohne Grenzen e.V. ist Teil der 1985 gegründeten internationalen Organisation „reporters sans frontieres“ (rsf) mit Hauptsitz in Paris. Die deutsche Sektion [...] ist organisatorisch und finanziell eigenständig [...] Ein globales, dicht geknüpftes Netz für schnelle Information und Intervention entsteht durch mehr als 150 Korrespondentinnen und Korrespondenten [...]

„Reporter ohne Grenzen“ finanziert sich vor allem aus Spenden und Mitgliedsbeiträgen sowie durch den Verkauf dieses Fotobuchs.

Damit ist *Reporter ohne Grenzen*, wie auch schon *Ärzte ohne Grenzen* eine Nicht-Regierungs-Organisation, in der englischen Abkürzung als *non-governmental organization* eine sog. NGO und ist wie diese – als Neue Soziale Bewegung – eine Errungenschaft der globalen 68er Revolte.

Wer sich dafür interessiert, kann die aktuelle *Rang-Liste der Pressefreiheit* von Reporter ohne Grenzen anklicken unter: <www.reporter-ohne-grenzen.de/rangliste/2018> und hierüber auch Spenden an den Verein einreichen: <kontakt@reporter-ohne-grenzen.de>.

Im Fotobuch 2018 gibt es aus aktuellem Anlass einen Extra-Bericht:

WIR TRAUERN 2019 UM

AFGHANISTAN: 5. Januar **Nuri Dschawid**, Radiojournalist/Blogger | 5. Februar **Rahmani Rahimullah**, Fernsehjournalist | 5. Februar **Aria Schafik**, Radiojournalist | 15. März **Chairchah Sultan Mahmud**, Radiojournalist | 1. Juli **Imeailsi Abdulrauf**, Medienmitarbeiter | GHANA: 16. Januar **Ahmed Hussein-Suale**, Fernsehjournalist | HAITI: 10. Oktober **Néhémie Joseph**, Radiojournalist | HONDURAS: 17. März **Leonardo Gabriel Hernández**, Fernsehjournalist | 31. August **Edgar Joel Aguilar**, Fernsehjournalist | IRAK: 4. Oktober **Hischam Fares Al-Adhami**, freier Journalist | 6. November **Amdsched al-Dahamat**, Autor/Bürgerjournalist | JEMEN: 28. Januar **Siad al-Schaarabi**, Medienmitarbeiter/Producer | 5. Mai **Ghaleb Labhasch**, Bürgerjournalist | KOLUMBIEN: 9. Mai **Mauricio Lezama**, Dokumentarfilmer | LIBYEN: 19. Januar **Mohammed bin Chalifa**, Journalist | MEXIKO: 20. Januar **Rafael Murúa Manríquez**, Radiojournalist | 19. Februar **Jesús Eugenio Ramos Rodríguez**, Radiojournalist | 15. März **Santiago Barroso**, Radiojournalist | 25. März **Omar Iván Camacho Mascareño**, Sportreporter | 2. Mai **Telésforo Santiago Enríquez**, Radiojournalist | 16. Mai **Francisco Romero Díaz**, Printjournalist | 11. Juni **Norma Sarabia Garduza**, Printjournalistin | 30. Juli **Rogelio Barragán Pérez**, Onlinejournalist | 3. August **Jorge Ruiz Vázquez**, Printjournalist | 24. August **Nevith Condés Jaramillo**, Onlinejournalist | NIGERIA: 22. Juli **Precious Owolabi**, Fernsehjournalist | PAKISTAN: 4. Mai **Ali Sher Rajpar**, Printjournalist | 16. Juni **Muhammad Bilal Khan**, Bürgerjournalist | 30. April **Malik Amanullah Khan**, Printjournalist | 30. August **Mirza Waseem Baig**, Fernsehjournalist | 24. November **Urooj Iqbal**, Printjournalistin | PHILIPPINEN: 10. Juli **Eduardo Dizon**, Radiojournalist | 7. November **Dindo Generoso**, Radiojournalist | 1. Dezember **Benjie Caballero**, Radiojournalist | DEMOKRATISCHE REPUBLIK KONGO: 2. November **Papy Mahamba Mumbere**, Radiojournalist | SOMALIA: 12. Juli **Hodan Nalayeh**, Fernsehjournalistin | 12. Juli **Mohamed Sahal Omar**, Fernsehjournalist | 14. August **Abdinasir Abdulle Ga'Al**, Radiojournalist | SYRIEN: 23. März **Mohammad Dschumaa**, Medienmitarbeiter | 18. Juni **Amdschad Bakir**, Fotojournalist | 23. Juni **Omar al-Dimaschki**, Bürgerjournalist | 17. Juli **Alaa Najef al-Chader al-Chalidi**, Fotojournalist | 21. Juli **Anas al-Diab**, Bürgerjournalist | 15. August **Samer al-Sallum**, Bürgerjournalist | 10. Oktober **Welat Erdemci**, freier Journalist/Fotograf | 13. Oktober **Saad Ahmad**, Agenturjournalist | 13. Oktober **Mohammed Rascho**, Fernsehjournalist | 10. November **Abdel Hamid al-Jussef**, Fotojournalist | TSCHAD: 25. Mai **Obed Nangbatna**, Fernsehjournalist | UKRAINE: 20. Juni **Wadim Komarow**, Printjournalist | VEREINIGTES KÖNIGREICH: 19. April **Lyra McKee**, freie Journalistin/Autorin

Ihre Spende für die Pressefreiheit: www.reporter-ohne-grenzen.de/spenden

**REPORTER
OHNE GRENZEN**
FÜR INFORMATIONSFREIHEIT

Die Türkei steht weiterhin im Mittelpunkt der Arbeit von Reporter ohne Grenzen [...] Mehr als 100 Journalistinnen und Journalisten sitzen in türkischer Haft [...] Wenigstens die Haftentlassungen der deutsch-türkischen Journalisten Mesale Tolu und Deniz Yücel bedeuteten in dieser Situation einen Lichtblick. Allerdings sind auch ihre Verfahren damit keineswegs beendet, sondern gehen vor türkischen Gerichten weiter [...]

Besonders bewegend ist das Interview mit Mohammed Badra, einem Fotografen aus Syrien, der zu den wenigen Kollegen gehört, die noch in dem Kriegsgebiet leben und arbeiten. Badra harrt in der seit Jahren umkämpften Region Ost-Ghouta bei Damaskus aus [...]

Daneben gibt es im aktuellen Fotobuch Berichte aus Deutschland, Libyen, Guatemala, Bahrain, Iran, Spanien, Vietnam, Kenia und Nordkorea, außerdem Reportagen aus der seit Hugo Chavez' Tod „verwaisten Revolution in Venezuela, einem Land, mit dem Viele einmal die Hoffnung auf einen neuen Sozialismus verbanden [...] Seit die Ölpreise im freien Fall sind, ist es auch das Land.

Und in dem Fotoreport über die Türkei heißt es: „Warten auf bessere Zeiten, weil die Touristen ausbleiben. Immerhin etwas Widerstand!“

SINTI UND ROMA

Nochmals zu Sinti und Roma („Zigeuner“):

Mein Anlass ist *Zoni Weisz – vom Außenseiter zum Avantgardisten*, eine Produktion der Abteilung Multimedia und Aktuelle Kultur des Deutschlandfunks. In der der Sinto mit dem DLF-Redakteur Michael Köhler über sein Leben spricht.

Man kann das Gespräch in einem sog. „pageflow“ unter dem Titel *Zoni Weisz – der vergessene Holocaust* verfolgen.

Zoni Weisz ist einer der bekanntesten niederländischen Floristen. Und er ist Sinto. Als Einziger aus seiner Familie hat er die Verfolgung der Nationalsozialisten überlebt. Heute kämpft er gegen das Vergessen und für die Bewahrung der Traditionen der Sinti und Roma.

„Wenn ich Pferdehufe höre, führt mich das zurück in meine Kindheit“. Zoni Weisz erinnert sich an die frühen Jahre seiner Kindheit,

als er mit seinen Eltern mit Pferd und Wagen durchs Land reiste.

Geboren wurde Zoni Weisz am 4. März 1937 in Den Haag. Vater Johannes war Musiker und Instrumentenbauer. Mutter Jacoba setzte sich früh dafür ein, dass der Junge die Schule besuchte. Zoni Weisz wuchs mit seinen drei jüngeren Geschwistern unbeschwert auf. Gerne denkt er zurück an das Nomadenleben im Wohnwagen und den engen Zusammenhalt der Familie.

„So ein Wohnwagen war sehr schön.“ Er beschreibt die Einrichtung des Wohnwagens, auf den seine Mutter sehr stolz war.

Die Familie lebte wie die Sinti in einem hölzernen Wohnwagen, der von Pferden gezogen wurde. Abends lagerten sie am Waldrand, erzählten Geschichten und machten Musik.

Als die Bedrohung durch die Nationalsozialisten zunahm, wurde die Familie sesshaft. Der Vater mietete ein Ladenlokal in der Kleinstadt Zutphen, um weniger aufzufallen. Hier fand die Familie ein neues Zuhause und führte ein bürgerliches Leben – bis zum 16. Mai 1944.

Der 16. Mai 1944 war – so Zoni Weisz – der „schwärzeste Tag in der Geschichte der niederländischen Sinti und Roma“. Auch für die Familie Weisz endete die Hoffnung, der Vernichtungsmaschinerie entkommen zu können.

Bei einer landesweiten Razzia („Zigeuner-Razzia“) wurde sie in ihrem Haus verhaftet, und in das Durchgangslager Westerbork gebracht.

Nur der siebenjährige Zoni blieb verschont, weil er an diesem Tag durch Zufall bei seiner Tante war.

Die Deportation seiner Eltern hat sich ins Gedächtnis von Zoni Weisz gebrannt. Bei seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag 2011 erinnert er sich:

„Moezla, pass auf meinen Jungen auf“. Noch ein weiteres Mal hatte er unfassbares Glück. Wenige Tage später nach der Razzia griff die Polizei auch ihn, die Tante und ihre Kinder auf. Sie wurden zum Bahnhof Assen gebracht, und sollten dort in den Deportationszug steigen, der bereits von Westerbork aus mit 245 Sinti und Roma – darunter seine Familie – nach Auschwitz unterwegs war. Noch am Bahnsteig verhalf ihnen ein Polizist zur Flucht: „Lauft um euer Leben!“

Zoni Weisz erzählt von Schuldgefühlen:

„warum war ich nicht dabei?“ und seinem anfänglichen Schweigen über die Kriegszeit. Zoni Weisz' Mutter und Geschwister wurden im KZ Auschwitz-Birkenau ermordet, vermutlich in der Nacht vom 2. auf den 3. August 1944, als die SS alle 2.900 noch im „Zigeunerlager“ verbliebenen Sinti und Roma in die Gaskammern schickte. Der Vater wurde im KZ Dora-Mittelbau getötet.

Zoni Weisz schwärmt von seiner Arbeit als Florist und rekordverdächtigen Bestecken mit Rosen. „Ich bin ein Blumenkind und habe ein natürliches Gefühl für Formen und Farben.“

Dem traumatisierten Jungen fiel es schwer, nach dem Krieg wieder Fuß im Leben zu fassen. Seine Tante half ihm, und ein Mentor, ein Florist, der seine Liebe zu den Blumen weckte. Er machte eine Ausbildung in der königlichen Gärtnerei [...] und wurde zu einem der führenden Floristen der Niederlande. Er arbeitete regelmäßig für das niederländische Königshaus [...]

Für sein Engagement für die niederländische Blumenindustrie und seinen Einsatz für die Sinti und Roma ernannte ihn Königin Beatrix zum „Offizier des Ordens von Oranien-Nassau“.

Seit vielen Jahren kämpft er dafür, die Erinnerung an die Vernichtung der Sinti und Roma wachzuhalten. Als Zeitzeuge geht er in Schulen und Universitäten. Er sprach vor den Vereinten Nationen in New York. Und zum Holocaust-Gedenktag am 27. Januar hielt er 2011 eine eindrucksvolle Rede vor dem Deutschen Bundestag – gegen das Vergessen.

„Es ist menschenunwürdig, wie Sinti und Roma [heutzutage] behandelt werden.“

Als am 24. Oktober 2012 in Berlin das „Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas“ eingeweiht wurde, war das für Zoni Weisz eine Genugtuung. Das Mahnmal ist für ihn ein Ort der Hoffnung. Indem es das Gedenken wachhält, findet er selbst Ruhe. Eine Ruhe, die für ihn überlebenswichtig ist.

„Es ist wichtig, dass Nicht-Sinti Zugang zu unserer Geschichte haben. Denn unbekannt macht unbeliebt“, so Zoni Weisz über Integration und den Zugang zur Kultur und Geschichte der Sinti und Roma. Zoni Weisz, der vom Außenseiter zum Avantgardisten, vom Verfolgten zum Repräsentanten seines Staates wurde, legt Wert darauf, dass Sinti und Roma

ihre Kultur bewahren. Die zunehmende Diskriminierung vor allem in Osteuropa macht ihm Angst. Umso wichtiger ist es für ihn, sich gegenseitig mit Respekt zu begegnen.

Zoni Weisz erzählt in seinem Buch *Der vergessene Holocaust – mein Leben als Sinto, Unternehmer und Überlebender* seine Lebensgeschichte.

Zu Sinti und Roma in der Gegenwart:

Sinti und Roma sehen sich als wahre Europäer. Sie leben seit 600 Jahren in Europa und kämpfen trotzdem immer noch um Anerkennung. In Berlin präsentiert ein neu gegründetes Institut die Kulturleistungen der Roma.

Sie haben die europäische Kultur maßgeblich beeinflusst. Zu sehen ist das in dem *Digitalen Archiv für die Kunst der Sinti und Roma*.

Sinti und Roma sind seit Jahrhunderten in Deutschland beheimatet, dennoch werden sie von vielen Mitbürgern abgelehnt.

Sinti und Roma gehören zu den vier anerkannten nationalen Minderheiten in Deutschland. Infos dazu gibt es bei der *Antidiskriminierungsstelle des Bundes*.

RomArchive – digitales Archiv der Sinti und Roma – soll ein international zugänglicher Ort werden, der die Kulturen der Sinti und Roma sichtbar macht. Nach dem Motto: „Reclaiming Culture“.

ÜBERLEBEN MIT BÜCHERN: MARCEL REICH-RANICKI

Im schon erwähnten Buch über Bibliotheken – öffentliche und private – äußert sich auch Marcel Reich-Ranicki, der Literaturkritiker, der mit seiner Frau Teofila in einer Welt lebte, die von Büchern und Autoren bestimmt wurde:

Es ist meine vierte Bibliothek [...] die erste musste ich 1938 in Berlin zurücklassen, als ich nach Warschau deportiert wurde. Meine Bibliothek war für einen Schüler von 18 Jahren verhältnismäßig groß [...] Ich durfte mir Bücher aus seiner Bibliothek aussuchen, – des jüdischen Freundes eines Onkels in Berlin, der seine Emigration vorbereitete. Bevor ich mich aber verabschieden und dem Mann danken konnte, meinte dieser, dass die Bücher nur geliehen seien und eines Tages auch stehengelassen werden müssen. Und richtig, diese Bibliothek

habe ich in Berlin zurückgelassen, als ich nach Warschau* deportiert wurde.

Aus Antiquariaten habe ich dann zum zweiten Mal Bücher zusammengetragen, die ich abermals zurückließ.

1958 habe ich Polen verlassen mit einem Pass, der mich nur zu einem Besuch in der Bundesrepublik Deutschland berechtigte. Ich kehrte aber nicht zurück und musste meine dritte Bibliothek wiederum in Warschau stehenlassen.

Dies hier ist nun meine vierte und also – hoffentlich – letzte Bibliothek.

So kam es dann auch. Marcel Reich-Ranicki schrieb 1999, einige Jahre vor seinem Tod 2013 in Frankfurt am Main, seine Autobiographie *Mein Leben*, die er seiner Frau Teofila „Tosia“ Reich-Ranicki und dem gemeinsamen Sohn Andrzej widmete.

Er lernte sie im Warschauer Ghetto kennen, heiratete sie dort heimlich und lebte mit ihr bis zu ihrem Tod im Jahre 2011 zusammen. Sie wurde 91 Jahre alt.

Die Beiden verband ihre Liebe zur Literatur, zu den Büchern und zur deutschen Sprache, die aber durch ihr Schicksal auf eine harte Probe gestellt wurde.

Wie ein roter Faden zieht sich diese widersprüchliche Erfahrung durch ihr weiteres Leben.

Das Glück, das sie der deutschen Literatur verdanken, der Musik und dem deutschen Theater, ist untrennbar verknüpft mit der deutschen Barbarei.

Das Buch ist im Deutschen Taschenbuch Verlag in München erschienen.

Ein großes, humanistisch geprägtes Selbstzeugnis aus durchlittenen Abgründen der deutschen Geschichte heraus. Ein Dokument humanen Überlebens – auch dank der vielen verlorenen und doch behaltenen Bücher.

Dazu noch dies: Zu Beginn seiner Autobiographie thematisiert er, dass er „kein eigenes Land, keine Heimat und kein Vaterland“ hat. Seine Heimat sei im Letzten die Literatur gewesen. Und er war Atheist, was mich als Ungläubigen und säkularen Humanisten besonders interessiert.

In einer Fernsehdokumentation des Jahres 2006 erklärte er:

„Gott ist eine literarische Erfindung. Es gibt keinen Gott. Ich kenne keinen. Hab ihn nie gekannt. Nie in meinem Leben.“

Religion beschrieb er als „eine Brille, die den Blick auf die Wirklichkeit trübt, die bittere Realitäten hinter einem milden Schleier verschwinden lässt“.

BÜCHERGILDE, BUCHHANDLUNG, BIBLIOTHEK

Als Mitglied in der *Verlagsgenossenschaft Büchergilde* liegt mir die Förderung der Buchkultur und des Lesens besonders am Herzen. Da freut es mich natürlich, dass meine Lieblingsbuchhandlung *Scheuermann*, geführt von Elisabeth Evers, in Duisburg schon zum vierten Mal mit dem *Deutschen Buchhandlungs-Preis* ausgezeichnet wurde.

Im Magazin der Büchergilde (1/2019) ist ein Gespräch mit der Kultur-Staatsministerin Monika Grütters abgedruckt, das über diesen Buchhandlungspreis, den geplanten *Deutschen Verlagspreis*, die Perspektiven angesichts einer schwindenden Leserschaft und die Herausforderungen durch rechte Akteure am Tag nach der Preisverleihung stattfand.

Unter der Überschrift: *Damit wird unsere Demokratie verteidigt* – gemeint ist die deutsche Buchkultur – bewertet die Ministerin den zum vierten Mal verliehenen Buchhandlungspreis als einen großen Erfolg.

Ich habe den Eindruck, als hätte die Branche darauf gewartet. Es geht ja nicht nur um Geld, sondern auch um eine bundesweite Aufmerksamkeit, gleichzeitig um Wertschätzung und Ermutigung [...]

Aber um die Vielfalt der deutschen Buchhandlungs-Landschaft zu erhalten, bedarf es eines flächendeckenden Ansatzes [...]

Wir reden ja von sechseinhalb Tausend Buchhandlungen, und wenn da 118 berücksichtigt werden, ist das immer noch eine relativ kleine Zahl [...]

Das Prinzip hinter den Preisen zur Kulturförderung (auch beim „Kinoprogrammpreis“) ist dasselbe:

Wir müssen die kleinen, unabhängigen, inhabergeführten Kultureinrichtungen stabilisieren, damit sie sich gegenüber den großen Ketten und Monopolisten behaupten können. Bei den Buchhandlungen kommt

* in das Warschauer Ghetto

ja noch die starke Konkurrenz durch den Online-Handel dazu [...]

Auch die großen Buchketten haben sich nicht beschwert [...] aber die großen inhabergeführten Buchhandlungen, die über eine Million Umsatz machen, fühlten sich zurückgesetzt, – aber auch sie leisten ja einen wichtigen Beitrag für den Erhalt der vielfältigen und historisch gewachsenen Buchkultur in Deutschland. Deshalb haben wir entschieden, sie mit einem Gütesiegel zu würdigen, denn die finanzielle Unterstützung benötigen sie weniger als die kleinen.

Frau Grüters begrüßt im Weiteren, dass die reduzierte Mehrwertsteuer auch auf elektronische Bücher ausgeweitet werden konnte, und setzt sich vehement für die Beibehaltung der Buchpreisbindung ein.

Auf die alarmierenden Zahlen des *Börsenvereins des Deutschen Buchhandels*, wonach es zur Zeit 6,4 Millionen weniger Leser gibt, antwortet sie differenziert:

Es sei zwar die Anzahl der Buchkäufer zurückgegangen, nicht aber die Zahl der Buchkäufe. Richtig ist, dass Menschen zwischen 20 und 49 Jahren heute deutlich weniger Bücher lesen.

Die Frage sei, wie man diese Generation dazu bringt, sich wieder mit dem Buch zu beschäftigen? Das scheint ihr die eigentliche gesellschaftspolitische Aufgabe zu sein. Denn:

In einer zunehmend digitalisierten Welt, die vom Tempo bestimmt ist, wird die kontemplative Tätigkeit des Lesens zunehmend als anachronistisch wahrgenommen.

Abhilfe verspricht etwa die Leseförderung in Kindertagesstätten und Grundschulen, aber die beginnt am besten in der Familie, in der Kindern regelmäßig abends von den Eltern vorgelesen werden sollte.

Zur Frage: Wo bleibt die Verlagsförderung? Sagt sie, die sei berechtigt, denn die kleinen inhabergeführten Buchhandlungen könnten ohne die kleinen, inhabergeführten Verlage nicht überleben, und umgekehrt.

Deshalb will ich einen Verlagspreis ausloben, der sich ein bisschen an dem Buchhandlungspreis orientiert, also in der ganzen Breite wirken soll [...]

Wieviel Verlage gibt es denn überhaupt? 2017 waren es in ganz Deutschland rund

dreitausend Verlage, darunter sind rund 2.000 kleine und mittelständische Verlage mit einem Umsatz von weniger als 3 Millionen Euro, die wir mit dem neuen Verlagspreis des Bundes adressieren wollen. Das ist eine erkleckliche Zahl.

Auch hier gilt: Sichtbarkeit herstellen, Wertschätzung erteilen, Ermutigung aussprechen, für den Erhalt der Vielen sorgen. Das ist die bundesdeutsche Kulturlogik [...]

Abschließend im Interview auf den Auftritt von rechten Buchverlagen und Autoren angesprochen, sagt sie:

„Wir müssen uns alle gegen demokratiefeindliche Angriffe wehren und dabei kommt es auf jeden Einzelnen an.“

Zuvor hatte sie schon von dem hohen Gut der „Kunstfreiheit“ gesprochen, die Dinge ermöglicht, auch wenn man sie persönlich ablehnt, soweit sie verfassungsrechtlich in Ordnung sind.

Da bin ich froh, im gleichen *Büchergilde-Magazin* zu lesen, dass deren Buchhandlungsnetz größer wird, und vierzehn unserer Partner-Buchhandlungen mit dem *Buchhandlungs-Preis* 2018 ausgezeichnet wurden. Herzlichen Glückwunsch – auch von mir!

Als Ergänzung hierzu die erfreuliche Meldung (*taz am Wochenende* 16.12.2018):

Bollwerk gegen Populismus: Der Common Ground in der modernen demokratischen Stadtgesellschaft: Die Finnen bauen die Bibliothek der Zukunft, digital und analog zugleich:

Die neue Zentralbibliothek Oodi in Helsinki.

Oodi ist ein Konglomerat aus Begegnungs-, Wissens- und Produktionsstätte, verpackt im avantgardistischen Design der ALA-Architekten.

Er ist das Resultat eines zwanzigjährigen Diskussionsprozesses der Bürgerschaft Helsinkis.

Oodis Nutzungskonzept fußt auf einem erweiterten Bibliotheksbegriff:

„Kleinkinder und der Geräuschpegel stören in Finnland nicht“, wie Bibliotheks-Chefin Anna-Maria Soininvaara sagt.

Oodi sei nur das leuchtende neue Flaggschiff der insgesamt 853 öffentlichen Bibliotheken Finnlands.

Mit anderen Worten: „Die am stärksten literarisierte Gesellschaft der Welt: Finnland“.

Leider habe ich davon noch nichts mitbekommen, als ich 1964 nach bestandener Abitur über Helsinki, die Saimaa-Seen und die kleine Stadt Salla am Polarkreis per Anhalter unterwegs war, und nach einem Bad im eiskalten Inari-See sogar einen Wintereinbruch verkraften musste – das war im August! – um über Spitzbergen, den nördlichsten Punkt Europas und weiter durch Nordnorwegen zum Ausgangspunkt zurückzufinden.

Diese Alleinfahrt war ein einziges Abenteuer und gerade deshalb für mich ein unvergessliches Erlebnis.

SIMONE DE BEAUVOIR / ALICE SCHWARZER

Nachtrag zu Simone de Beauvoir, der humanistischen Denkerin zum Geschlechterverhältnis – und zur neuen Frauenbewegung.

Zum 111. Geburtstag von Simone de Beauvoir Anfang 2019 gab Alice Schwarzer in ihrer Zeitschrift (*Emma* 1/2019) ein 20-seitiges Dossier heraus, in dem u.a. Folgendes zu lesen ist:

Damit dem Reich der Freiheit zum Sieg verholfen wird, ist es unter anderem notwendig, dass Mann und Frau jenseits ihrer natürlichen Differenzierungen rückhaltlos geschwisterlich zueinander finden

– ein Zitat aus dem *Anderen Geschlecht*, im französischen Original 1949, deutsch übersetzt 1951 – das also vor nunmehr 70 Jahren geschrieben wurde.

Alice Schwarzer, die ihre Gespräche mit Beauvoir 1972 bis 1981 als *KiW-Taschenbuch* und ein Filmportrait *Simone de Beauvoir live* als *Emma*-DVD bewirbt, schreibt, das Dossier abschließend:

Der Konflikt um Simone de Beauvoir [...] hat auch handfeste politische Gründe. Denn die Kritik an der führenden Denkerin des universellen Feminismus ist immer auch eine Kritik am universellen Feminismus [...] Niemand hat so ehrlich und so brilliant Zeugnis abgelegt über das Frausein im 20. Jahrhundert und die Kulturgeschichte der Frauen (in der deutschen Übersetzung ist der Untertitel ihres Hauptwerks: „Sitte und

Sexus der Frau“) – und niemand ist mit solchen Siebenmeilenstiefeln in das 21. Jahrhundert vorangeschritten.

Kein Zweifel: die Neue Frauenbewegung wäre ohne diese eine solitäre Vordenkerin so nicht denkbar gewesen.

Diese Neue Frauenbewegung startete bei uns ja bekanntlich mit dem Tomatenwurf nach einer Rede von Heike Sander auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt am Main. Das war am 13. September 1968.

Sie hatte damals gerade den „Aktionsrat zur Befreiung der Frau“ gegründet und forderte den SDS und vor allem dessen Männer auf, das Private zu politisieren und damit die Ausbeutung von Frauen im Privaten anzuerkennen.

Zum Gespräch kam es damals nicht, stattdessen warf die SDS-lerin Sigrid Daum-Rüger Tomaten in Richtung der Männer auf dem Podium und traf den theoretischen Kopf des SDS, Hans Jürgen Krahel, (– der wenig später bei einem Autounfall ums Leben kam.)

Wolfgang Kraushaar, damals auch ein Aktivist, schreibt in seinem monumentalen vierbändigen Werk *1968* dazu: (2018 bei Reclam erschienen):

Der entscheidende Impuls für die Ausweitung der Geschlechterkritik zu einer neuen, einer feministischen Bewegung kam dann im Juni 1971 hinzu, als die Journalistin Alice Schwarzer nach französischem Vorbild im „STERN“, einer illustrierten Wochenzeitschrift, unter der Überschrift: „Ich habe abgetrieben“ eine Selbstbeziehungskampagne initiierte.

Das war der Startschuss für eine Kampagne zur Abschaffung des restriktiven Paragraphen 218. Nach nur wenigen Monaten überreichten Vertreterinnen der „Aktion § 218“ dem Bundesjustizminister nicht weniger als 86.000 Solidaritätserklärungen.

Erst von diesem Zeitpunkt an konnte von einer Frauenbewegung gesprochen werden.

Nach diesem Rückblick ein Hinweis auf die aktuelle Diskussion um das geflügelte Wort der 68er Bewegung: „Das Private ist politisch“.

In der *taz*-Rubrik: *Die steile These* schreibt ein Philipp Rhensius (*taz* 6.1.2019):

„Das Politische ist privatisiert.“

Denn selten werde die persönliche Misere als Indikator für den Zustand der Gesellschaft verstanden.

Dabei hatte doch der [...] 68er Aphorismus dazu beitragen wollen, die Probleme des Individuums mit der Gesellschaft zu verschalten. Die größte Errungenschaft dieser Bewegung war es, die Gesellschaft als Kategorie ins Bewusstsein zu holen, und den verrückten, abweichenden, sexuell befreiten Menschen nicht als Solitär, sondern als ein mit Anderen verbundenes Wesen zu verstehen [...]

War die Hinwendung zum Eigenen mal ein Versprechen auf Selbstbefreiung, ist es heutzutage fast ein Muss, sich selbst zu sein [...]

Das Politische wird damit weniger zur Frage des Ichs, das sich zum Wir öffnet, sondern eine des Ichs, das sich um sich selbst dreht [...]

Und jetzt?

Um das Politische wieder zu sozialisieren, wäre viel gewonnen, wenn die neoliberalen Illusionen überwunden werden würde, nach der wir alle auf uns allein gestellt sind [...] Anknüpfen ließe sich dort, wo zuletzt ein neues, demokratisches Wir sichtbar wurde, bei den Demonstrationen gegen Nazis in Chemnitz, oder bei „Wir sind mehr“ in Berlin [...] Zudem könnte die „Klassenfrage“ wiederbelebt werden, liegt doch gerade hier ein Zusammenhang, den zu knüpfen eine der wichtigsten Aufgaben [...] einer emanzipatorischen Politik ist.

(Vgl. hierzu die Ausführungen von Peter Misik.)

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK

Der Journalist Rolf Potthoff hat in der Rubrik „Wer war's?“ aus Anlass des 125. Todestages von Anton Philipp Reclam dessen „gelben Büchlein“ ein Denkmal gesetzt (WAZ 5.1.2019). Er schreibt:

[Er] erlangte mit dem Angebot von hochwertiger Literatur zu günstigen Preisen Wohlstand und Ruhm. Reclam startete die neue Reihe literarischer Klassiker mit Goethes „Faust“, das war 1867, als er seine kluge Idee zur Tat werden ließ.

Statt als übliche, teure Bücher bot er die Werke großer Dichter und Denker in schlichter Form konkurrenzlos billig an, und machte sie dadurch auch für ärmere Schichten erschwinglich.

Ein Volltreffer: Der Lesehunger gerade außerhalb des elitären Bildungsbürgertums erwies sich als enorm.

Er war schon 60 Jahre alt, als er die „Universal-Bibliothek“ herausgab und blickte auf ein politisch und geschäftlich bewegtes Leben zurück.

Im Jahr 1807 geboren, kam der Sohn eines Verlegers früh mit der Welt der Bücher in engsten Kontakt. Mit 21 Jahren gründete er einen eigenen Verlag und eine Lesestube mit Leihbibliothek, wo sich in dieser Zeit der obrigkeitsstaatlichen Unterdrückung bald freiheitlich, gar revolutionär gesinnte Schriftsteller, Studenten und politisch Unzufriedene trafen.

Reclam, selbst ein überzeugter Liberaler, fehlte es nicht an Courage: Wenn Zensoren Schriften in seiner Heimat verboten, bot er sie kurzerhand jenseits der Grenzen an.

Jedenfalls florierte sein Verlag, den Anton Philipp Reclam mit einer eigenen Druckerei erweiterte und zu einem Unternehmen mit rund 180 Beschäftigten ausbaute.

Am 5. Januar 1896 starb der Verleger der gepflegten Klassikerausgaben. Inzwischen haben die knallgelben Reclam-Heftchen selbst Klassiker-Status.

Generationen von Schülerinnen und Schülern sind die *Reclam*-Hefte wohlbekannt, mir schon seit den frühen 60er Jahren, seitdem ich nach einem dreitägigen „Probe-Unterricht“ in die fünfte Klasse der Oberrealschule in Rosenheim wechseln durfte – nach dem Besuch der Volksschule in Aising.

Zuletzt hatte ich die *Texte zur Menschenwürde* in der Hand, worin auch Auszüge der *Rede über die Würde des Menschen* von Pico della Mirandola zu finden sind, geschrieben in der Zeit der (italienischen) Renaissance.

Ich habe weiter oben schon die Schriften von Julian Nida-Rümelin erwähnt, aus seiner *Über die menschliche Freiheit* habe ich zitiert, die gibt's auch in der Gelben Reihe.

Von Jan Philipp Reemtsma gibt es dort das Bändchen *Die Gewalt spricht nicht. Drei Reden*, mit Beiträgen zum Thema: Nationalsozialismus und sein Fortwirken – die sind ge-

schrieben, bevor er als Leiter des *Hamburger Instituts für Sozialforschung* (HIS) gekidnappt wurde.

Schließlich haben mich die beiden gelben Hefte: *Texte zur Theorie der Komik* und *Loriot's Menschen, Tiere, Katastrophen* mit ihren Texten und Zeichnungen erheitert.

Besonders gefreut hat mich daher die Nachricht, dass die *Reclam*-Hefte ein Museum bekommen: Eröffnung am 24. Oktober 2018 in Leipzig.

Hans Joachim Marquardt ist Initiator der *Reclam*-Ausstellung, in der das älteste gedruckte *Reclam*-Heft Goethe's *Faust – der Tragödie erster Teil* aus dem Jahr 1876 und ein Bücherautomat aus dem frühen 20. Jahrhundert zu den Attraktionen gehören.

Mehr als 10.000 Hefte der Leipziger und Stuttgarter Produktion werden ausgestellt. Im Mittelpunkt steht *Reclams Universal-Bibliothek* als älteste noch existierende Taschenbuchreihe.

Der *Reclam-Verlag* wurde 1828 in Leipzig von Anton Philipp Reclam gegründet. Der westdeutsche Zweig entstand 1947 in Stuttgart. Im März 2006 wurde das frühere Stammhaus in Leipzig geschlossen.

Neben diesen gelben *Reclam*-Heften gibt es neuerdings die etwas größere und ganz in Schwarz gehaltene Reihe: *Reclam 100 Seiten*, aus der ich von Katrin Rönecke das Bändchen: *Sex. 100 Seiten*, das 2017 erschien, kurz vorstellen möchte:

Die Autorin ist Journalistin und Bloggerin. Sie schreibt vor allem zu den Themen Bildung, Geschlechter-Demokratie und Emanzipation.

Zitat: „Wir können Sex immer wieder neu erfinden. Ich will ein paar Werkzeuge in die Hand geben, die dabei helfen sollen. Damit meine ich nicht ‚Sexspielzeug‘. Es sind vielmehr Denkwerkzeuge“.

Ich habe diese Lektüre als Alt-68er mit 73 Jahren in die Hände bekommen und erfrischend neu und anders erlebt. Als anregend und empfehlenswert für all diejenigen, die neugierig, wissbegierig und experimentierfreudig geblieben sind.

Weitere Informationen zur Reihe: <reclam.de/100Seiten>.

Um Missverständnisse zu vermeiden, hier nochmal ein paar Anmerkungen zum Thema.

Ich rechne mich seit dem – überwundenen – Tiefpunkt der Beziehung zur Petra, meiner Frau aus dem Ruhrgebiet – durch Gewalttätigkeiten ihr gegenüber und deren Verarbeitung in Therapie und Beratung – als „bewegter Mann“ zu der Sorte von Männerbewegung, die die Verspätung der Männer gegenüber der Neuen Frauenbewegung zum Anlass nahm, sich unter aufgeschlossenen Geschlechtsgegnossen über das eigene Mann-Sein in Familie und Beruf auszutauschen und im Kreis von Gleichgesinnten zu bestärken.

Das war der persönliche Hintergrund meiner Mitwirkung an den beiden von den Grünen organisierten Männerkongressen in den 90er Jahren, die ich weiter oben schon erwähnt habe. Davon erhoffte ich mir aufgeklärt-selbstreflexive Beiträge und Impulse zu einem veränderten und verbesserten Umgang mit mir selbst und den Männern und Frauen in meinem Umfeld, und vor allem zur Petra.

Diese emanzipatorische Männerbewegung, die sich aus den Fesseln des herkömmlichen „Mann-Seins“ herauslösen möchte, ist für uns Männer gedacht, aber nicht gegen die Frauen gerichtet.

Allerdings machten sich in den o.g. Kongressen schon Stimmen von Männern bemerkbar, die gegen die aufbegehrenden Frauen die „alte Männerherrlichkeit“ wieder auferstehen lassen wollten.

Ich stand damals dem „Väteraufbruch für Kinder“ noch mit einiger Sympathie gegenüber, doch mit der Entwicklung der sogenannten „Männer-Rechtler“ wurde ich zunehmend skeptisch gegenüber deren „maskulinistischen Tönen“.

Ich habe weiter oben schon die Studie der Fachhochschule Köln zur Männerforschung erwähnt, die ich von unserer Referentin Frau Scheffler in der Weiterbildung zur Supervision bekommen hatte, und zu der sie selbst das Vorwort ihrer Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften schrieb, die diese Studie betrieb und im Eigenverlag herausbrachte. Ihr Titel:

Zeit, auf die andere Seite zu sehen. Zum aktuellen Stand der Männerforschung. Tagungs-

Dokumentation Fachtagung 2. Dezember 2005. Institut für Geschlechterstudien.

Darin wird kritisch-solidarisch das Bemühen von Männergruppen, Selbsterfahrungs- und Vätergruppen auch sogenannter Encounter-Gruppen gewürdigt, zu einem neuen Selbstverständnis als Mann zu gelangen, das nicht mehr gegen die Frauen gerichtet ist, sondern als Einladung zur Verständigung auf Augenhöhe, das heißt, als gleichberechtigte Partner.

In letzter Zeit hat sich nun aber der „Maskulismus“ als eine etwas andere Männerbewegung etabliert, deren „Antifeminismus zwischen vermeintlicher Salonfähigkeit und unverhohlenem Frauenhass“ changiert, wie der Autor der gleichnamigen Studie bei der *Friedrich-Ebert-Stiftung* vom Juli 2014, Robert Claus feststellt.

Zur Klärung der Begrifflichkeiten ist dort Folgendes zu lesen:

Maskulinismus, Maskulismus, oder (antifeministische) Männerrechtsbewegung. Auf Maskulismus-kritischer Seite ist bisher umstritten, ob Maskulinismus, Maskulismus oder Männerrechtsbewegung die treffende Bezeichnung darstellt.

In dieser Expertise wird der Begriff Maskulismus verwendet, dem der Antifeminismus stets eingeschrieben ist. Die „Bewegung“ selbst verwendet die Begriffe Männerrechtsbewegung sowie Maskulismus, um sich von der „feministischen“ Bezeichnung „Maskulinismus“ abzugrenzen.

Robert Claus fragt: Wer steckt hinter den frauenfeindlichen Verbalausfällen?

Dieser Frage sind bereits Thomas Gesterkamp 2010 im Auftrag der Friedrich Ebert Stiftung und Hinrich Rosenbrock 2012 im Auftrag der Heinrich Böll Stiftung nachgegangen. Die Titel:

Gesterkamp: *Geschlechterkampf von rechts. Wie Männerrechtler und Familienfundamentalisten sich gegen das Feindbild Feminismus radikalisieren.*

Und Rosenbrock: *Die antifeministische Männerrechtsbewegung.*

Christina Schildmann vom Forum Politik und Gesellschaft der Friedrich Ebert Stiftung meint im Vorwort:

Die Entwicklung des Maskulismus ist ein Indikator für den Zustand der Geschlechterverhältnisse.

Im Abschnitt: Geschlechterpolitische Aufgaben, schreibt Robert Claus:

Des Weiteren sollte die Forcierung pluralistischer und menschenrechtsorientierter Männlichkeitspolitiken im Fokus stehen, welche sich nicht in Abgrenzung zu feministischen Ideen definieren.

Dem kann ich als Humanist und Feminist nur voll zustimmen.

Ich habe in den Nullerjahren die Studie von Robert W. Connell, dem australischen Männerforscher gelesen, *Der gemachte Mann*, von der mir außer seinen Differenzierungen der Männerwelt der Ausdruck von der „patriarchalen Dividende“ haften geblieben ist, die auch der fortschrittlichste Mann und Feminist einstreicht, und das, ob er will oder nicht! Eben weil das gelebte Leben so voller Vorurteile ist, was die Frauen- und Männerbilder, auch bei aufgeklärten ZeitgenossInnen betrifft und die jeweilige Sicht auf das Geschlechterverhältnis prägt.

MÄNNERBILD/MÄNNLICHKEITEN

Mein lebenszeitliches Interesse am Geschlechterthema hat aktuell viele Zuspitzungen erfahren.

So schreibt etwa der von mir geschätzte Politikwissenschaftler Thomas Gesterkamp unter der Überschrift:

„Die Lücke namens Mann. Gleichstellungspolitik ignoriert die Probleme von Männern. Das ist gefährlich, denn Antifeministen füllen das Vakuum!“

Anlass des Artikels ist der *Zweite Gleichstellungsbericht*, den das alte Kabinett gerade noch vor der Bundestagswahl 2017 verabschiedete.

Eine umfassende, moderne Geschlechterpolitik darf [...] nicht nur einseitig als Frauenförderungs politik gedacht werden, sondern auch als Männerpolitik.

So erfreulich es ist, dass in den 70er Jahren im Umfeld der Kampagnen gegen den §218 eine Frauen-Gesundheitsbewegung entstand, hat es leider nie eine entsprechende

Männergesundheitsbewegung gegeben, abgesehen von einigen Selbsthilfeprogrammen wie der Aids-Hilfe.

Erst nach der Jahrtausend-Wende verstärkten sich die Forderungen nach einer geschlechtsspezifischen Prävention für Männer. Erst 2014 legte das Robert-Koch-Institut die erste umfangreiche Studie zur *Gesundheitlichen Lage der Männer in Deutschland* vor.

Dass Männer im Schnitt fünf Jahre früher als Frauen sterben ist jedoch kein Naturgesetz, sondern auf krank machende gesellschaftliche Bedingungen und historische Geschlechternormen zurückzuführen.

Und Gesterkamp fragt:

Is es ein größeres Privileg, mehr Geld zu verdienen, als länger zu leben? Eine dialogisch orientierte Geschlechterpolitik sollte vermeiden, in eine unproduktive Hitparade der Benachteiligung von Frauen vs. Männern einzusteigen.

Aber: wenn Gleichstellungspolitik alle Männer für privilegiert, Frauen aber für stets benachteiligt und daher förderungswürdig hält, macht sie sich angreifbar. Diese Haltung prägt weitgehend auch den aktuellen Bericht der Bundesregierung. In der Kurzfassung des Gutachtens gibt es immerhin ein eigenes Themenblatt: „Männer und Gleichstellung“ [...] Dass solche Aspekte zumindest auftauchen [...] ist ein Fortschritt. Denn die meisten Debatten folgen weiter der Devise: „Gender means women“. So ist ein Vakuum entstanden, das Maskulinen versuchen zu nutzen.

Die [...] antifeministische „Männerrechtsbewegung“ inszeniert sich als Opfer weiblicher Emanzipation. Sie behauptet, Frauen seien mittlerweile in nahezu jeder Lebenslage privilegiert. Ein von der „Gender-Ideologie“ geprägter „Umerziehungs-Staat“ würde Männer auf vielfältige Weise diskriminieren. Solche Thesen finden Unterstützung bis in die bürgerlichen Leitmedien hinein, parlamentarisch aufgegriffen werden sie vor allem von der AfD [...]

Wer den Einfluss von Maskulinen eindämmen will, muss mehr tun, als die Vertreter einer dialogisch orientierten Männerpolitik rhetorisch einzubeziehen [...]

Im „Bundesforum Männer“, vor acht Jahren als Pendant [...] zum „Deutschen Frau-

enrat“ gegründet, arbeiten kirchliche Gruppen, Gewerkschafter, Sozialverbände, Jungenprojekte und Väterinitiativen mit.

Der Dachverband distanziert sich ausdrücklich von antifeministischen Strömungen, kritisiert aber die Vernachlässigung männlicher Anliegen.

Nach der BT-Wahl 2017 meldete er sich mit der Stellungnahme „Männerpolitik gehört in den Koalitionsvertrag“ zu Wort.

Gefordert werden eine zweiwöchige Vaterschaftsfreistellung nach der Geburt eines Kindes mit Lohnfortzahlung, die Familienarbeitszeit mit Rückkehrrecht auf Vollzeit, der Abbau steuer – und sozialrechtlicher Anreize für das traditionelle Ernährermode* sowie verbesserte Rahmenbedingungen für pflegende Angehörige.

Zudem müssten „Eltern in Nachtreunungsfamilien weiterhin gemeinsam Verantwortung übernehmen können.“

Der Autor, mir von den o.g. Männerkongressen als Referent bekannt, hat einige Bücher zu Männerthemen geschrieben, u.a. *Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere* und *Die Krise der Kerle*. Das ist seine Doktorarbeit an der Uni Münster, unter dem Dissertationsthema:

Männliche Arbeits- und Lebensstile in der Informationsgesellschaft.

Er ist im Netz unter thomas.gesterkamp@t-online.de zu erreichen.

Auch in Duisburg hat sich Einiges getan: so gibt es seit einem halben Jahr einen neuen *Blog zur Geschlechterforschung*. Der ist ein Angebot des *Gender Netzwerks NRW* an der Universität Duisburg-Essen, kurz der UDE.

Und zwar nicht nur für Wissenschaftler*innen, sondern auch für die interessierte Öffentlichkeit. In diesem interdisziplinär ausgerichteten Vorhaben erscheinen jede Woche neue Beiträge in einer der vier folgenden Kategorien: – *Forschung*, – *Debatte*, – *Interview*, sowie – *Gesehen. Gehört. Gelesen*.

„Wir laden dazu ein, diese digitale Plattform zu nutzen, und so zum Wissenstransfer beizutragen,“ erläutert die Netzwerk-Sprecherin Prof. Dr. Katja Sabisch.

Beiträge können unter gender-blog.de eingereicht werden.

Themen sind u.a.:

* das sog. Ehegatten-Splitting

- das Verhältnis von Rassismus, Sexismus und Feminismus,
- die Arbeit von Gleichstellungs-Büros, und
- die Verletzbarkeit von Identitäts- und Lebensentwürfen im Netz.

Hier sollten sich m.E. auch Männerforscher und Männerbewegte wie die von *Jungs e.V.* zu Wort melden, oder die Männer, die in der Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) *Fachstelle Jungenarbeit NRW* zuletzt eine 70-seitige Dokumentation hergestellt haben zum brandaktuellen Thema:

Irgendwie Hier! Flucht – Migration – Männlichkeiten. Die LAG blickt inzwischen auf 20 Jahre Tätigkeit in diesem Rahmen zurück.

Aber auch zeitgenössische, organisierte Humanisten wie ich und andere, für die die feministische Geschlechtertheorie eine tragende Säule ihres Selbstverständnisses darstellt, sollten dort vertreten sein.

Besonders gefreut hat die Mitteilung von Susanne Lohaus, dass die *HeRoes Duisburg*, deren Leiterin sie ist, auch im Jahr 2018 die Premiere ihres neuen Stücks mit neuem Ensemble wieder in der jüdischen Gemeinde am Innenhafen aufführen können. In der Einladung heißt es:

Premiere „Blickwandler“:

Die neue Theatergruppe „Blickwandler“ der „HeRoes Duisburg“ hat nach der Gedenkstättenfahrt 2017 nach Krakau und Auschwitz unter der Anleitung von Ghandi Chahin und Burak Yilmaz ein neues Theaterstück entwickelt:

Das Stück zeigt Alltagsszenen, die das Leben vieler junger Männer beschreiben, die Freundschaft zwischen Benjamin und Muhammed, Konflikte mit den Eltern, sowie Rassismus im Alltag und die Erwartung, ein „richtiger Mann“ zu sein, – das sind die einzelnen Puzzlestücke, die an diesem Nachmittag zu einem ganzen Bild zusammenwachsen werden.

„Die Blickwandler“ laden alle dazu ein, unsere Gesellschaft mit anderen Augen, einem anderen Blick zu betrachten.

Und noch ein Nachtrag zu Burak Yilmaz:

Der Lehrer und Sozialwissenschaftler Burak Yilmaz (31 Jahre alt) wurde vom Bundespräsidenten Frank Walter Steinmeier

am 4. Dezember 2018 mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt.

Herausragende Verdienste bei der Integration junger muslimischer Männer, speziell im Rahmen des Programms *Junge Muslime in Auschwitz* waren der Hauptgrund für diese Ehrung.

Geboren wurde Burak Yilmaz als Sohn türkischer Eltern, die in Duisburg-Hamborn lebten, einem Stadtteil mit hohem, vor allem türkischen Ausländeranteil.

Schule, Fußball, Straßenleben. In dieser Hinsicht habe er sich nicht von Jungs aus der Nachbarschaft unterschieden.

„Na klar gab es Rassismus und Diskriminierung gegen die Türken“ sagt Yilmaz. Hunderte Beispiele könnte er nennen. „Den Satz, dass ich es sowieso nicht packe, habe ich auch hundertmal gehört“, von einem abgrundtief bösen Lehrer, wie seine Mutter meint.

„Ständige Diskriminierung, Ausgrenzung. Du wirst aggressiv. Klar habe ich auch mal zugeschlagen“. Ausgrenzung, auf die auch Familie Yilmaz mit Abgrenzung reagiert hat:

Konservativer sunnitischer Islam als Anker, als gesellschaftliches Leitbild, Besuch der Koranschule inklusive.

Neben der Bereitschaft zu physischer Gewalt habe sich auch bei ihm als jungem Mann ein krudes Weltbild entwickelt:

Der Westen war per se schlecht, die Juden waren die Strippenzieher des Westens, und für alles Böse verantwortlich. Eine Sicht, wie Burak sagt, die von seiner damaligen Koranschule aktiv unterstützt wurde.

„Da wurden und werden genau diese Vorurteile zementiert“ sagt Burak, „Duisburg ist außerhalb der Türkei die europäische Hochburg für türkische Rechtsextreme, das muss man sich klar machen“.

Was aber machte den wütenden jungen Mann, der den Westen und die Juden hasste, zum Streiter für Demokratie, Toleranz und das jüdische Volk?

Es waren einige hervorragende Lehrer, vor allem aber ein richtig geiler Geschichtslehrer auf dem Abtei-Gymnasium, der die Schüler einbezogen hat und zur Reflektion zwang. Dann fängt man an zu überlegen.

Weiter gegangen sei es mit Franz Kafkas Werken im Deutschunterricht, mit Goethes Werther. „Du liest das, und es ist wie ein Schlag, der dich niederstreckt. Mensch, die

fühlen ja genau dasselbe wie du!“

So arbeitete sich der Junge, der maximal eine Gesamtschul-Empfehlung hatte, an die Geschichte des Holocaust, an die – oft jüdischen – Klassiker der Weltliteratur heran.

„Das prägt dann und führt dazu, die Vorurteile abzulegen.“

In dem Zusammenhang, sagt Burak, sei es ihm wichtig, eine Lanze für die in Duisburg ja stark unter Druck stehenden Bezirksbibliotheken zu brechen.

„Ich habe viel Zeit dort verbracht. Erst die Stadtteil-Bibliothek hat es mir ermöglicht, den Weg zum selbständigen Denken zu finden. Eine Integrations- und Teilhabe-Fabrik“.

Der Redakteur Christian Balke, der dieses Interview mit Burak Yilmaz führte (WAZ 3.1.2019) erläutert danach noch Folgendes:

Burak Yilmaz fährt nun seit Jahren einmal im Jahr mit jungen Muslimen in das größte Mord- und Völker-Vernichtungslager, das je von Menschenhand geschaffen wurde. Auschwitz, die irrsinnige Mordfabrik des deutschen NSDAP-Regimes.

Seine Motivation: Die selbst erfahrene Diskriminierung in positive Energie umwandeln, um Diskriminierung und Rassismus zu bekämpfen [...] Gemeinsam mit dem Team des Vereins *Jungs e.V.*, das im Jugendtreff *Zitrone* nachhaltig gegen Vorurteile und Ausgrenzung jeder Art arbeitet. Das Projekt *Junge Muslime in Auschwitz* bescherte Burak Yilmaz und seinen Mitstreitern im vergangenen Jahr überregionale Bekanntheit.

Wie aber bewegt man junge Männer, die vom Hass auf Juden und den Westen zerfressen sind, zur Teilnahme an einem solchen Projekt?

„Zum Beispiel, indem man grundsätzlich über die Rolle der Juden im Osmanischen Reich spricht,“ sagt Yilmaz, „die waren dort nämlich verhältnismäßig gut gestellt.“ Dies sei ein Hebel, ein Einstieg. Einer von vielen. Wichtig sei, die kruden Weltanschauungen nicht unwidersprochen zu lassen.

Schulen, Freunde, aufgeklärte Familienmitglieder, alle, die Einfluss haben, müssen da reingrätschen, müssen die Regeln dieser Gesellschaft klarmachen.

Er und seine Mitstreiter grätschen rein, mit Vorbereitungs-Workshops, den Auschwitz-Besuchen selbst und der anschließenden Aufarbeitung.

Nein, sagt Yilmaz, ungerührt habe Auschwitz keinen gelassen.

„Bei einem der letzten Besuche wurden wir unmittelbar anschließend von polnischen Nazis beschimpft und beleidigt“, sagt der Lehrer und Soziologe, „da stellte sich dann umso mehr eine tiefe Solidarität mit dem jüdischen Volk ein“.

EMANZIPATORISCHE ARBEIT MIT JUNGEN MÄNNERN

Aus Anlass des 20-jährigen Bestehens der Landesarbeitsgemeinschaft *LAG Jungenarbeit* hat die Fachstelle eine Dokumentation zum Projekt: *Irgendwie hier! Flucht, Migration, Männlichkeiten* herausgebracht, zu der demnächst eine Neuauflage erscheint mit den inhaltlichen Auseinandersetzungen im letzten Jahr 2018.

In seinem Grußwort zur Präsentation der Jubiläumsschrift sagte Jan Christoph Lamontain vom Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes NRW unter anderem:

Viele der jungen Geflüchteten sind Jungen oder junge Männer. Bei den 0- bis 11-Jährigen haben wir noch relativ ausgeglichene Verhältnisse in der Geschlechterverteilung. Danach geht der Anteil an Jungen und jungen Männern steil nach oben. In der Altersgruppe der 16- unter 18-Jährigen beträgt ihr Anteil 80 Prozent. Allein dies zeigt die Bedeutung der Jungenarbeit.

Er stellt im Weiteren zwei Aspekte heraus:

- die Erkenntnis, dass die Vernetzung auch innerhalb der Jugendarbeit elementar wichtig ist, und
- die Erkenntnis, dass sich ein partizipativer Ansatz auch in der Jugendarbeit mit jungen Geflüchteten sehr bewährt hat.

Hierbei besteht die Herausforderung der Gleichzeitigkeit der eigenen Identitätsentwicklung und der Einflüsse eines neuen kulturellen Umfelds, in dem sich die jungen Menschen bewegen. Und schließlich ist hier auch der Bezug zur [...] Silvesternacht 2015/2016 in Köln zu ziehen:

Wir müssen sicherlich einen unverstellten Blick darauf werfen, dass Männlichkeitsvorstellungen, wie sie sich dort gezeigt ha-

ben, existieren, und dass wir diese auch nicht akzeptieren können. Hier braucht es eine klare Haltung, auch in der Jugendarbeit [...]

Und Renate Liermann vom Vorstand der LAG wird noch deutlicher:

Es geht um nichts Geringeres als die Qualifizierung der nordrhein-westfälischen Arbeit mit jungen männlichen Geflüchteten bzw. Ankommenden [...] Wegen des dringenden Handlungsbedarfs konnten wir das [...] Projekt zeitnah entwickeln und noch im Herbst 2016 mit Malte Jacobi und Kai Mausbach als Projektfachkräfte starten [...] gemeinsam werden wir auch über 2017 hinaus das Projekt fortführen können [...] So konnte die Realisierung des Projekts „Irgendwie Hier! Flucht, Migration, Männlichkeiten“ in den Bereichen Praxisqualifizierung, Beratung und konzeptioneller Diskurs sowie jugendpolitische Öffentlichkeitsarbeit gelingen [...]

Malte Jacobi präzisiert die zentralen Zielsetzungen der pädagogischen Arbeit mit Flucht- und Migrationserfahrenen Jungen und jungen Männern, und zwar unter anderem:

- eine Subjekt- und Biographie-bezogene Pädagogik als Grundlage dafür, diese jungen Neuankommenden in ihren Lebenswelten zu erkennen, zu verstehen und ernst zu nehmen,
- die Notwendigkeit einer Fokussierung auf das subjektive Wohlbefinden der jungen Menschen, mit der Relevanz ihrer emotionalen Bindungen, einer sicheren Aufenthaltsperspektive und des Vertrauens in staatliche Institutionen der aufnehmenden Gesellschaft wie Behörden und Dienste und die Polizei als staatliche Autorität;
- die deutliche Kritik an hegemonialer Männlichkeit (das ist ein Ausdruck des schon erwähnten australischen Männerforschers Connell) und einen kritischen und selbstkritischen Blick auf patriarchale Strukturen, Systeme und Verhaltensweisen. Dieser Blick muss sich sowohl auf ankommende Menschen als auch auf die Aufnahmegesellschaft beziehen.

Und Iris Dähnke stellt für die empirische Erhebung im Projekt heraus:

[...] Für das „Bundesforum Männer e.V.“, eine bundesweite Interessenvertretung gleichstellungspolitisch orientierter und gender-reflektierter Organisationen der Männer-, Jungen- und Väterarbeit bedeutete diese Tatsache, sich der „Flüchtlingsfrage“ als einer „Männerfrage“ anzunehmen.

Mit dem dreijährigen Projekt „movemen“, welches vom Bundesfamilienministerium finanziert wird, soll einseitigen und stigmatisierenden Bildern von männlichen Geflüchteten entgegengetreten und die Vielfalt von Jungen, Männern und Vätern mit Fluchterfahrung mitsamt ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Potentialen sichtbar gemacht werden [...]

Sie hat dazu in der vorliegenden Erhebung 77 geflüchtete junge Männer zwischen 15 und 27 Jahren in Einzelinterviews und Gruppendiskussionen befragt. Die Interviews fanden in der ersten Hälfte des Jahres 2017 statt. Je ein Drittel der Befragten kamen aus Syrien oder Afghanistan, ein weiteres Viertel aus Eritrea. Ergänzt wurde die Perspektive der Geflüchteten durch Interviews mit rund 30 PraktikerInnen, die haupt- und ehrenamtlich mit Geflüchteten arbeiteten.

Ihr Fazit:

Für das Wohlbefinden der jungen Männer und ihre Möglichkeiten, in Deutschland „anzukommen“, kristallisierten sich – neben den grundlegenden aufenthaltsrechtlichen Perspektiven – einige zentrale Bereiche heraus:

- ihre Wohnsituation,
- die Chance auf Arbeit bzw. sinnvolle Beschäftigung,
- emotionale und familiäre Bindungen, sowie
- soziale Kontakte zu Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft.

Im Impressum der Broschüre steht:

Mit den Erfahrungen aus dem Projektzeitraum 2016/2017 blicken wir mit Freude auf das kommende Jahr und darüber hinaus. Sehr bemerkenswert finden wir das Engagement aller Beteiligten, junge, ankommende Menschen darin zu unterstützen, Teil einer vielfältigen Gesellschaft zu werden.

Diese Anerkennung kann ich auch auf mich beziehen, der ich seit zwei Jahren über die Bürgerstiftung Duisburg Pate für einen männlichen Flüchtling aus Afghanistan bin, der als gläubiger Muslim Opfer eines Selbstmordattentats 2011 in der größten schiitischen Moschee in Kabul wurde, schwer verletzt überlebte und als Angehöriger der ethnischen Minderheit der Hazara sich Jahre später allein zur Flucht nach Deutschland entschloss.

Ich muss sagen, dass ich zutiefst erschrocken war, als ich im Schwimmbad den von vielen Narben gezeichneten Körper sah – und nicht bedachte, dass er kaum schwimmen konnte!

Wegen seiner Restbehinderung einer teilweisen linksseitigen Lähmung wurde er bei seiner Suche nach einem Arbeits- und/oder Ausbildungsplatz ein ums andere Mal zurückgewiesen.

Inzwischen ist sein Asylantrag sowohl vom BAMF (Anhörung in Essen 2017) als auch vom Verwaltungsgericht (Düsseldorf Ende 2019) abgelehnt worden, so dass die Hoffnungen sich nun auf das Oberverwaltungsgericht in Münster richten auf den dort gestellten Antrag auf Zulassung zur Berufung und ein ärztliches Attest zu seinem körperlichen Zustand. Er hat einen Schwerbehinderten-Ausweis mit 50%.

Sein Status ist weiterhin der einer *Aufenthaltsgestattung*, die turnusmäßig verlängert wird, nun schon im fünften Jahr. Schauen wir mal. . .

Über ihn als streng gläubigen Muslim, der die vorgeschriebenen Rituale peinlich genau einhält (beten gen Mekka, Ramadan einhalten, usw.) habe ich mich oft im halben Scherz und Ernst lustig gemacht, ohne aber einen Zweifel daran zu lassen, dass ich als Ungläubiger und Humanist jederzeit für die Freiheit seiner Religionsausübung eintreten würde. Die „Freiheit von der Religion“, die ich für mich reklamiere, ist allerdings im muslimischen Kulturkreis vielerorts noch unter Strafe gestellt, und wird da und dort sogar mit dem Tode bedroht.

Er wusste aber nicht, dass das im Westen über Jahrhunderte vor allem gegen die christlichen Kirchen erkämpfte Menschenrecht der Religionsfreiheit nicht nur die Freiheit zur Religionsausübung meint, sondern auch die Freiheit von der Religion einschließt, die sog.

„negative Religionsfreiheit“.

Auch diese ist von unserem *Grundgesetz* (GG) menschenrechtlich garantiert, im wirklichen Alltagsleben in Gesellschaft und Staat aber bei weitem noch nicht überall und jederzeit eingehalten und praktiziert.

Eine persönlich erlebte Szene aus meiner Familie dazu: Als Schulanfänger wurden die 1. Klassen von den Klassenlehrerinnen in Reih’ und Glied zur nahen katholischen *Christus-König-Kirche* geführt, was ich vom Fenster unseres Hauses aus sehen konnte. Davon kommt Ruben, unser jüngerer Sohn, nach Hause und ruft ganz aufgeregt: „Helmut, Helmut, weißt du eigentlich, dass der liebe Gott die Menschen gemacht hat?“ Darauf ich, nach kurzem Zögern in dem Bewusstsein, dass von meiner Antwort vieles abhängen würde: „Nein, Ruben, es ist umgekehrt, nicht der Gott hat die Menschen gemacht, die Menschen haben sich den Gott gemacht“.

Eine Schlüsselszene aufgeklärt-ungläubiger Erziehung!

Ich habe das als Vater zweier konfessionsloser Söhne in Kindergarten und Schule hautnah erlebt und mich dafür eingesetzt, dass es – wie vorgeschrieben – eine besondere Betreuung solcher Kinder außerhalb des Religionsunterrichts geben muss, wenn der nicht an die Randstunden des Unterricht gelegt wird, wie es eigentlich Vorschrift ist.

Auch in meinem Berufsleben als interner Schulberater an einer Gesamtschule gab es dazu viel Konfliktstoff bei immer zunehmender Zahl konfessionsfreier Schüler*innen. Das führte an der einen oder anderen Schule dann zur Einführung eines Wahlpflichtfaches „Praktische Philosophie“ ab der 7. Klasse. In dem Alter sind die Schüler*innen bereits *religionsmündig* und können sich aus eigenen freien Stücken vom Religionsunterricht abmelden.

RAD/VERKEHRSWENDE

Nochmals zum Thema: Rad. In der WAZ gab es Mitte Januar 2019 im Rahmen des ökologischen Themas *Grün, grüner, Duisburg* eine gut gestaltete Doppelseite *Das Fahrrad als Zukunftstechnologie* – die mich als „lebenslänglichen“ Fahrradfahrer sehr erfreut hat. Weiß ich doch, dass das Fahrrad im Verbund



mit dem ÖPNV in der längst fälligen *Verkehrswende* eine wichtige Rolle spielen wird.

Und diese Verkehrswende ist ein bedeutender Baustein im Rahmen einer *politischen Ökologie* als einem der fünf Eckpfeiler eines *Humanismus für das 21. Jahrhundert*, wie ihn Frieder Otto Wolf konzipiert hat.

Die Redakteurin Monique de Cleur schrieb unter der Überschrift:

„So soll Duisburg zur Fahrradstadt werden. Wie eine 200 Jahre alte Erfindung die Stadt in die Zukunft führen soll“, dass zwar immer noch nur 4 Prozent der Verkehrsteilnehmer das Rad benutzen, nur die Fußgänger rangieren mit 2 Prozent noch darunter, während die Autofahrer mit über zwei Dritteln (68%) mehr als doppelt so viel per PKW unterwegs sind als die Benutzer des ÖPNV mit einem knappen Drittel (27%).

Um da zuversichtlich zu bleiben, tut es gut, daran zu erinnern, dass z.B. auch Kopenhagen früher eine Autostadt war. Das änderte sich ab den 80er Jahren mit dem Ausbau der Radwege, auch die höhere Zulassungssteuer für Autos und saftige Parkgebühren in der Innenstadt halfen. Bis 2025 will Kopenhagen emissionsfrei werden. (*DER SPIEGEL* 4/2019).

Irgendwann werde die deutsche Hauptstadt (Berlin) ähnlich fahrradfreundlich sein wie die dänische, prophezeien unverbesserliche Enthusiasten.

Nun, soweit sind wir in Duisburg noch

nicht, aber es tut sich doch Erstaunliches, wie z.B. die stadtteilbezogene Initiative *Velo Village*, mit der von Neudorf und Duissern aus das Fahrrad Duisburg erobern soll, mit dem Ziel, die Leute dazu zu bringen, im Alltag das Auto stehen zu lassen.

An diesem Pilot-Projekt kann sich jeder (ob Duisburger*in oder nicht) beteiligen, Kontakt unter der Adresse [<lukas.burs@velocityr.uhr.net>](mailto:lukas.burs@velocityr.uhr.net).

Hier nochmals Monique de Cleur, die WAZ-Redakteurin:

Orte, an denen Klimaschutz schon heute gelebt wird, ins Bewusstsein rücken und so mehr Menschen zu einem nachhaltigeren Lebensstil zu inspirieren, das ist das Ziel der „Klimaroute“ [...] Sie soll, so formuliert es die Klimaschutzbeauftragte der Stadt Duisburg, Astrid Jochum, „Stationen zusammenführen, die nachhaltiges Leben erlebbar machen“ – und zwar mit dem Fahrrad.

Die Klimaroute ist kein eigener Radweg, sondern vielmehr ein Konzept zur Kommunikation. Quasi im Vorbeiradeln sollen die Duisburger aufmerksam werden auf Dinge, Projekte und Ideen, die es in ihrer Stadt in Sachen Nachhaltigkeit schon gibt. Auf diese Weise sollen sie Informationen bekommen, wie Klimaschutz ganz praktisch im Leben, Arbeiten, Konsumieren erreicht werden kann.

Schließlich möchte ich noch die Anbindung dieser stadtinternen Bemühungen um mehr Fahrradfahrten an die stadtexternen Planungen benennen:

Denn Innenstadt und Binnenhafen werden gerade zweiradtauglich an den Radschnellweg 1, kurz RS1, angeschlossen, der das gesamte Ruhrgebiet von Duisburg bis Hamm in Westfalen auf etwa 100 Kilometern Radstrecke verbinden soll.

6,2 Kilometer lang ist sein Duisburger Abschnitt. Ein kleines Stück für die Stadt, ein großer Schritt für den Radverkehr, so die Hoffnung.

Denn der RS1 kommt zwar erst 2020, aber sogenannte Fahrradstraßen als „Zuwegung“ im Sinne der bequemen Erreichbarkeit sind bereits fertiggestellt oder im Bau. Auch mein oft gefahrener Weg durch den Duisburger Wald zum unserem Garten in Mülheim wird mehr und mehr asphaltiert, eben weil die Strecke Teil des RS1 ist. Soll mir recht sein! Und ich kann z.B. bei Alltagsfahrten mit dem Rad bequem und sicher auf den *Grünen Ring* einbiegen, der den vielbesuchten Duisburger Zoo und den Uni-Campus mit dem Rheinpark Hochfeld verbindet, und nur für Fußgänger und Fahrradfahrer zugelassen ist.

A propos: für die Fußgänger unter uns – und zuweilen sind wir das ja alle mal – muss ich hier die Empfehlung zur einschlägigen Lektüre des 2013 erschienenen *Reclam*-Bändchens *Zu Fuß. Eine Geschichte des Gehens* von Johann-Günter König loswerden. Unbedingt gehen, lesen und weitergehen!

Auf meiner Liste der Freizeitvergnügen mit dem Rad steht auch das Befahren des *Ruhrtalweges*, der von der Quelle der Ruhr oberhalb vom Wintersportort Winterberg im Hochsauerland bis zu deren Mündung in Duisburg in den Rhein führt. Diese gut ausgemerkte Strecke, an der sich auch einige fahrradfreundliche Herbergen befinden, führt zum Großteil eng am Verlauf des Flusses entlang und ist daher weit über 200 km lang.

Das Duisburger Teilstück bis zur Markierung der Einmündung der Ruhr in den Rhein durch die *Rhein-Orange*, eine hohe Stahlurm-Konstruktion wurde erst kürzlich fertiggestellt.

Als sportlich motivierter Radler werde ich mir wohl umgekehrt die Strecke von Duisburg, der Ruhrmündung bis zur Quelle im

Hochsauerland vornehmen, und dabei einige hundert Höhenmeter überwinden.

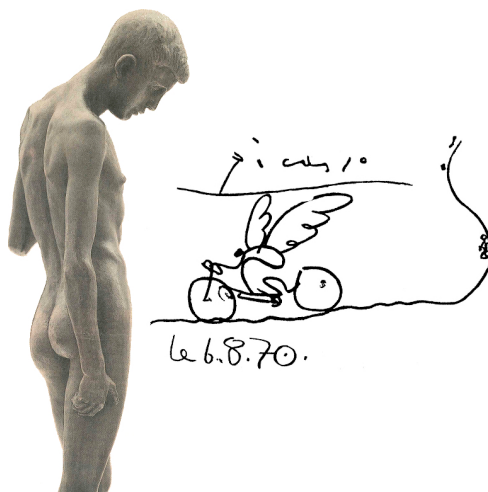
Da kann es doch kein Zufall sein, dass man die Liebe zum Fahrrad auf Englisch durch Umstellen der Buchstaben ein- und desselben Wortes erhält: LOVE – VELO!

Meinem Bericht füge ich deshalb hier ein Foto bei von meinem früheren Rennradbewegten Leben: es zeigt mich 1981 – dem Jahr meines Umzugs von Berlin nach Duisburg – im Kreise einiger gleichgesinnter „Sportsfreunde“ vom Ski-Klub Rosenheim am End- und Wendepunkt der Großglockner-Hochalpenstraße am Fuße des *Pasterze-Gletschers*, der in den letzten 40 Jahren sehr weit zurückgewichen ist.

Ich bin der im „Gelben Trikot“, das ist bei der *Tour de France* der Führende in der Gesamtwertung. Aber so ähnlich fühlte ich mich wohl damals! Der zweite von links: mein Sportsfreund JIM.

Dazu passt eine Postkarte von Freunden aus Frankreich, mit einem von Picasso zur „Tour“ von 1970 gezeichneten „beflügelten“ Rennradfahrers. Und wenn ich schon mal dabei bin zeige ich auch noch:

Die Ganzkörper-Skulptur *Der Radrennfahrer* von Aristide Maillol, zu sehen und zu bewundern im *Folkwang-Museum* in Essen.



DAS LASTEN-FAHRRAD

Die sind nach einem Artikel (*DER SPIEGEL* 4/2019) inzwischen eine populäre Alternative zum Familienauto. Es kommt aus einer dänischen Manufaktur und heißt das *Christiania-*

Bike, benannt nach einer grün-alternativ angehauchten, selbstbestimmten Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, genannt *Freistadt Christiania* inmitten von Dänemarks Hauptstadt Kopenhagen.

In der werden schon seit den 80er Jahren solche Lastenräder hergestellt, das erste von Lars als Geburtstagsgeschenk für Annie, wo die Beiden seit den 80er Jahren auch lebten – ein Dreirad mit einer Transportkiste als Vorbau.

Inzwischen sind Annie Lerche, 63 und ihr Mann Lars Engström, 66 seit drei Jahrzehnten Unternehmer, zwei in die Jahre gekommene dänische Hippies, und stellen selbst diese sog. Christiania-Räder her.

„Die Zeiten sind günstig. Das Auto hat als Statussymbol ausgedient, zumindest bei jungen Großstädtern. Seitdem der Diesel in Verfall geraten ist, wirken Menschen, die sich auf Lastenrädern abmühen, nicht mehr lächerlich“, schreibt der *SPIEGEL*.

Als ich Petra, meine Frau aus dem Ruhrgebiet kennenlernte, hatte sie Freunde auf dem sog. „Bauwagen-Platz“, angefüllt mit Wohn- und alten Zirkuswagen, gelegen zwischen Mülheim und Duisburg, unterhalb des sog. „Spaghetti-Knotens“, einem kreuzungsfreien Autobahn-Knotenpunkt.

Da gab es zwei Brüder, Andreas und Thomas, die diesen Platz als Ort für ihre alternative, selbstgewählte Lebensweise gründeten, und wo ich des öfteren, z.B. bei open-air Musik-Feten mit dabei war.

Dort sah ich auch, wie Thomas, der eine von den Beiden mir voller Stolz ein von ihm selbst hergestelltes, zusammengebasteltes Lastenfahrzeug vorführte. Der hatte sich dort eine Werkstatt gebaut, für Fahrräder und sog. „Enten“, Autos der Marke Citroën, mit dem ursprünglich nur zwei Pferdestärken „starken“ Motor, daher der Name „deux chevaux“.

Von ihm haben wir die Begeisterung für die Enten entwickelt, die eine ganze Reihe von Jahren unsere Familienkutsche mit den beiden Jungs gewesen ist. Meine Begeisterung für Fahrrad und Rennrad hat nicht darunter gelitten, im Gegenteil, es wurde das Verdeck nach hinten gerollt und das Rennrad reingepackt, mit dem ich dann in der Eifel meine Runden drehen konnte.

Wir waren tatsächlich „Eifel-süchtig“!

AKTION DRITTE WELT SAAR

Von der von mir schon erwähnten *Aktion 3. Welt Saar*, die die Broschüre *Juden und Radfahrer beherrschen die Welt. Warum Radfahrer?* herausbrachten, setzen sich die Aktivisten „für eine Welt ohne Antisemitismus“ ein, indem sie feststellen: „Antisemitismus tötet“, und „Antisemitismus von wegen nur rechts außen“, und dann fragen, „warum ist Antisemitismus so weit verbreitet?“ und „Was kann ich gegen Antisemitismus tun?“.

Von dieser „Aktion...“ fiel mir die Flugschrift vom Winter 2018/2019 in die Hände, mit einer BALKEN-Überschrift, die mich sofort fesselte:

Lachen gehört zu einer freien Gesellschaft

Ich zitiere aus dem *Aufruf* auf der ersten Seite:

Warum Islamismus Freiheit tötet und Flucht kein Verbrechen ist. Islamisten propagieren und führen weltweit den „Heiligen Krieg“, den Jihad gegen alle „Ungläubigen“, gleich, ob Juden, Christen, Atheisten oder auch vom „wahren Islam“ abweichende Muslime. Aber auch Flüchtlinge, die vor Krieg und Terror geflohen sind, können antisemitisch sein. Nur ist der Antisemitismus nicht erst durch Flüchtlinge nach Deutschland gekommen.

Seit Jahren bereits belegen sozialwissenschaftliche Studien, dass hier in Deutschland 20% und mehr Menschen zutiefst nationalistische, rassistische und antisemitische Einstellungen haben.

Seitens der Aktion 3. Welt Saar e.V. setzen wir uns dafür ein, sowohl jede Art von Antisemitismus als auch Islamismus, die der Feind einer jeden freien Gesellschaft ist, zu bekämpfen, und solidarisch zu Flüchtlingen zu sein, ohne alles zu tolerieren.

Die falsche Gleichsetzung von Flüchtlingen mit Muslimen folgt dem Bedürfnis, beide Gruppen zu diffamieren. Diesem gilt es genauso zu widersprechen, wie einer falschen Toleranz, die fragwürdige Verhaltensweisen von Opfern adelt.

Patriarchale und sonstige menschenfeindliche Verhaltensweisen sind auch bei Muslimen aus menschenrechtlicher Sicht abzulehnen, statt sie als Teil ihrer Identität zu preisen.

Ebenso muss es erlaubt sein, so – wie über jede andere Religion – auch über den Islam zu lachen. Nur so würden Linke, bei aller Unterschiedlichkeit, ihrem ursprünglich universalistischem Freiheits- und Gleichheitsanspruch gerecht. In diesem Sinne: Lachen gehört zu einer freien Gesellschaft!

Diese beiden Schriften machten mich interessiert, wer hinter diesem Verein *Aktion 3. Welt Saar* steckt. Da lese ich in ihrer Selbstdarstellung:

Die Aktion 3. Welt Saar e.V. ist eine all-gemeinpolitische Organisation, die bundesweit arbeitet, ihren Sitz hat sie seit ihrer Gründung 1982 im Saarland. Sie strebt eine Welt an, in der jeder Mensch frei von Armut, Existenznot und Unterdrückung nach seinen Vorstellungen leben kann. Zentrales Ziel ist dabei soziale Gerechtigkeit, und ein gleichberechtigter Zugriff auf die materiellen und kulturellen Ressourcen einer Gesellschaft. Sie ist bewusst keine Hauptamtlichen-NGO, sondern hat lediglich eine Stelle zur Geschäftsführung. Über 90% der Arbeit geschieht ehrenamtlich. Weil sie sich nicht anmaßt, andere zu entwickeln, hat sie kein Projekt in der sogenannten 3. Welt.

Ihr Projektgebiet heißt Deutschland.

Als allgemeinpolitische Organisation äußert sie sich zu Themen wie Globalisierung, Ökologie, Ernährung, Hunger, Pop-Kultur, Asyl, Rassismus, Islamismus und dem neuen und alten Antisemitismus, und betreibt seit 1982 (also seit ihrer Gründung) einen 3. Welt Laden.

Zusätzlich arbeitet die „Aktion“ mit im Trägerkreis „Meine Landwirtschaft – unsere Wahl“ (Berlin) und im Vorstand des Saarländischen Flüchtlingsrats.

Damit sie weiter solche ungewöhnlichen Bündnisse schmieden kann, freut sie sich über neue Fördermitglieder. Zum Beispiel Dich/Sie! Werden Sie online Mitglied: <ww.w.beiss-mit.de>

Das Logo zeigt einen roten Wolf mit offenem Maul und Zähnen, darunter steht: kritisch, unabhängig, mit Biss.

Notabene: die Flugschriften der Aktion 3. Welt Saar, gedruckt offenbar auf Recycling-Papier, erscheinen in einer Auflage von

160.000 Stück! Sie liegt unter anderem folgenden Zeitungen bei:

taz (die tageszeitung, Berlin), die *ZEIT* (Teilaufgabe), Wochenzeitung *Jungle World* (Berlin) und *iz3w* (Zeitschrift zwischen Nord und Süd, Freiburg).

Dabei gilt: es gibt keine Sponsoren außer den Fördermitgliedern der „Aktion“. Und noch etwas:

Das „Kompetenzzentrum Islamismus“ ist ein bundesweites Projekt der 3. Welt Saar e.V. Es entstand Anfang der 2000er Jahre aus einer internen Debatte über die von uns selbst praktizierte falsche Toleranz.

HINWEIS. Neben einer Büste von Karl Marx (Publizist, Trier und London) ist da ein Zitat von ihm zu lesen:

Der Koran und die auf ihm fußende muselmanische Gesetzgebung reduzieren Geographie und Ethnographie der verschiedenen Völker auf die einfache und bequeme Zweiteilung in Gläubige und Ungläubige. Der Ungläubige ist „harby“, d.h. der Feind. Der Islam ächtet die Nation der Ungläubigen und schafft einen Zustand permanenter Feindschaft zwischen Muselmanen und Ungläubigen.

Wir haben jahrelang zu Zwangsheiraten und Kopftuchzwang geschwiegen und uns diese gut wahrnehmbare islamistische Realität schön geredet mit „Andere Länder, andere Sitten“ oder: „wir wollen nicht eurouzentrisch und paternalistisch sein“.

Die Gründung des Kompetenzzentrums war das öffentliche Versprechen, dazu nie mehr zu schweigen.

Hier bündeln wir Know-how, vernetzen, recherchieren und publizieren zu mit dem Islam begründeten Verletzungen der Menschenrechte, organisieren Fachveranstaltungen und vermitteln Referenten.

Kontakt: <a3wsaar.de/islamismus> und <facebook.de/kompetenzzentrumIslamismus>.

EINSCHUB. Zivilisierte Verachtung.

So lautet der Titel der Streitschrift des 1958 geborenen, des zu den 68ern Nachgeborenen Carlo Strenger, Psychologe und Philosoph an der Universität Tel Aviv in Israel, *Zivilisierte Verachtung. Eine Anleitung zur Verteidigung unserer Freiheit*,

2015 erstmals bei *Suhrkamp* in Berlin erschienen, 2017 bereits in 6. Auflage.

Darin äußert er sich sinngemäß wie die *Aktion 3. Welt Saar* mit ihrer Gründung des *Kompetenz-Zentrums Islamismus*. Im Vorwort schreibt er:

Meine Motivation war, der relativistischen Tendenz der politischen Korrektheit, die glaubt, alle Positionen, Glaubenssätze und Lebensformen hätten den gleichen Respekt verdient, entgegenzuwirken.

Dieser oft gedankenlose Respekt hat meiner Meinung nach vielen liberal eingestellten Menschen den Mut genommen, offensiv für die fundamentalen Werte der offenen Gesellschaft – Freiheit, Kritik und offene Diskussion – einzutreten.

Die Gefahr, die ich sah und heute erst recht sehe, besteht darin, dass rechtsnationale Parteien und Gruppierungen die vakante Rolle der Verteidiger der freien Welt übernehmen, dabei aber die zu verteidigenden Werte der Aufklärung, die unsere Gesellschaften im Lauf der letzten Jahrhunderte humanisiert haben, durch Fremdenhass und das Schüren von Ängsten untergraben.

Und weiter:

Wir stehen vor der absurden Situation, dass der vorgeblich tolerante, faire und für kulturelle Unterschiede sensibilisierte Westen selbst zum Opfer jener Intoleranz geworden ist, die mit der Idee der politischen Korrektheit bekämpft werden sollte. Das nenne ich ein phänomenales Eigentor.

Denn wenn die Fähigkeit verloren geht, die eigene Lebensform und ihre Werte argumentativ zu verteidigen, ist der Weg frei für rückwärtsgewandte Rechtsparteien [...]

Und schließlich:

Das Prinzip der zivilisierten Verachtung kann uns dabei helfen, die Streitpunkte zwischen den Konfessionen und dem säkularen Liberalismus zu identifizieren und präziser zu fassen. Meine Grundthese ist, dass wir mit dem hier entwickelten Instrumentarium genauer feststellen können, wann eine religiöse Position der zivilisierten Verachtung würdig ist, nämlich dann, wenn sie den „Ärzte-Test“ nicht besteht.

Nun, was versteht Carlo Strenger darunter? Der „Ärztetest“ bedeutet,

dass Menschen moralisch dazu verpflichtet sind, bei schwerwiegenden, politischen, rechtlichen oder das Zusammenleben der Kulturen betreffenden Fragen dieselben epistemischen Maßstäbe anzuwenden, wie in den Bereichen [...] der

Medizin (oder der persönlichen Finanzen). Wer dies nicht tut, legt eine Doppelmoral an den Tag, die es aus der Perspektive der zivilisierten Verachtung zu kritisieren gilt.

Eine Kultur der zivilisierten Verachtung beruht somit auf einer intellektuellen Selbstdisziplin, die dazu verpflichtet, Informationen zu sammeln und diese sorgfältig abzuwägen; und auf dem Willen, diese Disziplin konsequent aufzubringen – genau darin besteht nämlich das Prinzip der verantwortlichen Meinungsbildung.

Zivilisierte Verachtung ist dann angebracht, wenn Menschen sich diesen Anforderungen entziehen [...]

Das Pamphlet von Carlo Strenger ist aus dem Geist der Aufklärung und der Leidenschaft für die Freiheit heraus geschrieben und verdient als Argumentations- und Orientierungshilfe ganz viele Leserinnen und Leser – mich eingeschlossen.

Ich erinnere mich an die sog. *Jubel-Perser*, die beim Staatsbesuch des Schahs von Persien 1967 in Westberlin über die polizeilichen Absperrungen hinweg versuchten, mit Eisenstangen auf die Demonstranten einzuschlagen, die gegen diesen Repräsentanten des Kompradoren-Regimes in Persien protestierten, nicht zuletzt wegen des für die US-Regierung erleichterten und verbilligten Zugangs zum persischen Öl.

(Im Zusammenhang dieser Demonstration wurde auch der Student Benno Ohnesorg von der Polizei erschossen.)

Von daher war es nur zu verständlich, dass wir Studenten – oder zumindest viele von uns, zu denen auch ich gehörte – anfangs, das war 1979, der Iranischen Revolution zujubelten, freiwillig, wohlgemerkt, weil sie das den Linken verhasste Schah-Regime hinwegfegte.

Als aber der Ajatollah Chomeni aus seinem Exil in Paris nach Teheran zurückgekehrt war und die *Islamische Republik Iran* ausrief, wurde uns doch mulmig zumute, alldieweil er von sich gab:

Der Islam ist politisch, oder er ist kein Islam.

Die weitere politische und gesellschaftliche Entwicklung hat dann unsere schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen. . .

Nochmals zur *Flugschrift* vom Winter 2017/2018:

Sie ist illustriert mit 12 Fotos iranischer Frauen, die ihr Kopftuch ablegen. Sie und die

Fotografen setzen sich dadurch einer großen Gefahr aus. Denn hinter den Fotos steckt eine starke Geschichte:

Iranische Frauen legen seit 4 Jahren aus Protest ihr Kopftuch ab und dokumentieren dies öffentlichkeitswirksam auf Facebook, Twitter und im Netz.

Die Online-Kampagne *My stealthy freedom* (meine heimliche Freiheit) wurde 2014 von der iranischen Journalistin Masih Alinejad ins Leben gerufen und hat bisher über 2.000 Fotos veröffentlicht.

Diese soziale Bewegung fordert das individuelle Recht einer jeden iranischen Frau ein, darüber entscheiden zu dürfen, ob sie ein Kopftuch trägt oder nicht.

Die zur Kampagne gehörende Facebookseite hat über eine Million Likes.

Kontakt: <mystealthyfreedom.net>.

Noch eine persönliche Bemerkung:

GESCHICHTSVERGESSENHEIT VS. GESCHICHTSBEWUSSTSEIN

Der Antisemitismus-Beauftragte der Bundesregierung, Felix Klein, warnt mit folgenden Worten vor wachsendem Judenhass in der Gesellschaft:

Er ist unverhohlener geworden und Hemmschwellen sind gesunken.

In anderem Zusammenhang äußerte er, der sich auch als Beauftragter für jüdisches Leben in Deutschland versteht, „die Geschichtsvergessenheit in Deutschland ist alarmierend. Sie rührt an die Grundfesten unserer Demokratie“.

Als ich das las, dachte ich, dass mein *Bericht eines Alt-68er Humanisten* als ein, wenn auch bescheidener persönlicher Beitrag zur Bewahrung und Stärkung eines aufgeklärten und selbstreflexiven Geschichtsbewusstseins gelten könnte.

Vgl. auch seinen Gruß zum Jüdischen Neuen Jahr 5780, als ganzseitige Anzeige in der Presse, auch in der *taz*, vom 29.9.2019.

DEUTSCH-JÜDISCHES KULTURERBE

Mir ist beim Durchlesen meines bisherigen Berichts aufgefallen, dass ich eine ganze

Reihe jüdischer Intellektueller beiderlei Geschlechts als „Kronzeugen“ für dies und jenes zitiere.

Von daher hat das Ganze ja so etwas vom Stöbern im deutsch-jüdischen Kultur-Erbe einerseits, und vom Wühlen in der Erbschaft meiner, der 68er Generation andererseits.

Beides könnte man als eine unvermutete, um nicht zu sagen „unbewusste“ Hommage an diese beiden geistigen Ideengeber betrachten, die oft in „Personalunion“ auftreten.

Daher liegt es jetzt nahe, mit Hans-Joachim Schoeps nach dem Schicksal des „Deutsch-Jüdischen Kulturerbes“ zu fragen (*SPIEGEL Geschichte* 4/2019):

Julius H. Schoeps ist – inzwischen emeritierter – Professor für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Deutsch-Jüdische Geschichte und Gründungsdirektor des Moses-Mendelssons-Zentrums für Europäisch-Jüdische Studien an der Universität Potsdam.

Früher einmal war er Mitarbeiter des Steinheim-Instituts in Duisburg. Er hat das „Neue Lexikon des Judentums“ herausgebracht und auch seine Autobiographie „Mein Weg als deutscher Jude“ geschrieben.

Ich zitiere aus dem Essay:

Die deutschen Juden vor 1933 hatten eine vergleichsweise klare Vorstellung von den eigenen Wurzeln, der eigenen Tradition und dem eigenen Platz in der Mitte Europas [...] Wir wissen, haben die Nazis den Traum von der deutsch-jüdischen Symbiose auf brutalste Weise zerstört [...]

Spannend bleibt aber die Frage, ob das deutsch-jüdische Kulturerbe noch von Interesse für künftige Generationen sein wird. Falls überhaupt, wird das nur dann möglich sein, wenn sich dieses Erbe spürbar in das allgemeine deutsche Kulturerbe integrieren lässt [...]

Voraussetzung ist allerdings, dass dieses deutsch-jüdische Erbe nicht als etwas Fremdes, sondern als etwas Integrales, als etwas Eigenes anerkannt wird [...]

Bei nüchterner Betrachtung kommt man schnell zu dem Schluss, dass die Pflege des deutsch-jüdischen Erbes auch künftig auf den deutschsprachigen Kulturraum angewiesen bleiben wird. Die Annahme, sie könnte auch anderswo stattfinden, ist illusionär.

Aber:



Beauftragter der Bundesregierung
für jüdisches Leben und
den Kampf gegen Antisemitismus

„Schana Tova!“ Ein gutes neues Jahr 5780 wünsche ich den jüdischen Menschen hier in Deutschland und in aller Welt. Ich hoffe, dass es für Sie, für Ihre Lieben und für uns alle miteinander ein friedliches und gesundes Jahr wird.

Die jüdische Tradition, Neujahr zum Neumond im September zu feiern, hat auch die anderen deutschen Neujahrsbräuche beeinflusst: Der „gute Rutsch“ ist wohl an den Gruß „guten Rosch“ angelehnt. Rosch Haschana leitet eine Zeit der Besinnung und der guten Vorsätze für das kommende Jahr ein. An diesem Höhepunkt des Jahres soll die Gelegenheit ergriffen werden, das Miteinander wieder ins Gleichgewicht zu bringen und sich etwa bei dem oder der Anderen für Fehlverhalten zu entschuldigen, um so eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Auf die zehn Tage solcher Buße folgt der höchste Feiertag, Jom Kippur. Er ist ein Tag der Sühne und der Versöhnung.

Die deutschen Verbrechen an Jüdinnen und Juden können nicht gesühnt werden. Doch Erinnern, um zusammen nach vorn schauen zu können, ist uns gemeinsam möglich. So erfüllt es mich mit tiefer Dankbarkeit und großer Freude, dass jüdisches Leben in Deutschland heute so vielfältig und kraftvoll ist. Vielerorts erleben wir den Bau neuer Synagogen und Gemeindezentren, die das Vertrauen in eine Zukunft in Deutschland sichtbar machen. Gleichzeitig sehen wir mehreren Jubiläen entgegen, die das zum Teil jahrtausendealte Zusammenleben von jüdischen und nicht-jüdischen Menschen hierzulande feiern. Das Verlorene kommt zwar nicht zurück, doch das Judentum im heutigen Deutschland wächst, und es ist in Bewegung – Kultur ist immer im Wandel. So ist die jüngere Geschichte jüdischer Einwanderung nach Deutschland auch eine Erfolgsgeschichte der Integration. Dabei haben die jüdischen Gemeinden Erstaunliches geleistet, das auch unserer Gesellschaft als Ganzes Hoffnung und Zuversicht geben kann. Dass Jüdinnen und Juden aller Herkunft in Deutschland heute eine sichere Heimat finden, dafür setze ich mich mit aller Kraft ein.

Auf ein gutes und gesegnetes neues Jahr!

Felix Klein

Felix Klein

Schneitz 29.9.19

Ein authentisches, historisch gewachsenes deutsches Judentum, wie es durch die Mendelssohns, die Oppenheimer, die Wolfsohns und Wertheimers verkörpert wurde, und das deutsche Kultur und aufgeklärtes, weltoffenes Judentum ideal miteinander verband, ist kaum noch irgendwo anzutreffen.

Demographisch wie kulturell ist das deutsche Judentum infolge der Schoah so gut wie vollständig ausgelöscht worden, und was wir als deutsch-jüdisches Kulturerbe bezeichnen, kämpft seither mit dem Stigma der Heimatlosigkeit.

Praktisch:

Bisher aber fehlt ein systematischer Überblick über das, was an verbliebenen Materialien im In- und Ausland existiert, und was im Begriff ist, verloren zu gehen. Dringend notwendig ist es, einschlägige Archivalien, Nachlässe, Kunstobjekte und Konvolute aller Art, die sich in Privat- oder in öffentlichem Besitz irgendwo auf der Welt befinden, auf ihre Bezüge zu Deutschland zu durchforsten und in Datenbanken zu dokumentieren.

Die Zeit drängt [...] Wer ist dann aber heute für den Erhalt und die Pflege des kulturellen deutsch-jüdischen Erbes verantwortlich? In Ermangelung eines „real existierenden“ deutschen Judentums, das dies tun könnte, ist es die deutsche, nicht jüdische (Zivil-) Gesellschaft, der diese Aufgabe zufällt. Das funktioniert aber häufig nicht so, wie man sich das wünschen würde [...]

Dessen ungeachtet, sollte es für das heutige vereinte Deutschland Konsens und Anspruch sein, sich des deutsch-jüdischen Erbes anzunehmen.

Denn ginge es verloren, würde mit ihm eben auch ein Teil der deutschen Geschichte vergessen [...]

Es ist an uns, dass der Prozess des Verschwindens und Vergessens aufgehalten wird [...]

Schoeps zitiert zum Schluss – leicht abgewandelt – ein altes jüdisches Sprichwort:

Wenn wir das nicht machen, wer sollte es sonst tun? Und wenn nicht jetzt, wann dann?

Dieser glasklare Text bringt mich dazu,

noch einmal an zwei Bücher zu erinnern, die ich weiter oben schon erwähnt habe:

Das eine ist von Bernt Engelman, *Deutschland ohne Juden. Eine Bilanz*, das 1988 bei Pahl-Rugenstein in Köln erschien. Der Autor zieht aus der Judenverfolgung der Nationalsozialisten eine Bilanz – für die Deutschen! Er bezeichnet die Lücken in unserer Kultur, in den Wissenschaften und der Politik. Was fehlt uns jetzt?

Das andere ist von Ralph Giordano, *Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte*, und zeichnet das Schreckensbild einer kultur- und wissenschaftslosen Sklavenhaltergesellschaft, deren Herrenmenschen auch keine wirkliche Freiheit kennen.

SPENDEN

Als gut situierter Ruheständler und aufgeweckter Zeitgenosse bin ich mehr und mehr dabei, wenn es um sinnvolle Geldspenden für Betroffene von sozialen und politischen Katastrophen wie Krieg, Hunger, Verfolgung und Vertreibung geht, die in der Summe auch den Hintergrund bilden für die weltweite Flüchtlingsbewegung.

Dazu kommt als Fluchtgrund zunehmend das fehlende Wasser, was zu Dürre und Hunger führt.

Nicht zufällig hat daher die UNO im Jahr 2010 den „Zugang zu Wasser“ offiziell als *Menschenrecht* anerkannt.

Die EU dagegen hat Millionen-Proteste der Bevölkerung ignoriert und dieses Recht bisher nicht proklamiert! Muss es denn auch in Europa erst zum „heimlichen Wasserkrieg“ kommen, wie es in einer ARTE-Dokumentation zur Situation Ende 2019 in Kapstadt, der Hauptstadt Südafrikas heißt, betitelt mit *Eine Stadt verdurstet*, in der sich die Gegensätze zwischen arm und reich in brutalster Form zeigen: die Armen leiden unter der Wasser-Not wegen der Wasser-Verschwendung der Reichen.

Die Flüchtenden sind weltweit unterwegs, frei nach dem Motto der Bremer Stadtmusikanten:

Etwas besseres als den Tod findest du überall!

Auf den Hunger in der Welt bin ich erstmals durch einen Bericht in der Wochenzeitschrift

STERN über die Hungerkatastrophe in Biafra, Schwarzafrika gestossen, da die großformatigen Fotos dieser Reportage jede Menge abgemagerter Kinder zeigte, die im vertrockneten Boden nach Würmern und Insekten als Nahrung suchten.

Ähnlich furchtbar war später die Situation in Äthiopien, was den deutschen Schauspieler Karl Heinz Böhm in einer Fernsehschau dazu brachte, eine Wette auf die Spendenbereitschaft der Zuschauer abzuschließen, mit der er den Grundstock für seine Äthiopien-Hilfe *Menschen für Menschen* legen konnte.

Hierfür habe ich erstmals kontinuierlich gespendet, weil deren Konzept eine mich überzeugende „Hilfe zur Selbsthilfe“ darstellte – beim Bau von Brunnen, Schulen und Krankenhäusern, die dann auch in entlegenen Landesteilen wichtige Bausteine zur Entwicklung einer funktionierenden Infrastruktur wurden.

Und vor Ort, in meinem Nachbarstadtteil Hochfeld – der als Problemstadtteil gilt, obwohl einige engagierte Anrainer wie ich gern vom Zukunftsstadtteil sprechen – habe ich mit Geldspenden und eigenen Aktivitäten den Verein *Mensch ist Mensch* unterstützt, der von Frank Knott, einem Sozialarbeiter ins Leben gerufen wurde, um den vielen legalen EU-Zuwanderern aus Bulgarien und Rumänien und ihren Kindern vielfältige Unterstützung zu geben.

Das sind vor allem Roma und Sinti. *Rom* heißt auf Romanes „Mensch“, daher der Name des Vereins.

Frank Knott hat ihn auf meinen Tipp hin als Initiative zur Nominierung beim *Panther-Preis* der *taz* angemeldet, leider ist er aber leer ausgegangen als eines der vielen menschenfreundlichen Projekte, die dort zur Auswahl standen.

Diese Aktion der *taz*, beispielhafte Initiativen im sozialen Bereich vorzustellen und zur Wahl des *Panther-Preises* aufzurufen, finde ich sehr verdienstvoll. Sie wird fortgeführt. Spenden erwünscht. www.taz.de/spenden

Ende des Jahres (2019) erreichte mich als genossenschaftlicher Unterstützer die Nachricht:

Geschafft – Geld für taz-Panther Stiftung ist zusammen [...] Bis Ende Oktober sind etwa 100.000 Euro eingegangen und wir können alle Projekte in 2019 finanzieren.

Dass ich die NGOs *Ärzte ohne Grenzen*

und später auch die entsprechende Organisation *Reporter ohne Grenzen* mit fortlaufenden Spenden unterstütze, habe ich weiter oben bereits erwähnt, weil diese Aktivisten in Kriegs- und Krisengebieten, oft unter Einsatz ihres eigenen Lebens, versuchen, Menschenleben zu retten, bzw. als Verfechter einer freien Presse aus denselben für die Weltöffentlichkeit zu berichten.

Leider wird auch mit dem Spendenwesen einiger Unfug betrieben, sodass das *Zentralinstitut für soziale Fragen* in Berlin ein sog. „Spendensiegel“ herausgibt, anhand dessen Spendierwillige sehen können, ob die Ziele der jeweiligen Institution dieses „Gütesiegel“ verdient haben, indem sie selbst Transparenz über die Verwendung der Geldmittel herstellen, und somit den eigenen Zweck auch erfüllen.

Ganz aktuell hat mich eine Initiative überzeugt, zu spenden, die von dem Erlanger Realschullehrer Martin Aufmuth ins Leben gerufen wurde, und die sich um die mehr als 150 Millionen Menschen auf der Welt kümmert, die eine Brille brauchen, sich aber keine leisten können: Kinder können nicht lernen, Erwachsene können nicht arbeiten und für ihre Familie sorgen.

Martin Aufmuth, Erfinder der *EinDollarBrille*, möchte das ändern. Mit dem Verein *EinDollarBrille e.V* will er weltweit Menschen mit Brillen versorgen:

Die *EinDollarBrille* wird auf einer einfachen Biegemaschine vor Ort hergestellt. Die Hersteller und Optiker können von der Produktion und dem Verkauf leben. Materialkosten pro Brille: rund 1 US-Dollar.

In der *sonntaz* vom 3. Mai 2014 stand ein Bericht von Moritz Holler unter der Überschrift *Die Welt macht Augen*, in dem zu lesen war:

Die *EinDollarBrille* wird seit mehr als einem Jahr in der Realität erprobt. Sie besteht aus einem hautverträglichen Federstahldraht und Gläsern aus dem robusten Kunststoff Polycarbonat mit gehärteter Oberfläche. Ein eigens konstruiertes Maschinchen biegt den Draht. Die Größe der Brille lässt sich in drei Abstufungen variieren, 25 verschiedene Gläserstärken ermöglichen eine optimale Anpassung. Im dritten Arbeitsschritt werden die Gläser in den Drahtrahmen eingefügt, nebst zwei farbigen

Glasperlen zur Verschönerung und Schläuche auf die Bügel aufgeschrumpft. Das gesamte Verfahren dauert 10 bis 30 Minuten, die Materialkosten liegen bei einem Dollar. Der Verein EinDollarBrille e.V. exportiert auch das Know how des Fabrikationsprozesses und die Biegemaschine in Entwicklungsländer. Diese Apparatur ist für die Herstellung unabdingbar. Sie benötigt keinen Strom und kann von bis zu sechs Personen zugleich benutzt werden.

Jährlich lassen sich pro Biegemaschine zwischen 20.000 und 50.000 Brillen produzieren. Die Ausbildung von Fachkräften erfolgt in zweiwöchigen Intensivkursen vor Ort, die daraufhin ihren Lebensunterhalt als Optiker bestreiten können.

Die Biegemaschine kostet 2.500 Euro, wird aber den angelehrten Fachkräften kostenfrei zur Verfügung gestellt, wenn sie über ihre Patienten Buch führen.

Anfang 2013 konnte die erste Ausbildung in Ruanda verwirklicht werden, wo jetzt rund 20 ausgebildete Fachkräfte ihrem Handwerk nachgehen.

Weitere Länder in Afrika und Lateinamerika folgten. 6.000 Brillen sind bisher gefertigt. Das Hauptproblem sind nun noch die Genehmigungen durch die Gesundheitsbehörden.“

Ich finde, diese humanitäre Großtat ist aller Ehren und Unterstützung wert, und fände sicher auch Zuspruch von den Fürsprechern eines „Effektiven Altruismus“, weil man dabei mit relativ kleinem Einsatz eine große Wirkung bei vielen bis dahin Sehbehinderten erzielen kann.

Nicht von ungefähr hat daher die *Siemens-Stiftung der EinDollarBrille* aus über 800 Projekten weltweit den 1. Preis verliehen. Online-Spenden unter <www.EinDollarBrille.de>.

KAFKA UND DORA

Ich habe weiter oben ja schon erwähnt, dass ich anlässlich eines Wien-Besuchs auch den kleinen Museums-Raum im ehemaligen Sanatorium Kierling in Klosterneuburg bei Wien aufgesucht habe, der mich und meine Frau tief bewegt hat, einerseits wegen seiner Schlichtheit als „Museum“, andererseits wegen der menschlichen Zartheit, mit der sowohl Dora

Diamant mit ihrem sterbenden Mann umging, als auch Franz mit ihr als seiner letzten Liebe, und wie behutsam, aber auch eindringlich er seinen Eltern in Prag abrät, den Sohn in seinem gegenwärtigen Zustand noch besuchen zu wollen.

Hierzu möchte ich zwei Veröffentlichungen erwähnen:

Im Literaturhaus Oberhausen gab Ende 2018 der aus München stammende und in Berlin lebende Schriftsteller Michael Kumpfmüller – der schon mehrere Romane geschrieben und den *Alfred Döblin Preis* bekommen hat – eine Lesung zu seinem neuesten Roman *Die Herrlichkeit des Lebens*, erschienen 2011 bei *Kiepenheuer & Witsch* in Köln, einem „heiteren Roman vom Ende eines kurzen Lebens“, wie ein Kritiker schrieb – eher eine Erzählung vom Sommer 1923, als der tuberkulosekranke Franz die Köchin Dora Diamant in einem Ostseebad kennenlernt und innerhalb weniger Wochen tut er, was er nicht für möglich gehalten hat – mitten im Hyperinflationsjahr der Weimarer Republik – er entscheidet sich für ein Zusammenleben mit einer Frau, teilt Tisch und Bett mit Dora, und weicht bis zu seinem Tod am 3. Juni 1924 mit nur 40 Jahren nicht mehr von ihrer Seite.

„Dem Autor gelingt es, entgegen dem herrschenden Kafka-Bild Franz Kafka an der Seite seiner Liebe Dora Diamant als glücklichen Todkranken zu porträtieren, indem er durch die Verbindung von gründlich recherchierter Lebensgeschichte und einfühlsamer Fiktion eine Darstellung von großer Plausibilität und Suggestionskraft schuf“, wie der Kritiker der *Neuen Zürcher Zeitung* schrieb.

Dabei hat Kumpfmüller auch Kafkas Geliebte Dora, die 25-jährige Köchin facettenreich und als lebendige Persönlichkeit geschildert.

Entsprechend anregend verliefen Lesung und Diskussion im Literaturhaus Oberhausen.

Dabei war auch die Rede von Kathi Diamant, einer kalifornischen Namensvetterin, die 2003 in New York das Buch *Kafka's last love* veröffentlichte. „Die deutsche Ausgabe von ‚Kafkas letzter Liebe‘ ist schon lange überfällig“, schreibt die Autorin im Vorwort, „obwohl der Ullstein-Verlag schon im Jahr 2000 die Rechte dafür erworben hatte“. Sie erschien auf Deutsch erst im Jahre 2013.

Kathi Diamant war neunzehn, als sie im

Frühjahr 1971 zum ersten Mal von Dora Diamant hörte.

Sie schreibt:

Dora war eine leidenschaftliche, intelligente, junge osteuropäische Frau gewesen, die einem der wichtigsten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts zum glücklichsten Jahr seines Lebens verholfen hatte.

So wurde sie neugierig auf deren Leben und Hintergrund.

1996 gründete sie das Kafka-Projekt an der Universität San Diego mit einem internationalen Beratungskomitee, wobei schließlich durch eine Recherchereise zu deutschen Archiven in Berlin im Jahr 1998 und die Entdeckung von Doras Tagebuch 2000 in Paris die vorliegende Biografie möglich wurde.

Rainer Stach, der große Kafka-Biograph, dessen drei Bände 2002, 2008 und 2014 erschienen, schreibt in seinem Vorwort dazu unter anderem, dass erst durch diese

außerordentlich ertragreichen Recherchen [...] sich zeigte, wie unzulänglich, ja irreführend alle bisherigen Vorstellungen über Kafkas letzte Lebenszeit gewesen waren [...] Kafka war einer jungen Frau begegnet, die schon seit ihrer Kindheit ebenjenen Zwiespalt gleichsam körperlich durchlebte und durchlitt, der für ihn selbst ein ethisches und intellektuelles Problem war: den Zwiespalt zwischen einer jüdischen Tradition, deren Vitalität mit Unwissen und Unfreiheit erkaufte war, und dem Reichtum westlicher Bildung, der nur um den Preis von Individualismus, Abstraktion und sozialer Kälte zu haben war.

Diese Grenzzone zwischen Tradition und Moderne betraten Franz Kafka und Dora Diamant gleichsam von entgegengesetzten Seiten und fast zur selben Zeit:

Sie hatte sich aus einer jüdisch-orthodox geprägten Umgebung freigekämpft, ihren Hunger nach Bildung und Freiheit auf eigene Rechnung gestillt und dafür in Kauf genommen, dass die familiären Bande rissen – ein ungeheures Opfer.

Kafka hingegen war aufgewachsen in einer weitgehend assimilierten Familie, seine Erziehung folgte den Maximen des Liberalismus und des bildungsbürgerlichen Humanismus. Erst nach und nach verstand er, dass damit das Problem der jüdischen Identität

nicht einfach verschwunden war – nicht in einer Gesellschaft, in der Juden noch immer, oder wieder, als „Gastvolk“ betrachtet wurden [...]

Als er Dora Diamant kennenlernte, begriff er sofort, dass sie eine Art Koexistenz von östlicher und westlicher Lebensweise verkörperte, die auch er sich als Lösung durchaus vorstellen konnte, obgleich das weder in ihrem noch in seinem Lebensplan vorgesehen war: eine Komplizin also.

Aus Dora's Tagebuch sind dem Buch von Kathi Diamant *Kafkas letzte Liebe. Die Biographie von Dora Diamant. Aus dem Amerikanischen von Wiebke Mönning und Christoph Moors. Mit einem Vorwort von Rainer Stach*, erschienen 2013 im *onomato Verlag*, geschrieben „An alle Diamants dieser Welt“ zwei Äußerungen von ihr vorangestellt und auch in ihrer Originalhandschrift abgebildet:

Sinnesfreudig wie ein Tier (oder wie ein Kind) – Woher bloß die Vermutung von Franz als Asket herkommt?

Und:

Ein Mensch allein kann Franz nicht „erklären“. Es müssen viele Menschen daran „arbeiten“.

Mich als Leser und Humanist hat das Thema Franz Kafka seit meiner Jugend nicht mehr losgelassen, nicht nur die Lektüre seiner Werke, sondern auch seine Briefe an Felice (Bauer) oder die *Briefe an Milena* (Jesenska) und dann die Sekundärliteratur, von Wilhelm Emrich über Klaus Wagenbach bis zu Reiner Stach. Ein literarischer Lebensbegleiter, von dem mir ein Ausspruch haften geblieben ist, bis heute, an den ich im Berufsleben als Psychologin öfters denken musste:

Es ist unmöglich, sich zu verständigen, wenn nicht guter Wille da ist.

In mancherlei Beratung in der Schule war dieser Wille bei den Konfliktparteien weder vorhanden noch durch mich als Berater letztlich herstellbar.

Und ein weiteres Zitat, von mir persönlich geltend gemacht als Leitfaden für mein Leben als Suchbewegung zu mehr Menschlichkeit – es stammt aus Kafkas Roman *Der Prozess*:

„Das Verfahren geht allmählich ins Urteil über.“

Sinngemäß las ich daraus die Frage ab, ob mein „Lebensprozess“, mein gelebtes Leben und das darin zum Ausdruck gebrachte „Ethos“ aufgeklärt-selbstreflektierter Praxis als Mann und Mitmensch mich als einem „Humanisten des 21. Jahrhunderts“ näher gebracht haben könnte.

LOKALE ERINNERUNGSKULTUR DUISBURG

Ich hatte ja weiter oben schon mein Engagement als ehrenamtlicher Koordinator für die in Duisburg verlegten *Stolpersteine* des Kölner Konzeptkünstlers Gunter Demnig erwähnt. Mit ihm habe ich in den zweieinhalb Jahren einige Dutzend solcher Erinnerungssteine an zumeist jüdische Opfer aus der Zeit des Nationalsozialismus im Stadtgebiet verlegt.

Meine erste Patenschaft für einen solchen Stein galt der Erinnerung an Fanny Menke, geborene Leiser, die noch 1944 aus ihrer Wohnung an der Johanniterstraße, wo auch ich mit meiner Familie wohne, verschleppt wurde und Anfang 1945 in einem Arbeitslager ums Leben kam.

Aus den Erfahrungen im Zusammenhang mit diesem Projekt ergab sich auch mein Interesse für lokale Anlässe des Gedenkens:

So veranstaltete Eckart Pressler z.B. 2016 an der Karl-Lehr-Straße eine Lesung aus Peter Weiss' Buch *Ästhetik des Widerstands* zur Ermordung von Mitgliedern der von den Nazis so genannten „Roten Kapelle“, von denen zwei, nämlich Harro Schulze-Boysen und seine Frau Libertas dort wohnten.

Und zwar den Passus zu deren Ermordung in der Hinrichtungsstätte Plötzensee in Berlin.

In meiner aktiven Zeit wurden dort auch zwei *Stolpersteine* für die beiden Mitglieder der Widerstands-Gruppe eingelassen.

Aus Anlass des 100. Geburtstages von Peter Weiss gab es 2016 in verschiedenen Städten komplette Lesungen zum Gesamtwerk der *Ästhetik des Widerstands* – die auch digitalisiert zur Verfügung stehen.

Der Kulturmanager Eckart Pressler lieferte selbst noch einen lokalen Beitrag zum Schicksal der „Roten Kapelle“, indem er im kommunalen Programmkinos *Filmforum am Dell-*

platz den Film von Christian Weisenborn, dem Sohn von Günther und Joy Weisenborn zeigte:

Die guten Feinde. Mein Vater, die Rote Kapelle und ich. Darin berichtet der Regisseur von seiner Familie, zeigt Bilder von Festen und von der Freizügigkeit dieser „guten Feinde“ des NS-Regimes.

Auf diese indirekte Weise gelingt ihm die Aufdeckung eines damaligen Justizskandals, indem er an den Kampf der Roten Kapelle erinnert und ihre Wirkung auf die 68er Bewegung beschreibt.

Denn die Nazis schlachteten die Mitglieder der Widerstandsgruppe, Frauen wie Männer, buchstäblich an Fleischerhaken in Plötzensee hin. Der Nazi-Richter Manfred Roeder hat 53 Mitglieder der Gruppe zum Tode verurteilt, denen die Nähe zur Sowjetunion und Spionage vorgeworfen wurde.

Durch die Nachkriegszeit des *Kalten Krieges* zwischen der Sowjetunion und den USA dauerte es dann bis 2009, bis die formale Rechtmäßigkeit dieser Terrorurteile aufgehoben und die Rote Kapelle im Deutschen Bundestag als Widerstandsgruppe anerkannt wurde.

Im Anschluss an die Filmvorführung moderierte der Historiker Dr. Andreas Pilger, Leiter des Stadtarchivs, das Filmgespräch, zum Nachsinnen über Familiengeschichten und deutsches Geschichtsbewusstsein.

Einige Tage später gab es noch zwei Veranstaltungen dazu, eine vormittags im Steinbart-Gymnasium, wo Harro Schüler gewesen war, und die andere abends im Fortbildungszentrum der Stadt, beide in Anwesenheit der Nichte des Widerstandskämpfers, Eva Schulze-Boysen und von dem Historiker Hans Coppi, dessen Eltern ebenfalls von den Nazis hingerichtet wurden – und in Peter Weiss' *Ästhetik* eine wichtige, wenngleich fiktive Rolle spielen.

In der Abendveranstaltung fand ich den skizzierten Lebenslauf von Harro in seinen Selbstzeugnissen besonders bewegend, als den eines unkonventionellen Lebens voller Wissbegier, Lebenslust und eines aufopfernden Engagements für Demokratie und eine lebenswerte Zukunft.

So ist auch eine Bemerkung in seinem letzten Brief aus der Todeszelle, „ich bin nur ein Vorläufiger“ zu verstehen.

In der Aula des Gymnasiums herrschte unter den Schülerinnen und Schülern betroffene Stille, als einige von ihnen Harro Schulze-Boysens Leben Revue passieren ließen, der schon vor dem Krieg in seinen Briefen vom großen Schrecken vor dem NS und dem dadurch drohenden Untergang freier Länder schrieb.

Hierbei verwies der Veranstalter Eckart Pressler darauf, dass „in manchen Stadtteilen Duisburgs rechte Parteien bei den letzten Wahlen über 20 Prozent der Wählerstimmen erzielt haben“ und man schon deshalb die Gräueltaten der Vergangenheit nicht vergessen dürfe und an die Widerständler erinnern müsse.

Er verwies auf die Vorbereitungen einer Gegendemonstration zur geplanten rechten Demonstration „Arbeit nur für Deutsche“ am Tag der Arbeit, dem 1. Mai 2019 in Duisburg.

PRAKTISCHER HUMANISMUS: DIE MENSCHENFREUNDLICHE STADT

Die braucht natürlich den menschenfreundlichen Architekten und Stadtplaner, so einen wie Jan Gehl aus Dänemark.

Der interessiert sich nicht für die gebaute Masse, sondern für das, was sich „zwischen den Häusern“ abspielt. Das sind die nicht absehbaren Bewegungsströme von Menschen, die dem städtischen Umfeld allererst Leben einflößen. Das Improvisierte und Nicht-Geplante spielte in seinen Überlegungen von Beginn an eine zentrale Rolle.

Anfang 2016 gab es im *Deutschlandfunk*, im Format *Essay und Diskurs* ein Gespräch von Klaus Engler mit ihm.

Gehls Forderungen sind:

Einschränkungen des Autoverkehrs, verbesserte Anreize zum Fahrradfahren, Förderung des öffentlichen Nahverkehrs und eine bessere Gestaltung des öffentlichen Raumes, der am Bewegungsspielraum der Menschen orientiert ist.

Im Gespräch erklärt der heute 79-Jährige, dass die Wende für ihn 1960 nach seinem Diplom kam, als er eine Psychologin heiratete.

Plötzlich fragte ich mich, warum interessieren sich Architekten nicht für Menschen? Warum erfährt man in der Architektur-Ausbildung nichts über die Nutzer und Bewohner von Gebäuden?

In Italien mit seiner Frau auf Reisen entdeckte er in Siena in der Toskana die berühmte Piazza del Campo.

In seinem kürzlich erschienenen Buch *Städte für Menschen* schreibt er, dass er dort zum ersten Mal erfahren hat, wie wichtig das menschliche Maß für eine gelungene Stadtplanung ist. Dazu passen die Ideale, die Jan Gehl mit Jane Jakobs und Ralph Erskine als geistesverwandten Kolleg*innen teilt:

- Entschleunigung,
- Fußläufigkeit,
- Klein-Maßstäblichkeit und
- viel Stadtgrün.

Auf die Frage, was denn „gute Architektur“ sei, antwortet Gehl:

Gute Architektur geht nicht in Gestalt auf, sie vermittelt zwischen Leben und Gestalt. Gute Architektur zielt darauf ab, das Leben zu unterstützen [...] letztendlich kommt es auf das Leben in und zwischen den Gebäuden an. Denn das ist entscheidend für die Lebensqualität des Homo Sapiens.

Gehl, der eine Dissertation über das Thema „Wie Menschen den öffentlichen Raum nutzen“ schrieb, arbeitete danach 40 Jahre als Hochschullehrer und Leiter der Abteilung für Stadtplanung.

Erst im Jahr 2000, mit 63 Jahren, gründete er ein eigenes Büro, in dem er seine Theorie in die Praxis eines an menschlichen Interessen orientierten Städtebaus umsetzen wollte – und dabei feststellte, dass es eine enorme Nachfrage nach bürgerorientierter Stadtplanung gibt.

Aus seiner Doktorarbeit ging das Buch *Life between Buildings* hervor, das zuerst in den 60er Jahren erschien, in 25 Sprachen übersetzt wurde, und erst neulich zuletzt auch auf Deutsch erschien, *Leben zwischen Gebäuden*.

Eine am Menschen orientierte Stadtplanung bedeutet für ihn, den Bewegungsspielraum der Menschen im öffentlichen Raum erhöhen, das öffentliche Nahverkehrsnetz verbessern, Anreize für vermehrte Nutzung von Fahrrädern schaffen, und entsprechend die Dominanz des Autoverkehrs einschränken.

In einem Wort: grüne Mobilität durchsetzen.

Gehl sagt aber auch: „wenn wir zu der Überzeugung gelangen, nicht dazu beitragen zu können, die Lebensverhältnisse der Menschen zu verbessern, lehnen wir ab.“

Der Interviewer Klaus Englert fragt ihn nach Barcelona als Vorbild einer europäischen und kompakten Stadt. Gehl dazu:

Die Erneuerung Barcelonas begann nach dem Ende des Franco-Regimes. Ebenso wie unter den meisten anderen Diktaturen war es auch unter Franco schwierig, wenn sich mehr als zwei Leute in der Öffentlichkeit treffen wollten. Erst nachdem Franco gestorben war, kam die Freiheit wieder. Die Stadtverwaltung entschied daraufhin, in der gesamten Stadt 200 Parks und Plätze anzulegen [...] das demokratische Argument war ausschlaggebend: Sie sollten die Identifikation mit der Stadt und die Lebensqualität verbessern.

Auch in seiner Heimat Dänemark, in der Hauptstadt Kopenhagen ist Jan Gehl seiner „Vision einer lebendigen, sicheren, nachhaltigen und gesunden Stadt“ sehr nahe gekommen.

Gehl:

Kopenhagen und Melbourne haben weltweit die bürgerfreundlichste Stadtpolitik durchgesetzt [...]

Bereits 2009 beschloss die Stadtverwaltung, Kopenhagen zu einer Stadt der Fahrradfahrer zu machen.

In einem Interview drei Jahre später, Anfang 2019, da hatte der Verlag *Lonely Planet* gerade erst Kopenhagen zur Vorzeigestadt 2019 gekürt, gab Gehl in *kontext*, der Online-Wochenschrift als Beilage in der *taz am Wochenende*, dem Journalisten Dietrich Heißenbüttel ein Interview, überschrieben mit *Städte für Menschen*.

Gehl sagt darin, Städte menschenfreundlicher zu machen, sei einfach.

Das erste, was ich tun würde, wäre eine Untersuchung über das Leben in der Stadt. Es ist überraschend einfach. Sie müssen nicht an jedem Tag Radfahrer und Fußgänger zählen. Es genügt ein gewöhnlicher Tag in der schönen Jahreszeit, ein Wochentag und ein Samstag, und vielleicht noch ein, zwei Tage im Winter. Und dann können sie anfangen [...]

Wir wissen inzwischen ganz genau: wer Platz macht für mehr Verkehr, bekommt mehr Verkehr. Wer dagegen den Fußgängern und dem öffentlichen Leben mehr

Raum gibt, bekommt davon mehr. Und wer zum Radfahren einlädt und dies ernsthaft und sorgfältig betreibt, wird auch mehr Radfahrer bekommen. Es gab diese Debatten im Gemeinderat von Kopenhagen. Sie haben sich für eine Politik entschieden, die darauf hinausläuft:

Wir sind die beste Stadt der Welt für Menschen und Radfahrer [...] Man muss nur eine vergleichbare Infrastruktur hinstellen, vergleichbar mit der Infrastruktur für Autos [...]

Der Kopenhagener Stadtrat vertritt die Meinung, es ist gut für eine Stadt, wenn die Menschen aus dem Haus kommen, wenn sie mehr zu Fuß gehen und Radfahren. Es verbessert die Inklusion, wenn man seinem Nachbarn im öffentlichen Raum begegnet. Es ist gut fürs Klima, gut für die Lebensqualität, es belebt die Stadt und ist gut für die Demokratie. Die Stadt konzentriert sich auf die guten Dinge, nicht darauf, dass ein paar Autos nicht mehr fahren dürfen. Und sobald man das einmal geschafft hat, sind die Leute sehr zufrieden [...]

Nur in Deutschland haben wir noch nicht gearbeitet. Wir bekommen erste Anfragen. Es hat 40 Jahre gebraucht, bis mein erstes Buch in Deutschland erschienen ist. Der Verleger meinte, es gäbe dafür keinen Markt. Mittlerweile ist es ein Bestseller.

Der Interviewer Dietrich Heißenbüttel meinte nach einem Vortrag an der Uni Kopenhagen, in dem es darum ging, wie Gehls Strategien der Nachhaltigkeit aussehen:

Gehl weiß nicht nur mit Argumenten zu überzeugen, sondern auch mit Humor. Für einen akademischen Vortrag wurde ziemlich viel gelacht.

Das las ich mit viel Freude, da ich als Humanist meine, ein Humanismus ohne Humor geht eigentlich gar nicht. Wie zu beweisen war!

A PROPOS HUMOR

Mir hat gefallen, was Jacques Tilly, der langjährige Organisator der Düsseldorfer Karnivalszüge einmal gesagt hat:

| Humor ist die humanste Form der Kritik.

Oder die amerikanische Schauspielerin Uma Thurman, die sagte:

| Humor ist alles, was man braucht.

Und auch die Werbung hat den Humor schon als verkaufsfördernd enteckt, in dem Spruch: Humor ist der Sonnenschein des Geistes.

Machen wir also einmal die Probe auf unser Humorverständnis.

Der von mir sehr geschätzte österreichische Schriftsteller Thomas Bernhard hat mal folgendes gesagt:

| Ausgerechnet der Mensch ist unmenschlich.

Ist das jetzt todtraurig gesagt und drückt uns nieder – oder mit einem gewissen Sprachwitz und hintergründigem Humor zum Besten gegeben?

Gerade für einen Humanisten wie mich ist der tiefe, menschliche Hintersinn dieses Ausspruchs ein Hoffnungs-Schimmer.

Oder ist da jemand anderer Meinung? Der oder Die soll sich melden!

Aber was muss ich da schon wieder in der Zeitung lesen:

Tomi Ungerer, der große Karikaturist und Zeichner starb mit 87 Jahren in seiner irischen Wahlheimat, Cork, obwohl er doch noch vor drei Jahren, 2016 im Essener Museum Folkwang – da stellte er seine neuesten Collagen zusammen mit Plakaten und anderen Klassikern von ihm aus – sagte:

„Manchmal ergreift mich die Panik, wo ich all die Ideen unterbringen soll“, so voller Schaffensdrang war er noch im hohen Alter!

Für die meisten war er der freche Kinderbuchautor von *Die drei Räuber*, der mit politischen Plakaten ebenso provozierte wie mit erotischen Karikaturen, mir fällt da *Fornicon* ein, eine zeitgemäße Parodie auf die überschwappende Sexwelle, 1970 erschienen, das den Bogen spannt zum Spätwerk von 2003, *Erotoskop*, in dem die Begegnung der Geschlechter, durchaus mit Spannungen, aber auch altersmilde ins Bild gesetzt wird.

Der Kulturredakteur der WAZ, Jens Dirksen, schrieb in einem Nachruf, Tomi Ungerer sei „tief in seinem Herzen ein Surrealist gewesen, der gern mit dem Absurden spielte, gern provozierte – aber nie um der Provokation willen,

sondern stets für Ziele, die ihr Fundament in einem unerschütterlichen, liebevollen Humanismus hatten.“

Ungerer verstand sich weder als Franzose noch als Deutscher, sondern als Elsässer, der Mundart wegen, und als überzeugter Europäer.

Bei Wikipedia lese ich, dass er, der 1931 in Straßburg geboren wurde, durch die deutsche Besatzung des Elsass lernte, sich anzupassen:

Zuhause war er Franzose, in der Schule der deutsche Hans, und mit seinen Spielkameraden ein Elsässer. Wegen seiner Schwierigkeiten mit dem Französischen verpasste er knapp das Baccalaureat, das französische Abitur, und wurde noch dazu in seinem Abschlusszeugnis als „pervers und subversiv“ bezeichnet.

Viele Jahre später, 1999 schreibt er in *Hornbostel*:

Jedoch leidet der Elsässer immer noch unter Unsicherheitsgefühlen und einer zerspaltenen Identität. Was bin ich? Durch das Pendeln zwischen zwei Mächten, Frankreich und Deutschland, haben wir genug Zweifel, um zu vergleichen [...] Mein elsässischer Humor hat mir geholfen, meinen inneren Zorn, Ekel und Verdruss zu überwinden, und die Menschen zu respektieren und zu mögen, solange sie ihre Arroganz unterdrücken.

Schließlich noch eine Bemerkung von ihm, der Mitte der 2000er, der Nullerjahre eine jahrelang andauernde, schwere gesundheitliche Krise mit drei Herzinfarkten überwand und danach zu seiner alten Produktivität zurückfand:

Meine Beziehung mit dem Tod, für mich ist der Tod ein Freund. Ich war jetzt dreimal tot, und jedesmal war es für mich eine tolle Erfahrung. Im Koma. Dieses Licht, kein Schuldgefühl. Das ist wirklich einmalig [...] Ich lebe mit einer Sehnsucht des Todes.

Nun, meine Sehnsucht ist erstmal eine andere.

Ich hab mir vorgenommen, das in Straßburg 2007 eröffnete *Musée Tomi Ungerer – Centre international de l'illustration* zu besuchen – von dem ich erst durch Wikipedia erfuhr. Es befindet sich im klassizistischen Bau der „Villa Greiner“, direkt neben dem Nationaltheater *Opera du Rhin* im Stadtzentrum Straßburgs.

Bei diesem Besuch werde ich auch Gelegenheit haben, die architektonischen Werke des Künstlers wie z.B. den „Janus-Brunnen“ nahebei zu betrachten, den er 1988 zur Zweitausendjahrfeier von Straßburg entwarf.

Und ich werde mich bekanntmachen mit seinem vielfältigen sozialen und kulturellen Engagement, das auch der deutsch-französischen Freundschaft galt, etwa mit dem Janus-Brunnen auf einer deutschen Briefmarke, mit Parallelausgabe in Frankreich, aus Anlass von 40 Jahren Vertrag über die deutsch-französische Zusammenarbeit.

Ungerer war u.a. „Botschafter für Kindheit und Erziehung“ für den Europarat seit 2000. Und nicht zuletzt werde ich dort im Museum sein abenteuerliches und unkonventionelles Leben nachvollziehen können, das ihn von der alten Welt Europa in die neue Welt der USA und schließlich zur schrittweisen Heimkehr nach Straßburg und Irland führte – dabei die vielfältigsten Berufe und Tätigkeiten, auch zum Broterwerb und Lebensunterhalt ausübend.

ERGÄNZUNG: MENSCHENRECHTE

Der britische Historiker Jan Kershaw schrieb in dem von Olwen Hufton 1995 herausgegebenen Band, der 1998 auf deutsch herauskam, *Menschenrechte in der Geschichte*, in seinem Beitrag *Die Auslöschung der Menschenrechte in Nazi-Deutschland*:

Könnte so etwas noch einmal geschehen? Die Zukunft ist offen und nichts lässt sich ausschließen. Doch was Deutschland angeht, scheint dies [...] hochgradig unwahrscheinlich [...]

Das machtvolle Gemisch aus rassistischem Nationalismus und kriegesischen Versuchen zur „ethnischen Säuberung“ bleibt dennoch [...] der gefährlichste Feind jener Rechte, die wir mit Menschlichkeit und Zivilisation verbinden.

ERGÄNZUNG: USTINOV

Pädagogik in Brennpunktschulen: Die Peter Ustinov Oberschule in Hannover (*DER SPIEGEL* 5/2019) Report von Maik Großekathöfer:

Hier werden 319 Kinder der Klassen fünf bis zehn unterrichtet, jedes dritte Kind hat sonderpädagogischen Förderbedarf, fast alle Kinder kommen aus einem Elternhaus, das Transferleistungen vom Staat bezieht, 139 Kinder sprechen nur wenig Deutsch, 90 Prozent haben einen Migrationshintergrund. Sie kommen aus Bulgarien, Syrien, Rumänien, dem Irak und der Türkei. Sie sind Kurden und Roma, Christen, Muslime und Jesiden.

„Gemeinsamkeit in der Vielfalt“ lautet das Leitbild der Schule – Ustinov als Namensgeber lässt grüßen! Neben dem Haupteingang hängt eine Weltkarte an der Wand. Es ist dies eine Brennpunktschule, wie man sie auch in anderen Großstädten findet. *

Anette Wintzer und Eva Grünreich sind an der Peter Ustinov Schule die Klassenlehrerinnen der 8 a, zu ihr gehören elf Mädchen und sechs Jungen aus sieben Nationen.

Wie können sie unter solchen Bedingungen Wissen vermitteln? Aufklärung, Bildung, Lernen für Zensuren, fürs Leben: geht das überhaupt?

[...] Wintzer hofft, dass vier von den siebzehn Schülern nächstes Jahr den Hauptschulabschluss packen [...]

Sie erklärt den Kindern, was das bedeutet, Rechte und Pflichten. „Das eine ist etwas, das man tun darf, das Andere etwas, das man tun muss.“

Nach zehn Minuten klopft es, und Alex tritt durch die Tür. Er ist der einzige Deutsche in der 8 a und einer der wenigen, die in der Lage sind, einen schwierigen Text sofort zu verstehen [...]

Die Lehrerin sagt, „die Kopftuchmädchen [...] die sind jetzt da, die Flüchtlinge und die Zuwanderer aus Osteuropa. Machen wir also das Beste draus. Oder soll ich sagen, die unterrichte ich nicht?“

[...] wann immer es möglich ist, gestalten zwei Lehrer eine Stunde zusammen: der eine doziert, die andere hilft den Schülern.

Hausaufgaben gibt Wintzer so gut wie nie auf. Muss sie sich nicht ärgern, wenn sie keiner macht.

[...] Die Peter-Ustinov-Schule ist ein Sammelbecken für Sorgenkinder. Eva Grünreich sagt, bei den Förderkindern gehe es in erster Linie darum, ihnen einen Schutzraum zu bieten. Es gehe um Lebenspraxis, Wertschätzung und Achtsamkeit.

Ihre Kollegin Frau Wintzer plädiert dafür, den Lehrplan der jeweiligen Schülerschaft anzupassen.

„Ungleiches ungleich behandeln“ heißt das Prinzip, das die Peter-Ustinov-Schule umsetzen möchte.

Sie hat einen freien Tag, hat reduziert auf 20 Stunden in der Woche, weil sie meint, Vollzeit mache krank.

Warum? Ein Beispiel: Es gibt eine Liste mit den aktuellen Problemen der Schule, sie umfasst 27 Punkte. Punkt 17 lautet: „Konsum von weichen und vermutlich auch harten Drogen“.

Anette Wintzer sagt auch, sie sei Tag und Nacht erreichbar für Eltern und Schüler, sei auch Sozialarbeiterin, sie übernehme Aufgaben, für die sie nicht ausgebildet sei.

Ihre Kollegin Frau Grünreich will als nächstes Dimitri besuchen, um herauszufinden, warum er fehlt.

Dimitri habe schon im Gefängnis gesessen, wer weiß, was jetzt los ist. Er lebt in einem Obdachlosenheim für Sinti und Roma.

Sie sei wütend, sagt sie, dass in Deutschland Menschen so leben müssen, „Die Hölle ist nicht die Schule. Die Hölle ist zu Hause.

EINE ERMAHNUNG

Im neuesten *Amnesty-Journal* (1/2019) ist ein Interview mit Wilhelm Heitmeyer abgedruckt, dem Gründer des „Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung“ der Universität Bielefeld, das er von 1996 bis 2013 leitete und an dem er seither als Forschungsprofessor tätig ist. Sein neues Buch heißt: „Autoritäre Versuchungen“. Dazu befragt ihn Andreas Koob:

Was macht das Autoritäre zur Versuchung?

HEITMEYER: Teile der Bevölkerung nehmen individuelle, soziale und kulturelle Kontrollverluste wahr oder erleben diese – und zwar im Sinne einer gesellschaftlichen Unordnung. Eine Partei wie die AfD bestärkt sie darin: sie arbeitet mit einer Untergangsrhetorik und verspricht zugleich die vermeintliche Wiederherstellung von Kon-

trolle durch eine autoritäre gesellschaftliche Ordnung [...]

Auf die Frage, wie rassistisch die deutsche Gegenwartsgesellschaft sei, antwortet er:

Wir sprechen von „gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ in einem teils sehr problematischen Ausmaß: das heißt, dass Menschen allein aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit und unabhängig von ihrem individuellen Verhalten abgewertet, diskriminiert und auch mit Gewalt konfrontiert werden. Rassismus ist hier eine Facette. Denn auch Muslime, Homosexuelle, Flüchtlinge und Obdachlose werden abgewertet.

KOOB: Jahrelang sprachen Sie von Rechtspopulismus. Jetzt nicht mehr?

HEITMEYER: Rechtspopulismus ist ein zu beliebiger und verharmlosender Begriff für das, was sich abspielt. Die neue politische Erfolgsspur der AfD kann man damit nicht erklären. Allerdings kann man diese Partei auch nicht einfach als rechtsextremistisch einordnen, weil Rechtsextreme mit Gewalt agieren.

KOOB: Stattdessen sprechen Sie vom autoritären Nationalradikalismus – warum?

HEITMEYER: Das Autoritäre befürwortet ein auf Kontrolle, Lenkung, rigide Führung und hierarchische Ordnung angelegtes Gemeinwesen. Das Nationale zielt auf die Überlegenheit des deutschen Volkes: Das „Deutschsein“ wird als zentraler Identitätsanker propagiert, verbunden mit einer Untergangsrhetorik und neuer deutscher Geschichtsdeutung. Schließlich ist das Radikale darin zu sehen, dass es um einen Systemwechsel geht: Durch ständige Grenzüberschreitungen, etwa gegen Andere und Minderheiten, sowie durch Angriffe auf die Institutionen dieser Gesellschaft, mit dem Ziel, sie zu destabilisieren [...]

KOOB: Was muss die Zivilgesellschaft jetzt leisten?

HEITMEYER: Eine aufmerksame Zivilgesellschaft trägt auch mit (Groß-)Demonstrationen dazu bei, zentrale Normen – wie die Gleichwertigkeit von

* Wie in Duisburg etwa die „Friedenschule“ im Problemstadtteil Hochfeld.

Menschen – immer wieder aufs Neue öffentlich zu bekräftigen. Der Haken daran ist, man bleibt unter sich.

Ungemein wichtig und viel anstrengender ist unser Agieren in unserem alltäglichen Umfeld: bei Familienfesten, im Freundeskreis, im Sportverein, in der Kirchengemeinde, im Schützenverein, auf der Arbeit: Hier kann Widerspruch mit hohen sozialen Kosten verbunden sein. Um dort Sprüchen zur Ungleichwertigkeit von Menschen zu widersprechen, braucht es hartes Training und auch Mut. Wenn wir den nicht aufbringen, dann können wir einpacken.

Dem kann ich nur zustimmen: sich als – organisierter – Humanist erkennen zu geben und sich als vernünftiger und menschenfreundlicher Mitmensch zu zeigen, ist das A und O einer aufrichtigen sozialen Kommunikation, nach dem Motto: sich zeigen, und nicht verstecken, denn es tut niemandem gut, unter Verstellung zu leben.

BÜCHER UND FRAUEN

Eben erst hat die Leipziger Buchmesse – das ist die, die im Frühjahr tagt, im Unterschied zur Frankfurter Buchmesse, die im Herbst stattfindet, wir haben seit der Wiedervereinigung ja zwei Messen dieser Art, erfreulicherweise – den deutsch-türkischen Schriftsteller Feridun Zaimoğlu als einen von sechs Mitbewerbern mit seinem neuen Roman über die Weltgeschichte aus der Sicht von zehn Frauen ins Rennen um den Preis der diesjährigen Buchmesse geschickt.

Die Geschichte der Frau sei sprach- und bildmächtig und voll zarter Empathie, hieß es.

Als Humanist und Feminist würde es mich sehr freuen, wenn er den Preis bekäme, denn ich muss aus eigener Erfahrung gestehen, wie wenig „mann“ über die Geschichte der Frauen weiß.

Augenfällig wird mir das jeden Tag aufs Neue, wenn ich das nächste Blatt auf dem Abreiß-Kalender *Starke Worte von starken Frauen* aus dem Essener *Harenberg-Verlag* lese: Die Beiträge von Frauen in Vergangenheit und Gegenwart zu Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und nicht zuletzt zu Kunst und Musik sind Legion – aber weitgehend unbekannt!

Warum ist das so?

Nehme ich mal mich als Beispiel-Mann: Als inzwischen zum Feministen geläuteter ehemaliger Beziehungs-Gewalttäter habe ich mir in den späten Neunzigerjahren zwar die französische fünfbändige *Geschichte der Frauen*, herausgegeben von Francoise Thebaud, geschrieben von Georges Duby und Michelle Perrot, angeschafft – sie steht aber immer noch ungelesen im Buchregal.

Das gilt auch für den Zusatzband der beiden Autor*innen, *Geschichte der Frauen im Bild* – alle Bände sind 1995 in deutscher Übersetzung im *Campus-Verlag*, Frankfurt am Main und New York erschienen.

Im französischen Original 1992 in Paris, in den *Editions de la Fondation Maison des Sciences de l'Homme*.

Für lesende Frauen habe ich aus dem o.g. Kalender einen Ausspruch von Gerda Lerner vorangestellt:

Jede Frau ändert sich, wenn sie erkennt, dass sie eine Geschichte hat.

Und jeder lesende Mann hoffentlich auch, wenn er erkennt, dass auch die Frauen eine Geschichte haben, jede Einzelne von ihnen, und sie alle doch unsere „Hälfte des Himmels“ sind!

Ich zitiere aus dem Vorwort der beiden Herausgeber*innen, „eine Geschichte der Frauen schreiben“. Darin heißt es:

Die Frauen sind lange im Schatten der Geschichte gelassen worden. Der Aufstieg der Anthropologie, und die zunehmende Bedeutung, die der Familie beigemessen wurde, haben ebenso wie die Geschichte der „Mentalitäten“, die dem täglichen Leben, dem Privaten und Individuellen eine größere Aufmerksamkeit schenkte, dazu beigetragen, sie aus dem Schatten herauszuholen. Am meisten hat dazu aber die Frauenbewegung beigetragen mit den vielen Fragen, die sie aufgeworfen hat. „Woher kommen wir? Wohin gehen wir?“ fragten sich die Frauen, und sie stellten innerhalb und außerhalb der Universitäten Nachforschungen an, um die Spuren ihrer historischen Vorläuferinnen zu finden, vor allem aber, um die Ursprünge ihrer Unterdrückung und die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu verstehen.

Denn genau darum geht es: Der Titel „Geschichte der Frauen“ ist kurz und bündig.

Aber wir möchten damit nicht die Vorstellung verbinden, Frauen für sich seien ein Gegenstand der Geschichte. Wir wollen vielmehr ihre Lebenswelten, ihre Rollen und ihre Macht, ihre Handlungsweisen, ihr Schweigen und ihr Sprechen erforschen; wir wollen die unterschiedlichen Bilder von der Frau – Göttin, Madonna, Hexe... – in ihrer Beständigkeit und in ihrem Wandel erfassen. Deshalb verstehen wir die Geschichte als sozialen Wandel grundlegender Beziehungen; deshalb ist unsere Geschichte der Frauen auch ebenso die der Männer.

Es ist eine Geschichte der langen Dauer. Von der Antike bis heute greifen fünf Bände die chronologischen Zäsuren auf, die die Geschichte des Abendlandes unterteilen. Denn nur um sie geht es.

Das Mittelmeer und der Atlantik sind unsere Ufer.

Wir wünschen uns gewiss auch eine Geschichte der Frauen des Orients oder Afrikas. Doch es bleibt den Frauen und Männern dieser Länder vorbehalten, sie eines Tages zu schreiben.

Diese Geschichte ist insofern „feministisch“ orientiert, als sie von einer grundsätzlichen Gleichheit ausgeht; sie versteht sich aber als offen für verschiedene Deutungen: wir wollen Fragen aufwerfen, ohne sofort mit formelhaften Antworten bei der Hand zu sein; wir öffnen uns in dieser Geschichte grundsätzlich der Vielfalt, der Vielfalt der Gestalten und Interpretationen.

Unter der Gesamtregie von Georges Duby und Michelle Perrot wurde jeder Band von ein oder zwei Herausgeberinnen eigenverantwortlich betreut. Sie haben die Themen des jeweiligen Bandes zusammengestellt, und die Autorinnen und Autoren ausgesucht – eine wohl repräsentative Auswahl unter all jenen, die auf diesem Gebiet in Europa und den Vereinigten Staaten arbeiten. Mag dieses Werk als vorläufige Bilanz, als Arbeitsmittel, als Ort des Gedächtnisses, oder einfach aus Interesse an der Geschichte gelesen werden, diese Geschichte der Frauen im Abendland sollte an der Schwelle des werdenden Europas ihren geistigen Ort haben.

Ich gelobe hiermit, nach Abschluss meines „Berichtes“ mich mit Eifer und Interesse an die – nachholende – Lektüre zu machen, nicht

zuletzt auch, um mich dieser einen der fünf theoretischen Quellen eines *Humanismus für das 21. Jahrhundert* – so Frieder Otto Wolf in seiner Vorlesungsreihe 2007 in der Urania in Berlin – nämlich der „feministischen Geschlechtertheorie“ und -Geschichte mehr denn je zuvor zu vergewissern.

VORNAMEN-ELTERN

Der Münchner Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer hat in dem Abschnitt seines lezenswerten Taschenbuches *Wie wir wurden, wer wir sind. Psychogramm der Deutschen nach 1945* im Abschnitt *Die Vornamen-Eltern* folgendes geschrieben:

Neuerung der 68er und Symptom ihrer symbiotischen Tendenzen zugleich sind die Vornamen-Eltern.

Man wollte nicht mit großem Abstand zu den Kindern Vater oder Mutter, aber auch nicht verniedlichend Mami oder Papi genannt werden; man wollte Partner der Kinder sein und deshalb von ihnen beim Vornamen genannte werden.

Vornameneltern sind eine Reaktionsbildung gegen die „deutsche Mutter“, gegen die bekämpfte absolute Autorität von Eltern [...]

Dazu möchte ich hier die beiden Bücher von Niklas Frank, dem Sohn von Hans Frank nennen, dem deutschen Alleinherrscher im „Generalgouvernement Polen“, seinem, wie er das nannte, „Frank-Reich“.

Das Buch *Der Vater. Eine Abrechnung* erschien erstmals 1987, als vollständige Taschenbuchausgabe 1993, mit einem Vorwort von Ralph Giordano.

Das zweite Buch von Niklas Frank *Meine deutsche Mutter* kam erst 2005 heraus, wie schon das erste bei *Bertelsmann*, 2006 dann auch als Taschenbuch.

Niklas Frank ist mit seinem Geburtsjahr 1939 auch zur 68er Generation zu zählen, er ist im bayrischen Neuhaus am Schliersee und in Krakau aufgewachsen. Er wird nach 1945 von der Mutter im pietätvollen Gedenken an den feinsinnigen, intellektuell und rhetorisch begabten Vater erzogen.

Erst allmählich erkennt der Heranwachsende das ganze Ausmaß der Verbrechen des Vaters, dessen Leben er dann in jahrelanger Arbeit rekonstruiert.

Der Vater Hans Frank residiert ab 1939, nach dem deutschen Überfall auf Polen, auf der Krakauer Burg als deutscher Herrmann, plündert mit seiner nicht weniger gierigen Frau Juden und Polen aus, während ringsum in den Vernichtungslagern Millionen von Menschen ermordet werden.

1945 setzt er sich nach Bayern ab.

Von den Amerikanern verhaftet, wird er im Nürnberger Prozess wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum Tod durch den Strang verurteilt und 1946 hingerichtet.

Ralph Giordano schreibt in seinem Vorwort:

Man kann aus allem, aus jeder Situation, jeder Position, aus jedem Verhältnis „aussteigen“... Nur aus einer Bindung, aus einer Verstrickung geht das nicht – aus Verwandtschaft. Sag hundertmal „du bist nicht mehr meine Mutter... mein Vater“, sag es, und du bleibst doch, was du warst und was du bist. Auch wenn du es nicht mehr sein willst, umsonst, da kommst du nicht heraus. Das ist die Verzweiflung des Niklas Frank, denn dieser Vater war eines der größten Monster der Geschichte.

Zurück zu Schmidbauer und den Vornamen-Eltern:

Zum antiautoritären Impuls der Studentebewegung gehörte es, als mehr und mehr von ihnen, so auch ich zu Eltern, zu Vater und Mutter wurden, diese quasi automatische, autoritäre Rollenübernahme zu durchbrechen, um der Gefahr zu entgehen, in deren autoritäres Fahrwasser zu geraten.

Meine Eltern gehörten zwar nicht zu den NS-Großtätern wie die Eltern von Niklas Frank, aber waren als Mitglied von Polizei-Reserve-Bataillonen (mein Vater) bzw. als glühende Verfechterin der NS-Rassenlehre (meine Mutter) doch Stützen des menschenverachtenden und mörderischen NS-Regimes.

So wie diese belasteten Eltern wollten wir als angehende Eltern dann doch nicht werden...

Das ging bei mir so weit, dass ich den Familiennamen „Becker“ aufgab und den meiner zweiten Frau, „Behn“ annahm, so dass unsere beiden Söhne diesen Familiennamen Behn tragen.

Schmidbauer schreibt weiter zu den Auswirkungen der Vornameneltern:

Klare Grenzen zwischen Eltern und Kindern zwingen Eltern ebenso in die Autonomie wie Kinder. Da niemand gern autonom ist, sobald die Autonomie Mühe kostet, werden Menschen ohne einen gewissen Druck nicht selbständig. Verwischte, unscharfe Grenzen erschweren die Ablösung [...]

Die 68er Eltern bemerkten die symbiotischen Bedürfnisse ihrer Kinder so lange nicht, wie sich diese an sie richteten. Sie nahmen sie als Zeichen der ersehnten Nähe zwischen Eltern und Kindern, die eigene, traumatische Erfahrungen mit dem Unverständnis und dem latenten Sadismus der NS-Erziehung aufheben sollten.

EIN KURIOSUM

Am 5. Februar 2018, meinem 73. Geburtstag, war im *Deutschlandfunk* der Thementag *10.315 Tage: Die Zeit, mit und ohne Mauer*. (Der Mauerbau war am 13. August 1961.)

Das Gefühl sagt:

Die Zeit damals dauerte viel länger – die Zeit, in der die Mauer um Westberlin die deutsch-deutsche Teilung zementierte. Vielleicht weil das Ende nicht absehbar war, fühlte sich dieser Zustand für diejenigen, die die Zeit miterlebt hatten, an wie eine Ewigkeit.

Nun sind seit dem 9. November 1989 wiederum 10.315 Tage vergangen, und das Gefühl sagt: Wie schnell doch die Zeit vergeht!

Aber das Gefühl trägt.

Es ist dies ein Beispiel für – gesellschaftlich vermitteltes – subjektives Zeitempfinden – und seine Fallstricke.

Ein anderes Beispiel findet sich im Taschenbuch des holländischen Psychologen Douwe Draaisma von der Universität Groningen, *Warum das Leben schneller vergeht, wenn man älter wird. Von den Rätseln der Erinnerung*.

Sein Grundgedanke ist:

Eine Periode, die viele Erinnerungen auslöst, wird sich im Rückblick ausdehnen, und scheint länger gedauert zu haben, als ein genau so langer Zeitraum, der wenig Erinnerungen enthält. Umgekehrt werden die Zeitzeiger im mittleren Alter und später immer spärlicher werden, und in dieser Leere wird sich die Zeit subjektiv beschleunigen.

Die Gefährdung der Biosphäre als Aufgabe der politischen Ökologie.

Als Humanist möchte ich es nicht versäumen, über eine zeitgenössische, schreibende Öko-Aktivistin zu berichten, nämlich die Norwegerin Maja Lunde.

Sie hat als Schriftstellerin eine vierbändige Romanfolge als „Öko-Tetralogie“ in Arbeit genommen, und die sie 2015 mit ihrem ersten Roman für Erwachsene, *Die Geschichte der Bienen* begonnen hat.

Davor hat sie als Drehbuchautorin gearbeitet, und Kinderbücher veröffentlicht.

Im Roman schildert sie auf drei Zeitebenen die Geschichte der Bienen, die sie im England im Jahr 1852 mit der Erfindung eines neuartigen Bienenkorbs beginnen lässt, der die Imkerei revolutioniert.

Sie wechselt dann ins Jahr 2007 nach Ohio, USA zum Imker George und seinem Kampf gegen das Bienensterben, und endet im China des Jahres 2098, wo Arbeiterinnen wie Tao von Hand die Blütenbäume bestäuben, denn Bienen gibt es längst nicht mehr.

Britta Heinemann, eine Literatur-Journalistin, berichtet in einem Interview (WAZ 1.11.2018) dass für Maja Lunde – die drei Söhne hat, denen sie das erste Buch auch widmet: „Für Jesper, Jens und Linus“, die Ende 2017 acht, zehn und dreizehn Jahre alt sind – die Sorge darum, in welcher Welt sie einmal leben werden, die „größte Antriebskraft“ für ihren Roman-Aktivismus darstellt.

Maja Lunde sagt:

Als ich mit dem Roman anfang, dachte ich noch nicht an Fortsetzungen. Aber plötzlich öffneten sich so viele Türen, ich hatte so viele Ideen und Charaktere, die der Natur nahe waren.

Im zweiten Roman, *Die Geschichte des Wassers*, der 2018 als *bib* erschien, spielt das Wasser-Werk, wie schon im Debüt-Roman, auf mehreren Zeitebenen, und hat u.a. die Wasserknappheit in verschiedenen Weltgegenden und den Kampf um das Trinkwasser zum Thema (um nicht gleich mit Harald Welzer von den kommenden „Kriegen“ um das kostbare Lebenselixier zu sprechen).

Und auch im dritten Roman, der von bedrohten Tieren und dem Artensterben

handelt, reisen wir zurück und in die Zukunft: Russland im Jahre 1881, die Mongolei 1992 und Norwegen 2064 sind Orte und Zeiten.

Erscheinungstermin des dritten Bandes soll der August 2019 sein.

Ich werde als humanistisch inspirierter Leser der Autorin verbunden bleiben, die in romanhafter Form auf die große Bedeutung des Erhalts der Biosphäre für die Zukunft der Menschheit hinweist, und insofern für Themen der Politischen Ökologie sensibilisiert – was auch dringend geboten ist.

Viel wurde jüngst über das große Insektensterben berichtet. Bienen zählen bekanntlich zu den fleißigsten unter ihnen.

Deshalb haben die Vereinten Nationen (UN) den 20. Mai 2018 erstmals zum *Weltbienentag* ausgerufen.

Ich muss sagen, dass es mich als in Oberbayern aufgewachsenem Menschen, aber jetzigem „Flachlandtiroler“, wie mich meine Schwester Inge immer spöttisch nannte – gefreut hat, dass in Bayern ein Volksbegehren zum Bienenschutz innerhalb von nur zwei Wochen 18 Prozent aller Stimmberechtigten mit dem Titel *Artenvielfalt und Naturschutz in Bayern* unterschrieben haben und so diese von der Ökologisch-Demokratischen Partei (ÖDP) gestartete und von den Grünen und dem Landesverband für Vogelschutz mitgetragene Aktion zum erfolgreichsten Volksbegehren in der Geschichte des Freistaats gemacht haben (*DER SPIEGEL* 8/2019).

Denn das Schwinden von Käfern, Hummeln, Fliegen und Faltern ist Teil einer gewaltigen Ökokatastrophe:

Der Mensch hat das 6. große Massensterben der Erdgeschichte ausgelöst. Vergleiche dazu das 2015 mit dem *Pulitzer-Preis* ausgezeichnete Buch von Elisabeth Kolbert *Das 6. Sterben. Wie der Mensch Naturgeschichte schreibt*. Es ist 2015 im *Suhrkamp Verlag* erschienen. Wie keine andere Gattung haben wir Menschen das Leben auf der Erde verändert. Die renommierte Journalistin erklärt, wie es dazu kommen konnte. Sie macht uns so zu Zeugen dramatischer ökologischer Ereignisse auf unserem Planeten.

Die fünf vorherigen Massensterben wurden durch Naturereignisse verursacht, etwa durch Supervulkane oder Asteroideneinschläge.

Diesmal ist der Mensch selbst die Naturge-

walt. Daher auch die Rede vom *Anthropozän*, dem vom Menschen gemachten Erdzeitalter, das das Holozän als letztes von der Natur bewirktes Erdzeitalter abgelöst hat.

Im *SPIEGEL* (8/2019) heißt es dazu:

Etwa die Hälfte der Erdoberfläche haben wir [Menschen] schon nach Gutdünken umgestaltet. Der Gewinn ist vielerorts ein bequemes Dasein, Wohlstand und billige Lebensmittel. Der Preis ist die Gefährdung jener fragilen Biosphäre, die wir zum Leben brauchen, – wir und vor allem unsere Kinder, Enkel und Urenkel.

Nicht zufällig ist in Radfahrerkreisen die Rede von der „enkeltauglichen Lebensweise“ des Radfahrens, was ich als „lebenslänglicher“ Radfahrer natürlich gerne höre.

Nebenbei bemerkt, es gibt einen, wenn auch schwachen Trost, der in der Äußerung eines Insektenkundlers liegt, der da sagte:

Die Honigbiene ist ein Haustier, so lange es Imker gibt, wird sie nicht aussterben.

Das kann ich aus eigener Anschauung nur bestätigen:

In unserem „alten Garten“ in Duisburg, gepachtet von der „Eisenbahner-Landwirtschaft“ der DB, gab es einen Imker, der uns Gartenfreunde in sein Imker-Haus mit mehreren Bienenstöcken und Bienenvölkern eingeladen und einen anschaulich-konkreten Vortrag gehalten hat, dem wir als Eltern wie auch unsere beiden Söhne mit Spannung zusahen und zuhörten.

Und in unserem „neuen Garten“ – Grundstück in Mülheim an der Ruhr haben Garten-Nachbarn einen neuen Bienenstock eingerichtet, der stark befliegen wird.

Damals gab es noch nicht das großformatige und großartige Sachbuch *Bienen* des Polen Piotr Socha, ein Bilderbuch für Kinder ab 6 Jahren.

„Die Bienen sind so alt wie die Dinosaurier.“ So beginnt das schöne Sachbuch zum Vor- und Selber-Lesen, aber vor allem zum anschauen. Der Autor beschreibt nicht nur die Geschichte der „Bienen“, er illustriert sie auch so üppig und honigsüß, dass man sich daran nicht sattsehen kann.

Er zeigt alle Facetten der fleißigen Biene, wie sie lebt und tanzt. Er erzählt, wie die alten Griechen den Honig als Speise der Göt-

ter verehrten. Der Autor lässt auch die Schattenseiten der modernen Landwirtschaft nicht aus: das Bienensterben. Mit der Folge, dass Imker auf die Dächer der Städte ziehen (oder in die Gärten in den Städten.)

Aus dem Polnischen von Thomas Weiler. Erschienen im *Gerstenberg-Verlag*. 80 Seiten. Das habe ich meinem Enkelsohn Anton, von mir Toni genannt, in Berlin zum 6. Geburtstag geschenkt.

Nochmal zu LUNDE's Büchern:

Viele der absurden Horrorszenarien, die Lunde aufgreift, sind bereits Wirklichkeit. In China müssen heute schon Menschen auf Bäume steigen, um per Hand die Blüten zu bestäuben. D.h. „die Zukunft hat schon begonnen“ (Robert Jungk) und ist in Wahrheit bereits schreckliche Gegenwart.

Bei soviel Schrecken kann Lesen auch als Verdrängungsmöglichkeit dienen: es ist die menschliche Heuchelei, sich betroffenen Bücher zu kaufen, und dann mit dem SUV nach Hause zu fahren. Und es ist viel zu einfach, sich über diese Heuchelei zu echauffieren – weil es eben doch auch das „richtige Lesen im falschen Leben“ gibt!

(Leider gab es ja nach Theodor W. Adorno „kein richtiges Leben im falschen“!)

Was Lunde gelingt, ist, das Versagen der Menschheit als Versagen des Menschen darzustellen, als Unvermögen jedes Einzelnen, über seine eigenen, nächstliegenden Bedürfnisse hinauszusehen.

Lundes Bücher malen das Anthropozän in gewisser Weise aus, zeigen plastisch, was es heißt, wenn der Mensch sich die Welt untertan macht – wie es dem alttestamentarischen, göttlichen Auftrag ja entspricht: Macht euch die Erde untertan! – und nichts dagegen tun kann, weil er eben Mensch ist. Der Mensch als solcher wird bei Lunde zum Problem!

ANTISEMITISMUS UND BUNDESJUSTIZ

Ich habe weiter oben ja schon auf die Äußerungen des neuen Antisemitismus-Beauftragten der Bundesregierung, Herrn Klein hingewiesen.

Als aktuelle Ergänzung dazu lese ich gerade die dpa-Meldung aus Düsseldorf, dass die SPD sich für eine Meldepflicht bei antisemitischen Vorfällen einsetzt (WAZ 20.2.2019).

Wegen zunehmender Judenfeindlichkeit in Deutschland regt die SPD-Fraktion des Landtags eine Meldepflicht für antisemitische Vorfälle an nordrhein-westfälischen Schulen an. Entsprechende Vorkommnisse sollten aber nicht an Polizei oder Justiz gemeldet werden, sondern zunächst an die neue NRW-Antisemitismus-Beauftragte Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP).

Diese war im rot-grünen Kabinett unter Kanzler Gerhard Schröder Ministerin für Justiz, ist aber wegen dem „großen Lauschangriff“ unter Protest vorzeitig aus diesem Amt ausgeschieden.

Sie zählt nach wie vor zum freiheitlich-liberalen Flügel der FDP – wie auch der inzwischen hochbetagte Altliberale Gerhart Baum, der mir schon in Berliner Studentenzeiten durch seine eigenständigen, linksliberalen Äußerungen angenehm aufgefallen war.

Ich habe hier in der Nachbarschaft ein befreundetes Juristenpärchen, die in der Vereinigung Kritischer Juristen sind, und sich um Angelegenheiten aus dem Arbeits- und Sozialrecht kümmern.

Auch für sie ist das aktuelle Buch zum Thema: *Justizpalast*, einem Roman von Petra Morsbach – das ich vorher schon erwähnt habe – von Interesse, überhaupt für alle am Themenkomplex Interessierte eine Empfehlung.

Auch für mich als aufgeklärtem Humanisten in der Gegenwart wegen der „Unabhängigkeit der Justiz“ einen Aspekt beleuchtend, der in seiner Bedeutung für eine funktionierende Demokratie unter dem Stichwort der Gewaltenteilung neuerdings wieder stärkere Beachtung verdient.

Es ist aber auch darüber hinaus lesenswert wegen der vielen im Buch als „Roman“ dargestellten menschlichen Stärken und Schwächen, sowohl bei den Amtsträgern und als auch bei den Rechtsuchenden.

„So einen profunden Blick in den deutschen Justizapparat gab und gibt es bisher nicht“, sagte Heribert Prantl in seiner Laudatio zur Verleihung des *Wilhelm-Raabe-Literaturpreises* im November 2017 an die Autorin und ans Publikum gerichtet.

Hier kann ich eine kleine persönliche Anekdote anschließen: mein Freund Jürgen aus den Berliner Studienjahren, den es der Liebe we-

gen in die Toskana nahe Florenz verschlagen hat, seines Zeichens Mathematiker, aber auch energisch sein Recht im Streitfall vor Gericht Suchender.

Weswegen ich ihm schon mal zwischen- durch zu seinem Übereifer die einschlägige Novelle von Heinrich von Kleist zur Lektüre vorschlug. Ihr Titel: *Michael Kohlhaas*, der in seinem Streben nach Gerechtigkeit wegen erlittener Ungerechtigkeit jedes menschliche Maß verliert, daher zu „einem der rechtschaffendsten und zugleich fürchterlichsten Menschen seiner Zeit“ wird, wie Kleist schon eingangs schreibt.

Ich glaube aber, Jürgen hat sie nicht gelesen, weil er zu beschäftigt war, seine Angelegenheit vorzubereiten, um sie vor der höchsten zivilrechtlichen Instanz, dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe zu vertreten.

In dem Rechtsstreit ging es zuletzt vor dem Landgericht Duisburg um seine Äußerung der Richterinnen gegenüber, sinngemäß, wenn sie so weitermache, geriete sie noch auf die schiefe Bahn, da müsse man doch etwas dagegen tun.

Dieser von ihr als „Schmähekritik“ empfundene Angriff wurde aber letztinstanzlich von den obersten Richtern als durch das Grundrecht der Meinungsfreiheit gedeckt gewertet und insofern ihre Klage dagegen abgewiesen.

Das hat meinen Freund Jürgen natürlich sehr gefreut. Ihn aber in seiner Existenz als „Prozess-Hans“, wie man in Bayern sagen würde, nur noch mehr bestärkt – aber hoffentlich auch in seinem Glauben an das deutsche Rechtssystem!

NOCHMALS: SAUL FRIEDLÄNDER

Der von mir sehr geschätzte, inzwischen hochbetagte Überlebende des Holocaust und nachmaliger Historiker desselben, hielt am Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz (27. Januar) im Bundestag eine Rede auf Deutsch, seiner Muttersprache, die er aber Jahrzehnte vergessen und nicht mehr gesprochen hatte:

Er sagte, Antisemitismus sei nur eine der Geißeln, von denen jetzt eine Nation nach der anderen schleichend befallen werde, dazu geselle sich ein neuer, aggressiver Nationalismus, und Beidem müsse sich Deutschland – das sich seit dem Krieg demokratisch gewandelt habe – entgegenstellen.

Er warnte vor Judenhass und alten und neuen Verschwörungstheorien, die vor allem bei Rechtsradikalen populär seien.

Linke hingegen versteckten ihre Vorbehalte hinter überzogener Kritik am Staat Israel.

Selbstverständlich ist es legitim, die israelische Regierung zu kritisieren. Aber die schiere Heftigkeit und das Ausmaß der Angriffe sind schlicht absurd und enthalten den Beigeschmack eines notdürftig verhüllten Antisemitismus.

Besonders berührend an Friedländers Rede fand ich seine ganz persönlichen Worte, die er am Ende seiner beschwörenden Rede zu seinem eigenen Schicksal als Kind der verfolgten Familie Friedländer fand. Seine Eltern brachten ihn im „Vichy Frankreich“, d.h. der nicht von den Deutschen besetzten Region in einem Internat unter. Als er ausriss, schickten sie ihn zurück.

Was ging wohl in ihnen vor, als sie sahen, wie ihr kleiner Junge, – der sich mit Händen und Füßen wehrte, weil er bei ihnen bleiben wollte – aus ihrem Zimmer entfernt wurde? Es war unsere letzte Begegnung.

Das Kind mitzunehmen bei ihrer Flucht in die Schweiz, im September 1942 schien Vater und Mutter zu gefährlich. Die Schweizer Grenzpolizei verhaftete sie und schickte die Eltern zurück nach Frankreich, von wo sie nach Auschwitz deportiert und ermordet wurden.

Die bittere Ironie dieser Geschichte ist es, dass ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt die Schweizer flüchtende Paare mit kleinen Kindern aufgenommen hätten.

Die Rede ist im Internet als „audio-file“ und auch in den Bundestags-Drucksachen nachzuhören und zu lesen.

Ein langjähriger Freund (und Altmietler) im Hause, ebenfalls ein „Jürgen“, zehn Jahre jünger als ich, aber weniger vom Glück verfolgt bei der akademischen Jobsuche als Diplom-Sozialwissenschaftler, hat mich auf ein Interview mit Samuel Salzborn im SWR 2 aus Anlass des Erscheinens seines neuen Buches aufmerksam gemacht. Er ist inzwischen Professor für Antisemitismus-Forschung an der TU Berlin.

Globaler Antisemitismus. Eine Spurensuche in den Abgründen der Moderne. Es kam 2018 heraus.

Der Autor sieht in *Nine-eleven*, dem Terroranschlag auf die Twin Towers in New York 2001, den Auftakt zu einem globalen Antisemitismus.

Das ist jetzt 18 Jahre her und es hat sich nichts daran geändert. Im Gegenteil:

Wenn man da rational, mit Vernunftgründen drangeht, dann ist das geradezu eine Paradoxie der Moderne, dass Irrationales geglaubt wird, dem man mit rationalen Argumenten kaum beikommen kann.

Es gibt keine Alternative zur Aufklärung.

Es gibt keine Alternative zur Bildung. Aber „bildende Aufklärung“ allein reicht nicht.

Es brauche zum Beispiel eine konsequente Anwendung unserer Gesetze, wenn Straftaten begangen werden. 2005 gab es in Deutschland eine Reihe antisemitischer Demonstrationen, auf denen sich Rechtsradikale und linksradikale „Antiimperialisten“ zusammentaten, über ihre ansonsten gegensätzlichen Anschauungen hinaus. Diese Entwicklung findet Salzborn besonders beunruhigend.

Dazu kommt die antisemitische Hetze im Internet, dessen Medium den Vereinfachern, den Vertretern einfacher Botschaften, dem Verlautenlassen von Schlagwörtern ein ideales Forum der Beeinflussung bietet.

Zusammen mit entsprechenden Bildern: z.B. zeigen die immer wieder den Flugangriff auf die Twin Towers als Symbol des US-amerikanischen, ja weltweiten Kapitalismus, hinter dem das Judentum stehen soll.

Ich habe dieses Interview als „Weckruf“ empfunden gegen besorgniserregende zeitgenössische antihumanitäre Tendenzen, denen Einhalt geboten werden muss im Namen von Menschlichkeit und gleicher Freiheit, zum Schutz der Menschen im Sinne der allgemeinen Menschenrechte!

Ich habe ja weiter oben schon beschrieben, dass ich von dem NS-Thema der Menschenverachtung und Judenvernichtung – davon einmal aus familiären Gründen durch meine Nachforschungen ergriffen – mein Leben lang nicht mehr loskommen werde.

Entsprechend sehen meine Lektüren dazu aus. Zwei Bücher möchte ich herausgreifen:

Den Roman des israelischen Autors Yis-hai Sarid, *Monster*, aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, 2019 im Verlag *Kein und Aber*, Zürich und Berlin erschienen, in dem

es um die in Israel selbst geübte Erinnerungskultur an den Holocaust geht, und die vom Helden des Romans begleiteten Israelis an die Stätten der Vernichtung der europäischen Juden.

Der ganze Roman ist in der Form eines fiktiven Briefs dieses „Tour Guides“ an den Direktor der zentralen Gedenkstätte Yad Vashem gerichtet.

An dessen Ende steht eine Eskalation, bei der jener im Vernichtungslager Treblinka einen deutschen Dokumentarfilmer mit einem Faustschlag niederstreckt.

Der Mann schildert seinem ehemaligen Chef, wie er jahrelang Schulklassen, Soldaten und Touristen durch NS-Gedenkstätten geführt hat, und wie unterschiedlich diese mit der Erinnerung an den Holocaust umgehen.

Nach und nach zeigt sich aber, dass seine Arbeit nicht spurlos an ihm vorübergeht, denn das Grauen der Geschichte entwickelt einen Sog, gegen den keine akademische Distanz ankommt. Zum Beispiel in der quälenden Frage, wie hätte ich, wie hättest du gehandelt?

Am Ende wollen alle in erster Linie aus dem Holocaust – und dem Gedenken daran – einen Nutzen für sich selbst ziehen. Als der Erzähler das erkennt, wird er vom Beobachter zum Akteur und der Kreislauf der Gewalt vollendet sich.

Ich habe sofort nach der Lektüre meinem Freund Christoph, der für die Grünen seit den Nullerjahren Bildungsfahrten nach Krakau und Auschwitz organisierte „zur Vergegenwärtigung“ – an einer solchen nahm ich auch einmal teil – und inzwischen auch Israel-Fahrten durchführt, dieses Buch zur Lektüre empfohlen, denn es berührt zentral seine ehrenamtliche Tätigkeit – nur von der anderen Seite aus, der Seite der Nachkommen der deutschen Täter.

Ein zweites Buch, auch aus dem NS-Themenkreis, habe ich ihm ebenfalls „ans Herz gelegt“, nämlich die Studie von Stefan Kühl, Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld, erstmals erschienen 2014, als *Suhrkamp Taschenbuch Wissen-schaft* 2018:

Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust. Im Grunde versucht Kühl in seinem Buch die Beantwortung der Frage, wie „Ganz normale Männer...“, so die Fragestellung bei Christopher Browning

oder „Ganz normale Deutsche...“, wie Daniel Goldhagen die Frage anging, zu Massenmördern werden können.

Seine verblüffende Antwort – sie steht in Kurzfassung auf der Rückseite des Buches:

Organisationen, die sich auf Foltern und Töten spezialisieren, funktionieren nicht grundsätzlich anders als Organisationen, die Kranke pflegen, für Eiscreme werben, Schüler unterrichten oder Autos bauen.

Und das gilt für ganz normale Menschen, seien sie nun „Deutsche“ oder „Männer“, oder beides zugleich, die in solchen mörderischen Organisationen tätig sind, wie in den Einsatzgruppen, bei der SA, der SS und der Ordnungs-Polizei bzw den Polizei-Reservebataillonen, bei welchen mein Vater fast die ganzen Kriegsjahre tätig war.

HARALD WELZER

Obiges hat Harald Welzer, ein Sozialpsychologe, Jahrgang 1958, auf den ich durch sein Buch *Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis* von 2002 aufmerksam wurde, auch schon so gesehen oder zumindest geahnt, als er 2005 sein Buch im *Fischer Verlag*, Frankfurt am Main herausbrachte: *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden.*

Darin untersucht er Taten aus dem Holocaust (und aus anderen Genoziden) in ihrem jeweiligen sozialen und situativen Rahmen und zeigt, wie das Töten innerhalb weniger Wochen zu einer Arbeit hatte werden können, die erledigt wurde wie jede andere auch.

Hierin steht er Kühl sehr nahe, der ja gerade den institutionellen Rahmen für das Töten und Morden in den verbrecherischen NS-Einrichtungen für ausschlaggebend hält.

Harald Welzer widmet sein Buch Raul Hilberg

[der] einer der ersten war, der sich systematisch mit der Geschichte des Holocaust befasste. 1948 wählte er dieses Thema für seine Dissertation aus, nicht ahnend, dass es sein künftiges Leben bestimmen sollte.

Aufgrund der von den USA beschlagnahmten deutschen Akten legte er 1961 seine umfassende Darstellung der Genozid-Politik Hitlers und seiner Mittäter vor, mit der er zunächst allein dandand:

„Die Vernichtung der europäischen Juden.“ Sein großes Werk, in dem er den bürokratischen Charakter des Vernichtungsprozesses und die überwiegend passive Rolle der jüdischen Opfer betont, ist bis heute ein unentbehrliches Standardwerk geblieben.

Seine folgenden Publikationen haben immer wieder die Forschung fruchtbar beeinflusst, z.B.

„Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden.“

„Die Quellen des Holocaust. Entschlüsseln und interpretieren.“

„Unerbetene Erinnerung. Der Weg eines Holocaust-Forschers.“

Welzer selbst hat im Weiteren die Frage umgetrieben: Was ist bloß aus unserer Zukunft geworden?

Es sei höchste Zeit, dass sich jeder und jede überlegt, wie wir eigentlich leben wollen – damit die Zukunft wieder ein Versprechen und keine Bedrohung ist.

Sein Taschenbuch von 2014 soll ein Leitfaden dazu sein: *Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand*. Es zeigt, wie viele konkrete und attraktive Möglichkeiten es bereits jetzt gibt, zum politischen Handeln zurückzufinden und sich wieder ernst zu nehmen.

Ganz in diesem Sinn hat er die *Stiftung Zukunftsfähigkeit – Futurzwei* gegründet, deren Direktor er ist. Mit ihr hat er schon verschiedene Auftritte gehabt, z.B. auf dem alljährlichen Polit-Palaver „taz-Lab“ in Berlin, das ihn auch wieder im April 2019 zu Gast hat.

Über das o.g. Buch hat Nils Minkmar, der *SPIEGEL*-Journalist damals geschrieben, es käme genau zur richtigen Zeit. Und „es dürfte eines der wenigen zeitkritischen und engagierten Sachbücher sein, bei dem man öfters mal lachen muss.“

Welches Lob mir als Humanist und Humorist besonders gut gefällt.

STADTTEIL-KULTUR

Ich möchte hier einmal eine Lanze brechen für die örtlichen politischen und kulturellen Initiativen, die es natürlich auch in der Halbmillionen-Stadt Duisburg gibt.

Eine davon ist der *Klüngel-Klub Hochfeld e.V.*, ein Verein von Hauseigentümern, der sich für die Entwicklung in diesem sog. Problemstadtteil engagiert, z.B. mit gut besuch-

ten Stadtteilsten und der Entwicklung eines Leitbildes für seine Tätigkeiten im Wohnquartier, angeregt von Thomas Rensing.

Ich bin seit Jahren selbst aktives Mitglied im Klüngel-Klub und habe die Veranstaltungsreihe *Respekt Hochfeld* mitgetragen, die auch gut dokumentiert ist.

Hierzu gehört auch der befreundete *Zukunftsstadteil e.V.* des Dr. Michael Willhardt, der die Reihe *Thekenlatein. Gespräche und Kultur am Tresen* gegründet hat, bei denen in lockerer Folge mit Gästen aus Politik und Gesellschaft diskutiert wird.

Dort habe ich auch den Abend mit Gunter Demnig erlebt, dem Konzept-Künstler der *Stolpersteine*, über die ich schon berichtet habe, einschließlich meines eigenen Engagements dabei.

Der Alt-Professor Werner Ruhnau, geboren 1922 in Königsberg und politischer Aktivist unter den Architekten, der auch viel im Ruhrgebiet und in NRW als solcher tätig war, z.B. in den 50er Jahren für das Theater Gelsenkirchen, in den 80er Jahren für die Werkbund-Siedlung Oberhausen-Altstadt, und danach den Umbau des Grillo-Theaters in Essen und des Ebertbades in Oberhausen bewerkstelligte.

Der hat sehr beschwingt und belebend über sein Engagement als Botschafter der Theaterarchitektur berichtet, für das er 2012 mit 90 Jahren das Bundesverdienstkreuz erster Klasse erhielt.

Michael Willhardt schreibt zu seiner Veranstaltungsreihe:

Mit der Veranstaltung „Thekenlatein“ wollen wir zur Reputation eines zu Unrecht geschmähten Ortes beitragen [...] Der Zukunftsstadteil Duisburg-Hochfeld ist ein Versuchslabor für Zuwanderung. Seit Beginn seiner Existenz ist Veränderung die Konstante. Ein besonders in den letzten Jahren permanentes Kommen und Gehen von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen stellt Fragen nach Identität und Heimat*, nach Entstehung und Veränderung von urbaner Gesellschaft.

Die Szene in Hochfeld ist nicht bestimmt von den Reichen und Schönen, mehr von Armen und Verfolgten. Dem spannenden Schmelztiegel der Ethnien fehlen Fürsprecher.

Von unseren Tresengesprächen mit wich-

tigen Persönlichkeiten profitieren alle Seiten. Der Gast besucht eine fremde Welt und bringt seine gelebte Biographie, seine Lebenserfahrung und Reputation in unseren Stadtteil.

Veranstaltungsort ist die Traditionskneipe „Alt-Hochfeld“.

Angeschlossen an den „Zukunftsstadtteil“ ist das *Institut Z. Für Migration und Quartiersentwicklung*.

Hier wird aus eigener Initiative und in Eigenregie die Erforschung des Stadtteils und die Befragung seiner BewohnerInnen betrieben.

So ist es kein Zufall, dass zuletzt Peter Finke zu Gast beim „Thekenlatein“ war, aus Anlass seines neuen Buches *Lob der Laien. Eine Ermunterung zum Selberforschen*, das 2018 im *oekom-Verlag* in Bielefeld erschien.

Finke, Jahrgang 1942, also auch einer aus der Alt-68er Generation, war 25 Jahre lang Professor für Wissenschaftstheorie an der Uni Bielefeld.

2005 bat er aus Protest gegen die von der Politik europaweit verordnete sog. Bologna-Reform der Universitäten um seine vorzeitige Versetzung in den Ruhestand.

In seiner Polemik gegen den etablierten Wissenschaftsbetrieb der „Eliten“ und für das unterschätzte Wissen der Laien finden sich m.E. Berührungspunkte mit Frieder Otto Wolf's Wissenschaftskritik.

ENKELTAUGLICHE LEBENSWEISE

Den Anspruch, eine „enkeltauglich Lebensweise“ zu praktizieren, fand ich erstmals in Anzeigen, z.B. in der *taz* formuliert, die für politische Radreisen warben.

Link: <politische-radreisen.de>.

Als passionierter Radfahrer – mein Freund Ingo aus Berlin meint ja sogar, ich sei ein „kategorischer Radfahrer“, siehe seinen für mich gebastelten Pokal im Jubiläumsjahr: 200 Jahre Fahrrad 1817-2017 – hat mich diese proklamierte Verbindung von „Fahrradfahren“ und „Enkeltauglichkeit“ natürlich sehr gefreut.

Mein Enkelsohn Anton, damals keine drei Jahre alt, flitzte mir auf dem Bürgersteig mit seinem ersten Laufrad (wie weiland ein Herr

Drais) dermaßen weg, dass ich es mit der Angst bekam, er könnte womöglich an der nächsten Kreuzung Schaden nehmen.



Ich konnte als bejahrter „Opahelmut“ dem nicht folgen, aber die Petra, beherzt, wie sie in solchen Situationen ist, jagte ihm zu Fuß hinterher und konnte ihn noch rechtzeitig stoppen.

Nichtsdestotrotz war ich natürlich stolz wie Oskar, dass mein „Toni“ – wie ich ihn nenne, weil in Bayern alle Antons „Toni“ gerufen werden – diese erste Form des Fahrradfahrens, damals vor 200 Jahren – und heute wieder entdeckt als sinnvollerer Erstgeführt als die zu meiner Jugendzeit üblichen „Fahrrädern mit Stützrädern“, mit denen man überhaupt nicht vernünftig das Gleichgewichtsgefühl fürs Fahrradfahren erlernen konnte.

Dieses erste und wichtigste „Fahrgefühl“ hatte mein Toni schnell heraus und beherrscht sein Fahrrad, inzwischen mit Kette, Kurbel und Pedalen versehen, traumwandlerisch sicher.

Vielleicht hat er ja mit den Vielen seiner 2000er Generation das „Glück der späten Geburt“ und kann noch erleben, dass das Fahrrad als Fortbewegungsmittel das Auto „überholt“, zumindest in den großen Städten. Anzeichen dafür gibt es gegenwärtig ja schon reichlich.

Und ich dachte bei mir, es muss doch was dran sein, wenn in der Psychologie die Rede davon ist, dass sich in Familiensystemen oft Traditionen und praktizierte Lebensweisen im Übersprung einer Generation, von der ersten auf die dritte, also von Großeltern zu Enkeln „vererben“.

Aber das ist sicher auch nicht die ganze Geschichte, denn unsere zwei Söhne haben ih-

* So heißt auch eine Szene-Kneipe dort „Heimat Hochfeld“.

re ganze Kindheit und Jugend den Papa, den sie aber immer nur „Helmut“ nannten und nennen, tagtäglich mit dem Rad unterwegs erlebt, zur Arbeit fahrend, Erledigungen der Haus- und Familienarbeit mit dem „Drahtesel“ bewältigend, und auch die vielfältigen Freizeitaktivitäten sportlicher Natur damit absolvierend, z.B. mit dem Rad zum Schwimmbad oder Badeseesee und nach dem Schwimmen wieder zurück mit dem Rad. Die Beiden sind Fahrradfahrer geworden und sind es bis auf den heutigen Tag auch geblieben. Das „gelebte Ethos“, vom Berliner Sozialphilosophen Helmut Fleischer hervorgehoben, das wirkmächtiger sei als viele moralische Appelle, hat da wohl seine segensreiche Wirkung entfaltet.

Aber auch mein tagtägliches Mitmachen bei der Haus- und Familienarbeit zeigte ihnen – ohne viel Worte – dass diese immer wiederkehrenden Tätigkeiten nicht nur die Sache der Frau, sondern auch des Mannes sind, und so ganz selbstverständlich im gelebten Alltag geteilt werden.

Jede*r kennt ja den Spruch: „Die Liebe hört niemals auf“, ich glaub, der ist aus der Bibel, aber in Wahrheit hört natürlich nur die Haus- und Familienarbeit niemals auf – worin selbstredend auch so was wie „Liebe“ versteckt sein kann, von Hausfrauen wie von Hausmännern.

Das *Fischer Taschenbuch Wissenschaft* von Helmut Fleischer dazu heißt *Ethik ohne Imperativ. Zur Kritik des moralischen Bewusstseins*.

Und das hat m.E. viel mit einem „praktischen Humanismus“ zu tun, wenn man die überaus positiven Auswirkungen einer solchen Lebensweise bedenkt, nicht zuletzt die für bessere Luft in der Stadt. Aber nicht nur das, sondern auch für die eigene Gesundheit und den Geldbeutel, nicht zu vergessen!

In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals das *Reclam*-Bändchen von 2013 erwähnen, „Eine Geschichte des Gehens“, mit dem Titel: *Zu Fuß*, verfasst von Johann-Günther König, der klar macht, dass die Menschen seit Menschengedenken zu Fuß unterwegs waren, und nur in der allerjüngsten Gegenwart, nicht zuletzt bedingt durch die digitale Revolution, bald schon keinen Fuß mehr vor die Tür setzen müssen. Der Autor plädiert aber dafür, z.B. in der „Fußgänger-Stadt“ der „festgeses-

senen Zeit“ ade zu sagen, und wieder mehr „analoge“ Begegnung im öffentlichen Raum zwischen Mensch und Mensch zu ermöglichen. (Jan Gehl, mit der menschenfreundlichen Stadt lässt grüßen.)

FÜR EIN NEUES ACHTUNDSECHZIG

Der von mir spät in Duisburg – zunächst als betagter Fahrradfahrer! – entdeckte Publizist Oskar Fahr, der um einige Jahre älter als die Alterskohorte der 68er ist, der aber aus Sympathie zu ihr eine „Datei über 1968“ angelegt hat, sagte schon zum wiederholten Male zu mir, als ich ihm von meinem *Bericht eines Alt-68er Humanisten* erzählte:

„Wir brauchen ein neues, ein zweites Achtundsechzig!“, und zwar gegen alle Bestrebungen von Rechts, die die „rot-grün versiffte 68er Zeit“ (Jörg Meuthen, AfD) und ihre Folgen auf den Misthaufen der Geschichte werfen wollen.

So sinngemäß auch die Rechten in CDU, CSU und FDP, Spahn, Dobrindt und Lindner in ihrer öffentlichen Rede von der „konservativen Revolution“, die dringend geboten sei. Und weiter:

Dieser damals weltweite Protest und Aufbruch für neue Arbeits- und Lebensformen und eine solidarische Politik muss in der Gegenwart erneuert werden, um den autoritären, nationalistischen und antisemitischen Tendenzen, kurz, den Antidemokraten entgegenzutreten.

Und dagegen aufzubegehren, dass Politiker der „Alternative für Deutschland“, der AfD die „Kultur der Erinnerungsarbeit um 180 Grad zurückdrehen“ wollen (Bernd Höcke) oder die Menschheitsverbrechen des Nationalsozialismus als „Vogelschiss“ der deutschen Geschichte abtun wollen (Alexander Gauland).

FAZIT: MEIN WERDEGANG ZUM HUMANISTEN

Im Grunde war es eine unabgeschlossene und auch nicht abschließbare lebenslange Suchbewegung, die mich, ausgehend von den theoretisch-inhaltlichen und von den lebenspraktischen Impulsen aus der Studentenbewegung – nämlich geistige Horizonterweiterung als Aufbruchsstimmung, und Versu-

che einer veränderten Lebensführung als Umbruchsstimmung – dazu brachte, mir Gedanken darüber zu machen, welcher Partei oder Organisation ich wohl am besten beitreten sollte:

Stichworte sind hier die SEW und die GIM als Einstiegs- und Übergangsstationen, bis ich schließlich über die *Erst Klarheit, dann Wahrheit*-Gruppe und die Auflösung der daraus entstandenen *Sozialistischen Initiative* bei der *Alternativen Liste Berlin* und schließlich, nach meinem Umzug nach Duisburg, bei den *Grünen NRW* landete.

Bei denen war ich von 1983 bis 1998 Mitglied, bis ich wegen deren Zustimmung zum militärischen Eingreifen im Balkankrieg mit anderen aus der grünen Partei austrat.

Danach intensivierten sich meine Kontakte zum *Humanistischen Verband Deutschlands* (HVD), mit Aktiven in Duisburg und zum HVD-NRW mit Sitz in Dortmund. Zuvor hatte ich, beginnend noch in Berlin am Psychologischen Institut der FU, Frieder Otto Wolf kennengelernt und seitdem lockeren Kontakt zu ihm gehalten, der dann in den Nullerjahren sein Hauptwerk *Radikale Philosophie. Aufklärung und Befreiung in der neuen Zeit* (2002) veröffentlichte.

In diese letzte Dekade des alten und erste Dekade des neuen Jahrhunderts fielen auch – nach dem Tod meiner Mutter in 1991 – meine verstärkten Nachforschungen zur Tätigkeit der Eltern im „3. Reich“ über amtliche Dokumente und sonstige offizielle Quellen.

Ergebnis war meine Teilnahme an zwei Dialogseminaren der Initiative *One by One* im März 2001 und im Oktober 2003 in Berlin, die zwischen den Nachkommen der NS-Täter und den Nachkommen der NS-Opfer den Dialog über den Abgrund der Geschichte versuchten.

Das hatte wiederum zur Folge, dass ich im April 2004 an einer Studienfahrt (als meinem ersten Bildungsurlaub) teilnahm:

Standort Auschwitz – Vergewisserung und Vergegenwärtigung, geleitet vom Grünen Christoph Speier, der mir dadurch zum Freund wurde.

Hierauf schloss sich folgerichtig mein Besuch der Vorlesungsreihe von Frieder Otto Wolf an der Urania in Berlin (2007) an, überschrieben mit *Humanismus für das 21. Jahrhundert* – meinem zweiten und letzten Bildungsurlaub in all den Berufs Jahren.

Ich habe dann im Rahmen des Verbandes an verschiedenen Veranstaltungen teilgenommen, etwa zur Diskussion des neu formulierten *Humanistischen Selbstverständnisses*, 2015 veröffentlicht, und – vor dem Hintergrund meiner beruflichen Erfahrungen – „Humanistische Lebensberatung“ angeboten und ehrenamtlich durchgeführt.

Es folgte die zweijährige Episode im *Büro Ruhr West* des HVD-NRW mit Sitzungen des *Humanistischen Forums*, das inzwischen von Interessierten nach Schließung des Büros weitergeführt wird.

Ich meine, dass angesichts der Beteiligung meiner Eltern an den Verbrechen des Nationalsozialismus, der damit verbundenen Menschenverachtung und Menschenvernichtung, die einzig vernünftige und menschenfreundliche Antwort nur ein Humanismus sein kann, der die gleiche Freiheit und Würde für alle „Menschenkinder“ als seine konkrete Utopie anstrebt.

Von daher hat sich auch mein Engagement für die *Stolpersteine* ergeben und sind meine sonstigen ehrenamtlichen Tätigkeiten, zuletzt die Patenschaft für einen Flüchtling aus Afghanistan über die *Bürgerstiftung Duisburg* motiviert.

Was die lebenspraktischen Veränderungen betrifft, wie z.B. das jahrelange Leben in verschiedenen Wohngemeinschaften (WGs) oder die Ablehnung vieler von uns Studenten als „bürgerlich“ abgelehnter Gepflogenheiten wie z.B. das Heiraten, wie angemessene Kleidung bei bestimmten Anlässen, das freie und unbekümmerte Reden über Sexualität und vieles andere mehr, da denke ich heute im Rückblick, dass vieles davon bei mir auf „offene Türen“ stieß, und zwar durch das unkonventionelle und nonkonformistische Auftreten meiner Mutter in aller Öffentlichkeit in der Bahnhofsbuchhandlung in Rosenheim, oder auch bei Ausflügen mit uns Kindern – was mir damals schon auffiel, aber auch gefiel.

Später im Leben habe ich begriffen, dass darin der „antibürgerliche Affekt“ der Nazis steckte, den sie aber auch in der Nachkriegszeit munter weiter zum Ausdruck brachte.

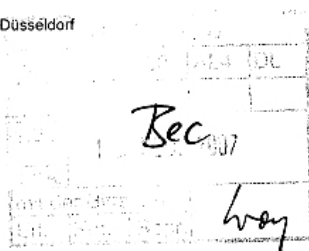
Dazu gehörte auch, dass die Herta in ihren letzten Lebensjahren nach dem Tod ihres Mannes Kurt 1982 – dessen Ableben sie uns Kindern verheimlichte – das kleine El-



Bezirksregierung Düsseldorf

Bezirksregierung Düsseldorf, Postfach 30 08 65, 40408 Düsseldorf

Herrn
Helmut Becker-Behn
c/o Gesamtschule Süd
Duisburg



Telefon 0211 475-4357

Fax 0211 475-5995

doris.hoster@brd.nrw.de

Zimmer 11.03.57

Auskunft erteilt:

Frau Hoster

Aktenzeichen

47.02.04.09-47.8/47.6.753

bei Antwort bitte angeben

Sonderurlaub

Teilnahme an der Fortbildungsveranstaltung „Humanismus für das 21. Jahrhundert“ (Veranstalter: Urania BLN, Landeszentrale für pol. Bildung)

Datum: 06.02.2007

Ihr Antrag vom 18.01.2007

Sehr geehrter Herr Becker-Behn,

hiermit erteile ich Ihnen antragsgemäß für 5 Arbeitstage (verschiedene Termine) Sonderurlaub gem. § 4 der Verordnung über den Sonderurlaub der Beamten und Richter im Lande Nordrhein-Westfalen (SURV).

Dienstgebäude:

Fischerstraße 10

Lieferanschrift:

Cecilienallee 2,

40474 Düsseldorf

Telefon 0211 475-0

Fax 0211 475-2671

poststelle@brd.nrw.de

www.bezreg-

duesseldorf.nrw.de

Mit freundlichen Grüßen

Im Auftrag

(Hoster)

Öffentliche Verkehrsmittel:

DB bis Düsseldorf Hbf

U-Bahn Linien U78, U79

Haltestelle:

Nordstraße

Zahlungen an:

Landeskasse Düsseldorf

Konto-Nr.: 4 100 012

BLZ: 300 500 00 West LB AG

IBAN:

DE41300500000004100012

BIC: WELADED

ternhaus in Heilig Blut bei Rosenheim verkaufte und fortan fast 10 Jahre lang in verschiedenen Pensionen lebte, zuletzt in einer solchen in der Jachenau im Isartal.

Von dort kam sie nach einem Schlaganfall in die Klinik in Bad Tölz, wo sie im Februar 1991 verstarb – am gleichen Tag abends brachte Petra unseren ersten Sohn Trutz in Duisburg zur Welt – was insofern bemerkenswert ist, als meine Mutter in Duisburg-Hochfeld geboren wurde, das war im August 1912. Ihr Geburtshaus steht noch, keine hundert Meter vom Bethesda-Krankenhaus entfernt, wo meine Frau die beiden Söhne gebar.

Und wo wir ganz in der Nähe 1993 ein „altes Mietshaus von privat an privat“ erwerben konnten.

Soll heißen, ein Lebenskreis schließt sich, und für mich bedeutet das, dass ich hier bin und auch hier bleibe – und nicht das wahr mache, wovon ich in den letzten Berufsjahren öfters sprach, „wenn ich mal pensioniert bin, ziehe ich nach Oberbayern oder gleich nach Südtirol, wo ich entstanden bin“ – getreu dem Motto eines Buches des Mediziners Klaus Dörner, *Leben und Sterben, wo ich hingehöre*, erschienen 2007 im *Paranus-Verlag* in Neumünster. Dem stellt er die Liedzeile der Beatles von 1966 voran, „Will you still need me, will you still feed me, when I'm sixty-four?“

Er schreibt dazu:

Wenn die Beatles heute, also 40 Jahre später gesungen hätten, würden sie wohl sicher „eighty-four“ als Alter gewählt haben, als das heutige durchschnittliche Heimaufnahmealter [...] Denn die Beatles-Frage ist aktuell geblieben:

Wird es für mich, wenn ich alt bin, einen Alten geben, der mich einerseits braucht, und der mich andererseits „füttert“?

Dazu zitiert er noch ein Arbeitsbüchlein aus einer der vielen kleinen Bürgerinitiativen zum Thema. Darin heißt es:

[...] und vor allen Dingen auch mit dem Gebrauchtwerden. Ist das Leben von Menschen doch immer zwischenmenschliches Leben, für sich allein kann niemand wirklich menschlich existieren. Und so kann man mit der Kunst des Alterns die Kunst des Sterbenkönnens erlernen, erwerben. Es entwickelt sich die Bereitschaft, nicht nur

ausschließlich etwas für sich selbst zu wollen, vielmehr aufzugehen in dem, was man für andere ist und war, und darin sein Selbst zu finden.

Dörner dazu: „dieser schlichte Text wird das ganze Buch hindurch seine Bedeutung entfalten.“

DAS KONVIVIALISTISCHE MANIFEST

Ich hatte bei verschiedenen Gelegenheiten Frieder Otto Wolf von den „Freuden des Konvivialen“ sprechen hören, und dachte zunächst, was soll das denn sein – weil es sich so fremdartig anhörte.

Bis ich begriff, dass damit ganz unverstellt der Genuss der Lebendigkeit und körperlichen Gegenwart des anderen Menschen gemeint war.

Also etwas, was ich von klein auf mochte, und durch meine Kontaktfreude möglichst selbst auch herstellte: mit meinen Geschwistern, mit Freunden in der Schule, mit Gleichgesinnten beim Sport, oder später mit Geistes- und Seelenverwandten im Studium und Berufsleben.

Da begann ich mich für das *Konvivialistische Manifest* zu interessieren, eine schmale Broschüre von 80 Seiten, die 2014 im *transcript Verlag* in Bielefeld erschienen ist, und die eine Debatte darüber angestoßen hat, eine „konviviale Gesellschaft“ anzusteuern.

Nach dem ersten Teil, der Darstellung des Hintergrunds von Frank Adloff, Professor für allgemeine und Kulturosoziologie an der Uni Erlangen und u.a. Fellow am Käthe Hamburger Kolleg in Duisburg war, folgt der zweite Teil, in dem es um das konvivialistische Manifest selbst geht: es wurde von fast 50 französischen Autorinnen und Autoren verfasst, die zwei Jahre lang diskutierten, um dann den vorliegenden Text zu veröffentlichen.

(Er wurde aus dem Französischen übersetzt von Eva Moldenhauer.)

Unter der Website <lesconvivialistes.org> kann man das Manifest unterzeichnen und so unterstützen.

Die Darstellung des zweiten, zentralen Teils hat Claus Leggewie mit herausgegeben. Er ist Direktor des *Kulturwissenschaftlichen Instituts (KWI)* in Essen, und Co-Direktor des *Käthe Hamburger Kollegs Duisburg*.

Das ist dasjenige KWI, das die zwei von mir weiter oben beschriebenen Bücher zum Thema: *Der Humanismus in der Epoche der Globalisierung, Interkultureller Humanismus* und das „Lesebuch“ dazu – nach einem mehrjährigen Forschungsprojekt 2006-2009 in den Nullerjahren – herausgebracht hat.

Ich zitiere einige Passagen des *Konvivialistischen Manifests*:

Noch nie hat die Menschheit über so viele materielle Ressourcen und über so viele technische und wissenschaftliche Kenntnisse verfügt. Global gesehen, ist sie so reich und mächtig, wie es sich in den vergangenen Jahrhunderten niemand hätte vorstellen können.

Aber: nichts beweist, dass sie glücklicher ist. Doch keiner möchte das Rad zurückdrehen, denn jedermann fühlt, dass jeder Tag neue Möglichkeiten der persönlichen und kollektiven Verwirklichung eröffnet.

Umgekehrt glaubt auch niemand, dass diese Anhäufung an Macht sich in einer Logik des unveränderten technischen Fortschritts endlos fortsetzen kann, ohne sich gegen sich selbst zu wenden und ohne das physische und geistige Überleben der Menschheit zu bedrohen. Jeden Tag werden die Anzeichen einer möglichen Katastrophe deutlicher und beunruhigender.

Den gegenwärtigen Bedrohungen, wie der Klimaerwärmung oder der Gefahr einer Atomkatastrophe usw. Stehen die Verheißungen gegenüber: der weltweite Triumph des demokratischen Prinzips ist denkbar, wenngleich langwierig, das Ende des Kolonialzeitalters öffnet den Weg zu einem wirklichen Dialog der Zivilisationen und zu einem pluralen Universalismus, der Zuerkennung gleicher Rechte und einer endlich erreichten Gleichstellung von Mann und Frau [...] (S. 39f)

Gemeinsam ist den Autoren die Suche nach einem Konvivialismus, d.h. einer Kunst des Zusammenlebens (*con-vivere*), die die Beziehung und die Zusammenarbeit würdigt, und es ermöglicht, einander zu widersprechen, ohne einander niederzumetzeln, und gleichzeitig füreinander und für die Natur Sorge zu tragen.

Das Ganze gipfelt in einem konvivialistischen „New Deal“, dem Entwurf einer Weltversammlung, in der sich Vertreter der or-

ganisierten Weltzivilgesellschaft, der Philosophie, der Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der verschiedenen ethischen, spirituellen und religiösen Strömungen zusammenfinden, die sich in den Prinzipien des Konvivialismus wiederfinden.

Ein Zitat hat mich als im HVD organisierten Humanisten besonders angesprochen:

Es geht darum, einen neuen, radikalisierten und erweiterten Humanismus zu erfinden, und das bedeutet die Entwicklung neuer Formen der Menschlichkeit. (S. 58)

Die Triebkräfte hierzu sind Gefühle,

- die Gefühle der Entrüstung und der Scham über all jene, die die Gefühle der gemeinsamen Menschheit und Sozialität verletzen,
- das Gefühl, Teil einer Weltgemeinschaft von Milliarden von Menschen zu sein, quer über alle Länder und Sprachen, Kulturen und Religionen, und aller sozialen Schichten, die am selben Kampf für eine ganz und gar menschliche Welt teilnehmen,
- darüber hinaus die Mobilisierung der Affekte und Leidenschaften. Ohne sie geht nichts, weder das Schlimmste noch das Beste.

Das Schlimmste ist der Aufruf zum Mord, der die totalitären, sektiererischen und fundamentalistischen Leidenschaften schürt.

Das Beste ist der Wunsch, weltweit wirklich demokratische, zivilisierte und konvivialistische Gesellschaften zu errichten. (S. 72)

Im Folgeband von 2015, *Konvivialismus. Eine Debatte*, im gleichen Verlag erschienen, herausgegeben von Frank Adloff und Volker M. Heins, wird die Diskussion um Möglichkeiten und Grenzen des Manifests eröffnet.

Beiträge dazu kommen u.a. von Micha Brumlik, Claus Leggewie anderen. Ich meine, daran sollten sich auch Vertreter*innen eines zeitgenössischen *Humanismus für das 21. Jahrhundert* beteiligen.

EFFEKTIVER ALTRUISMUS

Zu meinem 74. Geburtstag habe ich mich, quasi als Geburtstagsgeschenk für den „EA-Newsletter“ angemeldet. Warum das?

Weil es mich als aktiven „Spender“ – ein Beispiel sind die *Ärzte ohne Grenzen* – schon immer interessiert hat, ob meine Spenden auch wirklich dort ankommen, wo sie gebraucht werden. Denn in letzter Zeit kamen mir dabei immer mehr Zweifel, als ich las, dass verfeindete Kriegsparteien nicht einmal in der Lage oder Willens sind, sogenannte „Humanitäre Korridore“ einzurichten und zu sichern, damit Hilfsgüter ihre Adressaten erreichen können.

Da finde ich es gut, dass das *Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen*, das DZI in Berlin für spendierwillige Bürger soziale und karitative Initiativen und allgemeine Hilfsorganisationen einem Prüfverfahren unterzieht und regelmäßig eine Liste herausgibt mit „geprüften und empfohlenen“ humanitären Einrichtungen.

Von daher hat mich die Selbstbeschreibung oder sollte ich sagen, das Selbstverständnis des *Effektiven Altruismus* angesprochen, das da lautet:

„Der Effektive Altruismus“ ist eine Philosophie und soziale Bewegung, die globale Probleme wissenschaftlich-rational angeht.

In vielen Rubriken der im Netz stehenden Broschüre des EA kann man sich, sowie auch im „EA-Newsletter“ über deren Bestrebungen informieren:

Über Spenden, häufig gestellte Fragen, Veranstaltungen usw. Auch über das Thema: die Medien.

Da erstaunt und erfreut es mich als Humanisten, dass sowohl deutsche Tages- und Wochenzeitungen und – Zeitschriften wie die *ZEIT*, *SZ*, *FAZ* und der *SPIEGEL* als Printmedien wie auch die öffentlich-rechtlichen *SRF* und *ZDF* da mitmachen.

Ich habe weiter oben schon ein, wie ich glaube, Paradebeispiel der effektiven Hilfe für die vielen sehgeschädigten Kinder und Erwachsene in Schwarz-Afrika erwähnt, die „Ein-Dollar-Brille“.

Kontakt: <info@ea-stiftung.org>.

In einem Vortragstext des EA wird Bezug genommen auf den australischen Philosophen Peter Singer, dessen Utilitarismus-Konzept in seiner Anwendung auf den Menschen heftig umstritten ist, weil es darin nicht mehr um die allein entscheidende „Würde“ des Menschen geht, sondern um seinen wie auch immer definierten „Wert“ für andere Zwecke.

Ich muss sagen, dem stehe ich als Humanist sehr skeptisch gegenüber! Mal sehen, was in den sonstigen Verlautbarungen des EA davon zu finden ist.

Beim weiteren Nachforschen fiel mir ein Interview mit dem jungen Philosophie-Professor an der Uni Oxford, William MacAskill auf, in dem er „für einen nüchternen Blick aufs Helfen“ plädiert. (*der Freitag* 12/2016)

Er wird dort als ein „Vordenker des effektiven Altruismus“ vorgestellt. Anlass war das Erscheinen seines Buches in deutscher Übersetzung: *Gutes besser tun*, bei Ullstein in Berlin.

Die Interviewerin Claudia Reinhard fragt ihn:

Wieso ist es manchen ein viel dringenderes Anliegen, zu helfen, als anderen?

MACASKILL: Darauf habe ich nur eine relativ langweilige Antwort: Wenn man sich ein Schwimm-Team anschaut, kann man sich auch fragen, „wieso schwimmen die so gern“?

So ist es mit dem Helfen auch. Man muss einfach Menschen finden, die darin aufgehen. Ich glaube, es sind reflektierte Leute. Sie sind Argumenten meist stärker zugänglich als Emotionen [...] Man sollte mehr an den Verstand der Menschen appellieren. Nur, das braucht Zeit [...] Unser Focus (beim EA) liegt darauf, so viel Gutes wie möglich für Andere zu erreichen. Wir suchen nach Wegen, um Zeit und Geld auf die effektivste Weise dafür einzusetzen.

Ich konzentriere mich dabei auf 5 Fragen, die ich für wesentlich halte:

Wie viele Menschen profitieren davon?

Ist dies das Wirksamste, was ich tun kann?

Ist dies ein vernachlässigter Bereich?

Was wäre andernfalls geschehen?

Wie gut sind die Erfolgsaussichten?

Mit diesen Kriterien lassen sich individuelle Wege finden, möglichst viel mit den eigenen Ressourcen zu erreichen.

Die Interviewerin weiter:

Bedeutet das für Sie, dass man mit Geldspenden am meisten erreichen kann?

MACASKILL: Das stimmt. Für die meisten Menschen ist das der einfachste und effektivste Weg [...] Prinzipiell habe ich auch nichts dagegen, den Lebensstil an ethische Vorstellungen anzupassen, aber wenn man sich die Zahlen anschaut, bringt das fast immer geringere Resultate, als seine Zeit zu Geld zu machen und dieses Geld richtig zu spenden [...] Das Wichtigste ist, wirklich eine Entscheidung zu treffen und sich dann auch auf lange Sicht daran zu halten.

Die Interviewerin:

Die Welt entwickelt sich zum Positiven? Wer zurzeit die Nachrichten verfolgt, kann das kaum glauben.

MACASKILL: Die Welt wird gerade viel besser. Das zeigen die Statistiken: die Lebenserwartung steigt ständig an, die Zahl von Menschen in extremer Armut sinkt. Die globale Ungleichheit nimmt ab. Nur: in den Medien wird das selten so dargestellt. Heute ist es für sehr viele Menschen ein besserer Zeitpunkt, am Leben zu sein, als jemals zuvor. Das bedeutet aber natürlich nicht, dass es nicht noch viel zu tun gibt.

Da stimme ich ihm als kritischer Humanist durchaus zu: Ich habe ja schon auf die *SPIEGEL*-Serie *Früher war alles schlechter* hingewiesen, von der inzwischen zwei Bücher von Guido Mingels erschienen sind, mit der Unterzeile: Warum es uns trotz Kriegen, Krankheiten und Katastrophen immer besser geht (Band 1, 2017) und Band 2, 2018, mit dem Untertitel: *Neue Fakten, warum es uns...*, beide bei der DVA in München.

Im Wartezimmer beim Arzt bin ich auf einen Artikel von Walter Wüllenweber in einer Illustrierten gestoßen: *Besser war es nie* (STERN 27.8.2018), den er zu dem Buch, *Frohe Botschaft. Es steht nicht gut um die Menschheit – aber besser als jemals zuvor*, 2018 bei der DVA in München erschienen, erweitert hat.

Ebenfalls 2018 kam vom Soziologie-Professor Martin Schröder das Buch im *Benevento-Verlag* in München heraus: *Warum es uns noch nie so gut ging, – und wir trotzdem ständig von Krisen reden*.

Es beginnt mit der Vorrede:

Warum wir Pessimisten zuhören, obwohl Optimisten recht behalten. Und endet mit dem Abspann:

Warum wir die Welt nur besser machen können, wenn wir sie sehen, wie sie wirklich ist!

KUNST DER 68ER

Die Kunst als „fünfte Gewalt“ – auch in der 68er Bewegung.

Die *Bundeszentrale für politische Bildung* (bpb) veröffentlichte 2018, im Jubiläumsjahr einen umfangreichen Reader zur Kunst der 68er. In der Pressemitteilung heißt es eingangs dazu:

1968 – kaum einem anderen Jahr kommt eine derart hohe symbolische Bedeutung zu. Es ist das Jahr der sozialen Umwälzungen und kulturellen Revolutionen, das Jahr der Niederschlagung des Prager Frühlings und das Jahr von weltweiten Protesten gegen den Vietnamkrieg.

Es war die aktivistische Kunstszene, die unter dem Motto: „Die Phantasie an die Macht“ dazu beitrug, dass die 68er Bewegung ihren Ausdruck in wirkmächtigen Bildern und Zeichen fand.

Das Zeitbild:

„Flashes of the future. Die Kunst der 68er oder die Macht der Ohnmächtigen“ der bpb, herausgegeben von Andreas Beutin und Eckart J. Gillen, widmet sich den Kunst- und Protestformen dieser Zeit.

Auf fast 600 großformatigen Seiten werden die Arbeiten von 160 Künstlern und Fotografen gezeigt.

61 Autoren werfen in aufwendig illustrierten Essays mit zahlreichen Bilddokumenten einen Blick zurück auf die globalen Proteste und Emanzipationsbewegungen des Jahrzehnts.

In Interviews kommen Zeitzeugen zu Wort und erzählen, wie sie „1968“ erlebt haben. Eine umfassende Chronik („Die langen sechziger Jahre“) veranschaulicht die zentralen Ereignisse zwischen 1958 und 1972 in einem bebilderten Zeitstrahl, besorgt von Anke Paula Böttcher.

Der Band kann bei der bpb bestellt werden: <www.bpb.de/267748/flashes-of-the-future>.

Und ist m.E. ein Muss für Jeden und Jede, die sich ein Bild von diesen bewegten Jahren machen wollen. Unbedingt empfehlenswert!

Und dann noch der Preis von 7 Euro, eigentlich nur eine Schutzgebühr.

Ich möchte daraus Folgendes herausgreifen:

- den Essay von Otto Köhler, geb. 1935, *Betrachtungen eines Vorachtundsechzigers*, der mit seinen 83 Jahren immer noch kein Nachachtundsechziger werden mag, S. 196-201.
- den Essay von Bazon Brock, geb. 1936, die Auferstehung der 68er aus dem Geist der Jetztzeit, S. 190-195.
- den Bericht des Zeitzeugen Jochen Gerz, geb. 1940, Eines der künstlerischsten Werke der Geschichte, S. 404-407,
- sowie aus der Chronik die öffentliche Erklärung von Muhammad Ali, S. 562.

Zunächst zu dieser:

Muhammad Ali, mir als Box-Fan seit der Olympiade in Rom 1960 – ich hatte mich gerade beim Box-Club BC Bavaria Rosenheim versucht – wo er den Titel im Halbschwergewicht gewann, noch unter seinem antiken Sklaven-Namen Cassius Clay, hat 1967, auf dem Höhepunkt seiner Boxkarriere als Weltmeister, eine öffentliche Erklärung dazu abgegeben, warum er der US-Einberufung zum Militärdienst in Vietnam nicht folgen wird:

Nein, ich werde nicht 10.000 Meilen von zuhause entfernt mithelfen, eine andere arme Nation zu ermorden und niederzubrennen, nur um die Vorherrschaft weißer Sklavenherren über die dunklen Völker der Welt sichern zu helfen.

Zur Strafe für diese Weigerung wurde ihm der Boxtitel aberkannt, und ein Auftrittsverbot für dreieinhalb Jahre auferlegt.

Ich habe später sowohl dessen Autobiographie *Ich bin der Größte* wie auch die Würdigung dieses außergewöhnlichen Sportlers durch Jan Philipp Reemtsma, den Chef des HIS gelesen.

Auf Otto Köhler wurde ich seinerzeit aufmerksam, als er beim Satire-Magazin *pardon* mitmachte – wie übrigens alle drei Mitglieder der *Neuen Frankfurter Schule*, F.W. Bernstein, F.K. Waechter und Robert Gernhardt, leider alle inzwischen verstorben – und dann in seiner Zeit beim deutschen Nachrichtenmagazin *DER SPIEGEL*, durch die von profun-

dem zeitgeschichtlichen Wissen über die von den personellen Kontinuitäten von Nazi- und Nachkriegszeit geprägten Kommentare zum politischen Tagesgeschehen.

So liest sich denn auch sein Essay *Betrachtungen eines Vorachtundsechzigers*... als ein geradezu lehrbuchhafter Text über die daraus resultierenden Verstrickungen mit altem Ungeist in der noch jungen Bundesrepublik.

Nicht von ungefähr erhielt Köhler 2007 den *Kurt Tucholsky Preis*, und ist heute Mitherausgeber der Zeitschrift *Ossietzky* und Mitarbeiter der Zeitung *Junge Welt*.

Ossietzky ist auch Namensgeber des Buchladens *Die Weltbühne* von Helmut Loeven in Duisburg, eines sich über all die Jahre treugebliebenen Alt-68er Buchhändlers – bei dem ich auch das Historisch-Kritische Wörterbuch des Marxismus, kurz das HKWM subskribiert habe.

EINSCHUB. Diesen Buchhändler habe ich in meinen ersten Jahren in Duisburg, 1981 und folgende, im sog. „Eschhaus“ kennengelernt, einem 1974 nach kontroversen Debatten im Rat der Stadt mit der Mehrheit der SPD im Rathaus, die auch einmal „mehr Demokratie wagen“ wollte, gegründeten *Freien Jugendzentrum Deutschlands*. Dahin hat mich Petra mitgenommen, die dort schon länger bekannt war.

Wir haben da oft getanzt, was aber in meinem Fall „abzappeln“ hieß. Entsprechend schweißgebadet ruhte ich mich im dort von Helmut Loeven improvisierten Buchladen aus, der mich aufforderte, mich erstmal abzutrocknen, bevor ich in den Büchern „schmökern“ durfte.

1987 dann war „Schluss mit Lustig“, das Eschhaus wurde abgerissen. Weil wir ihm so verbunden waren besuchten wir in den Folgejahren, sogenannte „Eschhaus-Revival-Parties“ im „Hundertmeister“, einem Szenelokal am Dellplatz – und tanzten da weiter. Bei dieser Gelegenheit ließen wir uns vor einer übermannshohen Fotowand mit dem alten Eschhaus fotografieren.

Ich habe mich in den Folgejahren immer mal wieder an den Initiativen für ein selbstorganisiertes Kultur- und Freizeitzentrum beteiligt, letztendlich ist daraus aber noch keine neue „Bleibe“ für aufgeweckte Zeitgenoss*innen hervorgegangen – bis auf den heutigen Tag (Ende 2019).

Zurück zu „Flashes of the Future“:

Bazon Brocks Essay, *Stimmen aus der Gruft*... von diesem „Denker im Dienst und Künstler ohne Werk“ liest sich so, wie er sich selbst hier beschreibt, als einen unkonventionellen, nonkonformistischen Intellektu-



ellen im Kunstbetrieb.

Was sich auch ablesen lässt am Titel seiner erst kürzlich (2017) veröffentlichten Autobiographie:

Theoreme. Er lebte, liebte, lehrte und starb. Was hat er sich dabei gedacht?

Ich finde, die bringt schon in der Überschrift die wunderbare Selbstironie dieses Querdenkers zum Ausdruck, die er, verbunden mit leisem Spott, auch der 68er Bewegung angedeihen lässt.

Auf den Bericht des Zeitzeugen Jochen Gerz mit dem Titel: *Eines der künstlerischen Werke der Geschichte*, er meint damit die 68er Bewegung, möchte ich etwas näher eingehen.

Gerz kam nach dem Studium der Germanistik, Sinologie und Archäologie in Köln und Basel als Autodidakt von der Literatur zur Kunst.

Von 1966 bis 2007 lebte er in Paris, wo er die Ereignisse des Jahres 1968 als Aktivist intensiv miterlebte.

Seine Medien- und Gesellschaftskritiken, meist sprachbasierten Werke weisen ihn als Konzept- und Medienkünstler aus, wie z.B. mit dem „Platz des europäischen Versprechens“ in Bochum:

Diesen Platz hat die Stadt Bochum nach elf Jahren Planung und Bau im Dezember 2015 als wohl letztes Projekt der *Kulturhauptstadt Ruhr 2010* eingeweiht.

Dieses Werk besteht aus den Namen von 14.726 Menschen, die zugesagt haben, ein persönliches Versprechen an Europa abzuge-

ben. Deren Namen wurden in 21 bläulich schimmernden Platten ausarmenischer Basaltlava eingraviert. Mit Einbruch der Dämmerung werden sie blau beleuchtet.

Der Konzeptkünstler hat 2011 eine Ausstellung in Städten des Ruhrgebiets organisiert, genannt „2 bis 3 Straßen“, wozu es einen umfangreichen TEXT gibt, den die jungen Menschen schrieben, die dafür in den jeweiligen Wohnquartieren gelebt haben.

Das waren, neben Dortmund und Mülheim an der Ruhr, auch Wohnquartiere in Duisburg-Hochfeld, dem Problem- respektive Zukunftsteil der Stadt.

„Wir sind zu sechst, und es ist wohl der erste Eintrag überhaupt, und wir haben der Welt Folgendes zu sagen“, so fängt der TEXT an.

Das Buch ist Text, ist soziale Skulptur, ist Kunst als Beitrag von allen. Wer täglich schreibt, verändert sich. Menschen, die sich verändern, verändern die Welt. Bücher gibt es viele, aber so ein Buch gibt es nur einmal. 887 Menschen schreiben ein Buch. 10.000 Beiträge – dichtgedrängt, chronologisch – ersetzen, ergänzen, widersprechen sich. Ein Jahr ohne Atempause. 16 Sprachen gemeinsam an einem Ort. Der Ort heißt Deutschland. Der Text ist robust wie eine Manifestation von vielen Menschen. Er ist uferlos wie die Gegenwart.

Das Buch ist nicht denkbar ohne das Internet. Jeder Autor taucht allein in die körperlose, digitale Welt, die weiße Seite. Keiner kennt die Arbeit des anderen. Dieses Buch hat sich selbst geschrieben.

Soweit die Beschreibung von Jochen Gerz.

Das ergänzende schmale Begleitbuch: 2 bis 3 Straßen. *MAKING OF*, herausgegeben von Hermann Pfütze, verdeutlicht nochmals die Entstehungs- und Entwicklungsweise des Projekts, z.B. in der Beziehung zwischen prekären Verhältnissen und kreativen Perspektiven vor Ort. Oder macht in einem Beitrag des Herausgebers deutlich, wie dabei die Kunst in der Gesellschaft verschwindet.

Damit aber – in Duisburg – nicht genug von Jochen Gerz:

Von September 2018 bis Mai 2019 waren wir alle eingeladen, *Jochen Gerz: The Walk – Keine Retrospektive* am Lehmbruck-Museum in Duisburg zu besuchen.

Die Ausstellung ist keine Ausstellung und findet auch nicht im Museum statt. *The Walk* ist ein 100 Meter langer Weg, der den Besucher an der ikonischen Glasfassade des Museums entlangführt.

Hier ist ein Text zu lesen, der das Leben und das Werk des Künstlers mit acht Dekaden Zeitgeschichte verbindet. Ein Blick zurück, ein ungewöhnlicher Blick von außen auf das Museum, sein Wirken in die Stadt hinein, und ein Blick nach vorne, in die Zukunft von Kunst und Zivilgesellschaft.

Der Text verwandelt das Museum in ein Buch: jede Scheibe der sieben Meter hohen Glasfassade wird zu einer Textspalte einer exemplarischen Erzählung. Die Biographie wird zum Verweis auf die Welt- und auf den Blick von draußen.

The Walk ist Jochen Gerz' erste Museumsausstellung seit 15 Jahren. Der Ausstellung gingen zwei Jahre intensiver Diskussionen, Zweifel und Selbstzweifel voraus (WAZ 6.3.2019).

Die Beschriftung der Fassade ist als gedruckte Broschüre kostenlos im Museum zu bekommen, so dass man sich in den Text nochmals vertiefen kann.

Jochen Gerz hat darauf bestanden, dass junge Flüchtlinge als Praktikanten die Ausstellung begleiten.

So floh Mohammad Ghulam Hussainy aus dem Iran, er sagt, die Freiheit in Deutschland sei gut und interessant, im Iran hatte er Angst. Hier nicht.

Oder Maher Hamo, er ist Jeside, floh vor dem IS-Terror, sein größter Wunsch? Er blickt wie in eine weite Ferne und sagt:

Wenn meine Eltern auch hier wären und ich hier meine Zukunft aufbauen könnte.

Die Flüchtlinge haben im Zusammenhang mit dem Bildungszentrum Handwerk der Kreishandwerkerschaft Duisburg beim Aufbau geholfen und Besucher betreut.

Einige von ihnen haben darüber schon Ausbildungsplätze bekommen.

Ich war über die Bürgerstiftung Duisburg als Pate für den Flüchtling Hedayat, 25 Jahre alt, der allein nach Duisburg kam, ebenfalls in der Ausstellung und habe dabei des Näheren über seine aktuelle Situation gesprochen.

Diese Arbeiten des Konzept- und Medienkünstlers Jochen Gerz, eines Alt-68ers, sind ohne die Impulse aus der Studentenbewegung und die globalen Proteste nicht vorstellbar, auch wenn diese nun schon ein halbes Jahrhundert zurückliegen.

Das gilt auch für die anderen oben genannten Autoren in der Anthologie der 68er Bewegung, und auch für Gunter Demnig, den Konzeptkünstler aus Köln mit seinem „Stolperstein-Projekt“, mit dem als seinem „weltweit größten dezentralen Mahnmal“ ich näher in Berührung kam.

DIE FARBE BLAU

Als Motto steht über Jürgen Goldsteins Buch *BLAU. Eine Wunderkammer seiner Bedeutungen*, erschienen 2007 bei Matthes & Seitz in Berlin, ein Ausspruch von Uwe Kolbe:

Wer nach dem Blau fragt, der meint das ganze Leben.

Nun, ich kam durch das Sachbuch von Heinz Haber, *Unser blauer Planet. Die Entstehungsgeschichte der Erde*, 1965 erstmals veröffentlicht, mit dem Thema „Blau“ in Berührung.

Und zwar war das in dem Sammelband von 1971, *Drei Welten: Der Stoff der Schöpfung. Unser blauer Planet. Unser Mond* enthalten, erschienen in der DVA in Stuttgart.

Mit dem Thema: der „Blaue Planet“ fängt auch Goldsteins Buch an, nachdem er in der Einleitung sagt:

Es wird allein um das Blau und seine Bedeutungen gehen. Dafür gibt es einen Grund: in den westlichen Gesellschaften ist

das Blau nachweislich zur unangefochtenen Lieblingsfarbe aufgestiegen. (S. 11)

Und weiter:

Das Blau der Unendlichkeit des Himmels ist von dem Ideal der Freiheit nicht zu trennen; das Sehnsuchtsblau birgt die Emphase der Ferne ebenso wie die Trauer um Verlorenes oder nie Erlangtes; das blaue Blut des Adels symbolisiert die gehobene Herkunft wie der „Blaumann“ die Lebenswelt des Arbeiters repräsentiert.

Das Blau kann die Bedeutungen von Freiheit, Weite, Sehnsucht, Ferne und Trauer annehmen und dadurch den Horizont menschlicher Sinnvorstellungen in Farbe tauchen, ohne dabei [...] Eindeutigkeit annehmen zu müssen – eine Eindeutigkeit, die auch im Lebensvollzug nur [...] eine Ausnahme darstellt.

Seit Juri Gagarins Flug als erster Mensch um die Erde an Bord der Wostok, am 12. April 1961 spricht man vom „Blauen Planeten“.

Originalton Gagarin: „Ich sehe die Erde. Sie ist wunderschön!“

Zehn Jahre später, 1971 schreibt Edgar Mitchell an Bord der Apollo 14:

Plötzlich taucht hinter dem Rand des Mondes in langen, zeitlupenartigen Momenten von grenzenloser Majestät ein funkelndes, blauweißes Juwel auf, eine helle, zarte himmelblaue Kugel, umkränzt von langsam wirbelnden weißen Schleiern. Allmählich steigt sie wie eine kleine Perle aus einem tiefen Meer empor, unergründlich und geheimnisvoll.

Du brauchst eine kleine Weile, um zu begreifen, dass es die Erde ist.

„Wow, is that pretty“ sagt Astronaut Anders in Apollo 8 beim Anblick der aufgehenden Erde, vom Mond aus gesehen, den Apollo 8 erstmals umkreiste und damit auch dessen Rückseite erblickte. Vor der grauen Mondoberfläche und dem kosmischen Schwarz [...] tauchte unerwartet der Heimatplanet in seiner überwältigenden Einzigartigkeit auf.

Goldstein hierzu:

Erst die Entfernung von der Erde hat einen Blick zurück ermöglicht, und die Heimkehr als das eigentliche Ziel des Aufbruchs erkennbar werden lassen [...] Es gibt für uns keine Alternative zu ihr. Nur so konnte die „kosmische Oase, auf der der Mensch lebt“, – so Hans Blumenberg, der Philosoph – „dieses Wunder von Ausnahme, der blaue Eigenplanet inmitten der enttäuschenden Himmelswüste“ in den Blick kommen. Das Blau des Planeten Erde, wie es sich vom Weltall aus offenbart hat, lässt zwar alle Staatsgrenzen obsolet werden, – nicht von ungefähr ist die Flagge der Vereinten Nationen blau* –, es macht aber zugleich den äußerst begrenzten Lebensraum des Menschen ansichtig.

Das Blau der Ozeane, aus denen alles Leben auf der Erde ursprünglich stammt, und das Blau-Weiß der aufgelockerten Wolkenformationen sind die Farben unserer natürlichen Existenzbedingungen, wie sie sich aus der Ferne zeigen. (S. 31f)

KITSCH

Lektüren aus der Zeit der 68er Bewegung mussten nicht unbedingt nur ernst sein: sie konnten auch wunderbar leicht und beschwingt daherkommen und doch auch lehrreich sein.

Ein Beispiel ist das 1972 beim Bertelsmann-Verlag in Gütersloh erschienene „Juwel“ solcher Art mit dem Titel:

Erbauliches, belehrendes, wie auch vernünftiges „Kitsch-Lexikon von A bis Z“. Zu Nutz und Frommen eines geschmackvollen Lesers präsentiert und kommentiert von Hr. Gert Richter, Doctor Philosophiae.

An dieses grundlegende Werk fühlte ich mich erinnert, als vor kurzem in der WAZ (2.2.2019) eine Doppelseite dem „Kitsch“ gewidmet war. Mit der Überschrift: *Ist das Kitsch oder kann das weg?* – eine witzige Anspielung auf das ebenfalls humorige Buch: *Ist das Kunst, oder kann das weg?*, in dem unter anderem darüber berichtet wird, wie Putzfrauen in einem Museum die „Fettecke“ von Johan Beuys einfach wegwischten, um sauber zu machen. Komisch, nicht?

* Und auch die der Europäischen Union.

In dem WAZ-Artikel kam auch die Kitsch-Forscherin Kathrin Ackermann von der Uni Salzburg zu Wort, die sich mit dem Zusammenhang von „Kitsch und Nation“ beschäftigt – der im oben genannten Fundbuch auf mehreren Seiten als „patriotischer Kitsch“ gewürdigt wird.

In seinem „quasi ein Vorwort“ überschriebenen Einführungstext, *Die gewünschte Welt, oder: Träume kann man nicht verbieten* sagt der Autor:

Ich meine, – und meine es natürlich nicht als Erster und allein – dass Kitsch seine Berechtigung hat, geradezu eine Notwendigkeit ist [...]

Ich halte es mit Karlheinz Deschner, der in seiner Streitschrift: *Kitsch, Konvention und Kunst* (1957 erstmals als List-Taschenbuch) ohne Umschweife Stellung bezieht. Er sagt nämlich:

Kitsch ist eine künstlerische Schwäche, eine ästhetische Entgleisung, ein dekoratives Versagen. Er kann überhaupt nur auf einer gewissen Bildungsstufe erkannt werden. Wer kein Organ für Kunst hat, kann auch keinen Kitsch erkennen. Erkenntnis des Kitsches setzt Vergleichsmöglichkeiten und damit auch Kritikvermögen voraus.

Was Goethe für eine bestimmte Publikums-kategorie ist, ist Courts-Mahler für eine andere [...]

Hier nähern wir uns freilich bereits der soziologischen Seite des Phänomens:

Der Kitschfabrikant erfüllt für den gewöhnlichen Kopf eine ähnliche Funktion wie der Dichter für den ästhetischen. Denn das primitive Bewusstsein empfindet den Kitsch nicht als Kitsch, sondern lebt ganz ähnlich in ihm wie das kultivierte in der hohen oder das halbgebildete, das halbgeschulte Bewusstsein in der epigonalen Kunst.

Insofern hat jeder Autor seine Berechtigung, wie schlecht er auch immer schreibt, denn er findet seinen Kreis.

Soweit Deschner 1957, da war er 33 Jahre alt – er hat dann viele Jahre später, 1980, eine „ergänzte und überarbeitete Neuauflage“, diesmal als *Ullstein*-Taschenbuch herausgebracht, so dass er dort, im Abschnitt *Zur Neubearbeitung* sagen kann, was ihn zwang, den Text zu ändern.

Neben dem formalen Grund, den Text sprachlich zu entrümpeln, „vor allem meine Einschätzung des Kitsches. In schlimmer Verknennung hielt ich Kitsch für rein ästhetisch bedingt, lernte ihn aber, beschämend spät, als ethisches Phänomen, als etwas Hochpolitisches begreifen.“

Ganz in diesem Sinn hat Saul Friedländer, der Chronist des Holocaust, das aufschlussreiche Bändchen in der schwarzen Taschenbuchreihe: *Die Zeit des Nationalsozialismus*, herausgegeben von Walter H. Pehle, *Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus* geschrieben, im französischen Original 1982, in deutscher Übersetzung 1984 bei *Hanser* erschienen, diese erweiterte Taschenbuch-Ausgabe ist von 2007. Hier nur ein Beispiel:

In [dem NS-Film] „Lili Marleen“ ist alles Kitsch, und zugleich atmet alles das Klima einer erbaulichen Geschichte [...] Man erkennt, wer die Guten und die Bösen sind [...] Nichts hat sich verändert in Gesicht und Haltung der Protagonisten, die man zum 1. Mal 1938 und zum letzten Mal 1945 sieht. Von sieben Jahren – und was für Jahren, für jeden von ihnen! – spiegelt sich nichts in ihren Zügen, kein Fältchen, nicht die geringste Spur des Alterns: Sie stehen außerhalb der Zeit.

Was also hier wirksam wird, in der Ästhetik des neuen Diskurses über den Nazismus wie auch wohl in der des Nazismus selbst, ist die Gegenüberstellung entgegengesetzter Bilder von Harmonie (Kitsch) und Tod, mithin das unmittelbare Nebeneinander hart widerstreitender Gefühle von Rührung und Entsetzen. (S. 55f)

Und weiter hinten in dem faszinierenden Buch:

Sehnsucht nach Zerstörung und Tod schließt die Berührungsangst vor dem leibhaftigen Massenmord nicht aus. (Himmlers „Zartbesaitetheit“ während seiner Besuche in den Vernichtungsstätten ist bekannt.) (S. 106)

Damit zurück zum KITSCH-LEXIKON:

Ein großes Lob möchte ich auch Raimund Post aussprechen, der sich um die „Gestaltung“ des Buchs durch viele zeit- und kitschgemäße Abbildungen und mehrere Seiten mit einschlägigen Farbtafeln sowie Auszüge aus kitschigen Büchern wie Ludwig

Ganghofers *Schweigen im Walde* oder den Romanen Courts-Mahlers verdient gemacht hat.

Und solche unterschiedlichen und doch gleichgesinnten Phänomene wie den Andenkitsch, den Baukitsch, den Denkmalskitsch, den erotischen Kitsch, die Geschichtsverkitschung und den Kunstkitsch, den Salonkitsch und nicht zuletzt den ideologischen Kitsch im Buch ins Bild setzt:

Ein Beispiel: Herbert Lanzingers Farbtafel, „Hitler als Bannerträger“, zum mystischen Erreter des Vaterlands, zum ritterlichen Befreier aufs Kitschpostament emporgehoben.

Uns Heutigen näherstehend sind sicher der Fernseh- und Filmkitsch, der – wieder aufblühende! – Heimatkitsch, der Süßenkitsch der Babys- und Kleinkind-Fotos und -Figürchen, und endlich auch der Vereinskitsch, wozu Dr. Gerd Richter schreibt:

Kurz, der Verein – ob Freimaurerloge oder Taubenzüchterverein – wird zum Refugium vor der Welt, zum Schutzwall vor der Wirklichkeit, zur Scheinwelt. Muss es nicht, aber kann es werden. Wenn er es wird, vereint alle Vereinsbrüder ein einziges Kitschgefühl.

Wozu er Kurt Tucholsky, Deutschlands größten Satiriker aufführt, der diesem „Kitschgefühl“ in dem Gedicht *Das Mitglied* Ausdruck gegeben hat:

[...] da draußen bin ich nur ein armes Luder,

hier bin ich ich, und Mann und Stammesbruder,

in vollen Reihn.

Hoch über uns, da schweben die Statuten.

Die Abendstunden schwinden wie Minuten.

In mein' Verein [...]

Hier lebe ich,

und will auch einst begraben sein,

in mein' Verein.

Der Autor schreibt abschließend:

Darin sehe ich auch den Sinn dieses Buches [...] in bescheidenem Maße Kenntnisse, Erkenntnisse, Anschauungen und Urteile über die Wirklichkeit mitzuteilen durch die Mitteilung von Kitsch.

Das vorliegende Buch ist kaum mehr als ein Amüsierbuch, aber sind Erkenntnisse, aus Amüsement bezogen, etwas Minderwertiges?

Nun, ich als amüsiertes Leser dieses Kitsch-Kompodiums meine: nein, mitnichten – denn sie prägen sich möglicherweise stärker ein als bloß abstrakt geistesmäßig gewonnene Einsichten.

Man denke nur an die Sentimentalität und den Kolossalkitsch von NS-Aufmärschen.

Und ich erinnere mich an die schon erwähnten „Tränen der Wut“ meiner Mutter bei der Taxifahrt entlang der Berliner Mauer Anfang der 70er Jahre anlässlich des Mordprozesses an meiner Schwester Ellen.

Herta konnte sehr sentimental sein, um nicht zu sagen, rührselig – wohl auch ein Erbe aus ihrer so intensiv erlebten Nazi-Zeit.

Und ich als ihr Sohn erwähnte ja schon meine Freuden-Tränen angesichts der Grandiosität der Bergwelt – das waren aber nicht meine einzigen Tränen der Rührung:

Ein Beispiel: Die Schluss-Szene in Jean-Paul Sartre's einzigem Film-Drehbuch: *Das Spiel ist aus*, da musste ich zum wiederholten Male weinen – im vollbesetzten Kinosaal!

Ich beruhigte mich dann wieder bei dem Gedanken, besser wohl dem Bonmot: Gefühle seien nun mal kitschig! Aber stimmt das denn, und wenn ja, wäre das denn so schlimm?

Milan Kundera, tschechischer Schriftsteller, berühmt geworden mit seinen Büchern: *Die Entdeckung der Langsamkeit* und *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins* – was Witzbolde in „die unerträgliche Leichtigkeit des Lebens“ umformulierten – hat in letzterem sich wie folgt geäußert:

Der Kitsch ruft zwei nebeneinander fließende Tränen der Rührung hervor. Die erste Träne besagt: „Wie schön sind doch auf dem Rasen rennende Kinder!“ Die zweite Träne besagt: wie schön ist es doch, gemeinsam mit der Menschheit beim Anblick von auf dem Rasen rennenden Kindern gerührt zu sein! Erst die zweite Träne macht den Kitsch zum Kitsch.

Der bedeutende Soziologe Norbert Elias, von mir bereits in anderem Zusammenhang erwähnt, brachte es bereits in den 30er Jahren auf den Punkt:

Der Begriff „Kitsch“ neigt zur Verwaschenheit. Wer will, mag sich um Definitionen streiten.

Streiten möchte der Professor für Romanistik an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Frank Leinen nicht. Aber:

Kein Mensch kann allen Ernstes sagen, was Kitsch allgemeingültig ist, jeder beurteilt das für sich selbst.

Kitsch begegne einem überall, im Alltag, in der Architektur, der Musik, im Film oder der Literatur.

„Kitsch kann Kunst sein, und Kunst Kitsch“. Und doch sagt Leinen als Kitschforscher auch:

Das Recht auf Kitsch sollte ein Menschenrecht sein.

Nun, dann kann ich ja beruhigt sein über meine rührseligen Stimmungen, wie oben beschrieben.

POLITISCHER HUMANIST: WAS NUN? WAS TUN!

Der von mir bereits erwähnte Harald Welzer, studierter Sozialpsychologe, hat vor der letzten Bundestagswahl 2017 die schmale Streitschrift: *Wir sind die Mehrheit. Für eine offene Gesellschaft* als *Fischer Taschenbuch* veröffentlicht.

Sein Credo:

Schwere Zeiten für die Demokratie. Die Politik der Angst bestimmt die öffentliche Debatte. Es herrscht Hysterie und Wut, obwohl wir in der sichersten und reichsten Gesellschaftsform leben, die es je gegeben hat. Es ist Zeit, den verrückten Marsch nach rückwärts aufzuhalten. Dieses Buch zeigt, wie das geht.

Harald Welzer ist Mitbegründer der *Initiative Offene Gesellschaft*, das war im September 2016. Wer mehr darüber wissen will, sollte das *Fischer-Taschenbuch* zur Hand nehmen, herausgegeben von Harald Welzer und anderen: *Die offene Gesellschaft und ihre Freunde*, in dem er und andere Mitstreiter ausgewählte Beiträge zum Thema liefern.

Der Titel ist natürlich ein leicht selbstironischer Bezug auf das gegen Ende des zweiten Weltkriegs, noch unter dem frischen Eindruck desselben von dem englischen Philosophen Karl Popper geschriebene zweibändige Werk, *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, auf das sich Harald Welzer des öfteren bezieht.

Fast in Agit-Prop Manier stellt Harald Welzer im fortlaufenden Text ein Regelwerk von 13 Regeln für Demokratie-Bewahrer zusammen.

Deren erste lautet:

Es ist einfacher, für die Demokratie zu kämpfen, solange es sie noch gibt. Danach wird es erheblich schwieriger.

Das habe ich mir gleich zu Herzen genommen, und ging zur DEMO *Aufstehen gegen Rassismus* aus Anlass des *Internationalen Tages gegen Rassismus*, zu deren Initiator*innen auch einige Lehrkräfte aus Gesamtschulen gehörten. Die sagten, „Wir Demokraten dürfen uns die Stadt und die Öffentlichkeit nicht nehmen lassen“. Auftretende Musikgruppen wollten mit ihrer Teilnahme ihr Engagement für Respekt und Toleranz zum Ausdruck bringen.

„Duisburg ist eine multikulturelle und weltoffene Stadt“, es gelte deshalb ein Zeichen zu setzen gegen Rassismus und Fremdenhass.

Diese Aktivisten haben sich mit dem schon von mir erwähnten Kulturmanager Eckart Pressler zusammengetan, als bekannt wurde, dass die Partei „Die Rechte“ am 1. Mai in Duisburg einen „Deutschen Mai“ feiern will mit dem Slogan „Arbeit nur für Deutsche“. Da will die Initiative dagegen halten.

Zurück zur Streitschrift von Harald Welzer:

Für ihn war 2016 das Jahr, in dem Menschen, die ihm wichtig waren, gestorben sind, wie Roger Willemsen, der Menschenfreund oder Jutta Limbach, die Verfassungspatrontin.

Sie habe ich mir vor einigen Jahren als Vortragende bei ihrer Mercator-Professur zu den Menschen- und Freiheitsrechten angehört. Von Roger Willemsen hab ich zuletzt den Bericht über das eine Jahr, das er von der Tribüne aus im Parlament zubrachte, Titel: *Das Hohe Haus*, gelesen, als *fibü*-Taschenbuch zu haben und lesenswert anhand der Frage: Wie

fallen dort Entscheidungen, die uns alle betreffen und wie vertritt uns unsere Volksvertretung wirklich?

Aber ich möchte nicht Willemsens „Zukunftsrede“ vergessen, die er bei seinem letzten Auftritt vortrug. Und die posthum unter dem Titel: *Wer wir waren*, ebenfalls bei *Fischer* rauskam.

Regel Nr. 2 bei Harald Welzer:

Der rechte Rand ist für eine Demokratie kein Problem. Ein Problem ist es, wenn die Themen des rechten Randes in die Mitte der Gesellschaft wandern.

Harald Welzer erinnert an die Grundrechte im Grundgesetz (GG) und druckt sie von Artikel 1 bis 19 nochmal ab, denn „an diesen sollten wir unser politisches Handeln ausrichten, für die offene Gesellschaft als zivilisierteste Form von Gesellschaft, die es jemals gegeben hat.“ (S. 24).

Er druckt auch eine Tabelle ab, überschrieben mit „Hyperaktiv“ – man könnte sie auch „öffentliche Hysterie“ nennen – zu Gesetzesänderungen und Forderungen seit Beginn der „Flüchtlingskrise“. (S. 41)

Regel Nr. 4 deswegen:

Die Rechten sind nicht stark bei uns, sondern stark ist die demokratische Mehrheit, und jetzt müssen wir Verantwortung zeigen, indem wir für diese Gesellschaft eintreten.

Denn, Regel 6:

Die Bürgergesellschaft setzt die Themen.

Regel Nr. 11:

Demokratie gibt es nur, wenn genügend Menschen für sie eintreten.

Besonders eindringlich fand ich die beiden Abschlusskapitel:

- *Weiterbauen am zivilisatorischen Projekt* – und
- *Was wir tun können, um die Mehrheit zu bleiben*.

Harald Welzer's Antwort: erstmal vor allem eins: Wählen gehen, damals zur Bundestagswahl 2017, jetzt zur Europawahl 2019.

Und dann,

dass diejenigen, die für die offene Gesellschaft, für Demokratie und Freiheit eintreten [– und das heißt auch, für den modernen Verfassungsstaat mit seiner Gewaltenteilung, mit unabhängiger Gerichtsbarkeit und freier Presse und Kunst, und nicht zu vergessen die Gleichberechtigung der Geschlechter und die Religionsfreiheit, die auch die Freiheit von der Religion einschließt –] gestärkt werden, – mit Stimmen gegen die Menschenfeinde!

Die (Gretchen-) Frage, die man immer stellen sollte, „wie halten sie es denn mit der offenen Gesellschaft?“ Und noch eine Frage an die Neurechten und Menschenfeinde: „Was habt ihr eigentlich vorzuweisen? Was könnt ihr denn so, äußere schlechte Laune verbreiten und Leute aufhetzen!“

Schlusswort von Harald Welzer:

Die schlechte Laune lassen wir den Neurechten [...] und allen anderen, die unser Land in ein Museum der Aversion gegen alles Neue und Offene und Andere zurückverwandeln wollen. Das wird nicht gelingen, liebe Zeitreisende nach gestern, liebe Menschenfeinde und Starkerregte, – dies ist unser Land, nicht eures.

Meine Antwort: Der Humanismus ist die Zukunft – auch und gerade der offenen Gesellschaft.

Mit Freude habe ich daher zur Kenntnis genommen, dass in Harald Welzer's abschließender Auflistung derjenigen Personen, Gruppen und Organisationen, die der *Initiative Offene Gesellschaft* beigetreten sind, auch der Humanistische Verband gehört, aber auch solche Institutionen wie die *Pro Familia* und viele, viele andere.

JUGENDPROTESTE GEGEN ERDERWÄRMUNG

Die schwedische Klimaaktivistin Greta Thunberg, 16 Jahre junge Schülerin, hat etwas losgetreten, was sehr schnell für Furore gesorgt hat, rund um den Globus:

Die *Friday For Future* Aktion, kurz FFF genannt.

Sie „schwänzte“ 2018 dafür den Unterricht und rief ihre Mitschüler*innen dazu auf, mitzumachen beim Protest gegen die Versäumnis-

se der etablierten Politik in Sachen Klimaschutz.

Dass diese Aktionen so „eingeschlagen“ sind, dürfte daran liegen, dass diese jungen Leute, die Heranwachsenden, von dem drohenden Klimakollaps sehr viel stärker persönlich betroffen sein werden, als etwa meine Alt-68er Generation, deren Angehörige heute zwischen 70 und 80 Jahre alt sind, und demnächst, wie man im Ruhrgebiet so sagt, „den Löffel abgeben“ werden.

Nicht so diese junge, nachwachsende Generation, die befürchten muss, sehr direkt und sehr massiv von der Gefährdung der Biosphäre, der Lebensgrundlage von uns allen, im menschengemachten Erdzeitalter des *Anthropozäns* betroffen zu sein.

Und dies in dem Bewusstsein, „There is no planet B“, soll heißen, wir haben nur diese eine Erde!

Für die aktuelle Demonstration von ca. Tausend jungen Leuten in Düsseldorf, die leider bei strömendem Regen stattfand, hat Jacques Tilly, der Künstler und Organisator des dortigen Rosenmontags-Zugs, den protestierenden jungen Menschen einen auf die Schnelle mit einer Pappmaschee-Figur der Greta Thunberg gestalteten Umzugswagen geschenkt.

Für den 24. Mai, kurz vor der Europa-Wahl 2019, ist ein weltweiter Schülerstreik geplant. Es gibt schon Stimmen, die diese Schülerin für ihre Initiative allen Ernstes für den nächsten zu vergebenden Friedensnobelpreis vorschlagen.

Auch mir als politischem Humanisten ist diese Idee sympathisch – und ich freue mich, dass sie soeben den sog. „Alternativen Nobelpreis“, den *Right Livelihood Award* bekommen hat.

Weiß ich doch, welch große Bedeutung der politischen Ökologie und entsprechenden Protesten zukommt im Streit um die Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen nicht nur für nachwachsende Generationen, sondern buchstäblich für das Überleben der Menschheit:

Denn wie lautet einmal die TV-Werbung der *Grünen*: „Die Natur braucht uns [Menschen] nicht, aber wir brauchen die Natur!“

Zeitungsmeldung (WAZ 19.3.2019):

Die Schwedische Schülerin Greta Thunberg wird bei der „Goldenen Kamera“ mit dem Sonderpreis Klimaschutz ausgezeichnet.

net [...] International sorgte sie im Dezember für Aufsehen mit einer dreiminütigen Rede bei der UN-Klimakonferenz in Kattowitz.

„Sie avancierte innerhalb kürzester Zeit als Klimaaktivistin zur Ikone einer neuen Jugend- und Protest-Bewegung“, so die Redaktion der *Goldenen Kamera*.

Auch Bettina Gaus, politische Korrespondentin der *taz*, meinte, „nimmt Greta Thunberg ernst [...] man sollte es nur mit der Verehrung der 16-Jährigen nicht übertreiben[...]“. Sie gemahnt an die Verleihung des Friedensnobelpreises 2014 an die damals 17-jährige Malala Yousafzai nach dem von ihr überlebten Attentat wegen ihres Eintretens für die Bildung von Mädchen und Frauen.

Dagegen gabs Widerspruch von Ute Scheub, ebenfalls *taz*-Journalistin, die sich in einem Leserbrief darüber beschwerte, dass dieser inzwischen weltweite Protest von Hunderttausenden Jugendlichen für mehr Klimaschutz unter dem Motto: *Fridays for Future* (zunächst) so wenig Resonanz auch in der fortschrittlichen Presse fand.

Über ihrem Leserbrief ist das Foto der 8-jährigen Havana Chapman-Edwards aus Washington, einem schwarzen Mädchen abgebildet, mit einer kleinen Schiefertafel, auf der die Zahl 19 steht:

Im Jahr 2030, in dem die UN-Klimaziele erreicht werden sollen, ist sie neunzehn Jahre alt.

So fordert auch sie: „Our Earth is warming up and we have to stop this.“

Rückendeckung für diese neue Jugendbewegung kommt z.B. auch von der Stellungnahme von mehr als 12.000 Wissenschaftler*innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz unter der Überschrift: „Die Anliegen der demonstrierenden jungen Menschen sind berechtigt.“

Sie nennen sich *Scientists4future*.

Auch der Grünen-Vorsitzende Robert Habeck – sein letztes Buch trägt den programmatischen Titel: *Wer wir sein könnten* – glaubt an die politische Energie junger Menschen.

Sie interessieren sich für Politik, das sehen wir ja gerade an den „Fridays for Future“ Demos. Sie sorgen sich mehr um die Zukunft der Erde als manch Älterer. Meine klare Forderung ist deshalb: Das Wahlrecht

auf 16 Jahre absenken, auch bei Bundes- und Landtagswahlen.*

Sein Schluss-Satz:

Die Jugend hat eine enorme politische Kraft, sie muss sie nur zu nutzen wissen. Die Jugend brennt.

Und wie sie brennt!

Ich habe noch die treffende Bemerkung von Luisa Neubauer, der „deutschen Greta“ im Ohr, die sinngemäß sagte, sie sei sowohl Teil der ersten Generation, die vom Klimawandel voll betroffen sein wird, als auch der letzten Generation, die noch dagegen protestierend angehen kann.

Dieser Ansicht stimme ich voll zu, denn wer, wenn nicht die nachrückende Generation ist stärker als alle anderen von den Versäumnissen der Politik betroffen als sie?

Ein Humanismus auf der Höhe der Zeit, ein *Humanismus für das 21. Jahrhundert* muss versuchen, neben der Jugend auch die Frauen und die Migranten für die Rettung der Biosphäre anzusprechen und zu gewinnen. Und nicht nur dafür! Aber dafür vor allem anderen!

Wenn das gelingen würde, könnte man die FFF-Bewegung und ihre Folgen mit Fug und Recht das „NEUE ACHTUNDSECHZIG“ nennen, von dem Oskar Fahr zu mir sprach, 50 Jahre nach dem „ALTEN ACHTUNDSECHZIG“, 1968 vs. 2018, als Greta Thunberg im Sommer erstmals vor dem Stockholmer Rathaus mit dem Pappschild: „SKOLSTREJK FÖR KLIMATET“ protestierte. Das wäre dann das „ACHTUNDSECHZIG 2.0“.

Wie das gehen kann, hat Bernhard Pötter, taz-Redakteur für Wirtschaft und Umwelt mit Schwerpunkt Klima und Energie in der *taz am Wochenende* (23.2.2019) unter der Überschrift gezeigt: *Der Aufstand der Jugend für Klimaschutz ist ein kleines Wunder. Jetzt muss daraus eine politische Bewegung werden.*

Er schreibt:

Es ist ein Konflikt Heranwachsende gegen Erwachsene [...] Unsere Generation hat bei diesem Thema bisher versagt. Trotzdem – oder deshalb – hier ein paar Hinweise [...] Wer heute Politik macht, ist 2050 nicht mehr auf der Erde, um die Effekte des Klimawandels zu erleben. Ihr schon. Ihr bringt

damit einen Aspekt ein, der in der Klimapolitik noch nie wirklich ernst genommen wurde: direkte Betroffenheit [...]

Wenn sich, wenn ihr nichts daran ändert, ist es zu spät [...] [Ihr habt] wunderbare Verbündete, die WissenschaftlerInnen. Sie sagen uns, wo wir mit der CO-2 Reduktion hin müssen. Und sie zeigen auch, wie es gehen kann. Es hört nur keiner auf sie. Das solltet ihr ändern [...]

[Aber] Soziale Bewegungen mit einem hohen Ideal ohne Struktur und klare Forderungen laufen sich bald tot [...]

Ihr seid etwas Neues. Lasst euch was einfallen. Bei den erfolgreichen sozialen Bewegungen der letzten Jahrzehnte in Deutschland könnt ihr euch Ziele und Methoden nur teilweise abgucken [...] Und die 68er Bewegung, die mit der direkten Revolution gescheitert ist, machte sich über Jahrzehnte auf ihren „Marsch durch die Institutionen“, um die Gesellschaft grundlegend zu verändern [...] Aber ihr habt nicht so viel Zeit [...] Anders als wir Alten seid ihr noch nicht festgelegt. Ihr entscheidet jetzt, was und wie ihr lernen und arbeiten werdet [...] Lasst euch keine Angst einreden: Zukunft ist das, was ihr daraus macht [...] Nicht alle von euch werden später mal die Grünen wählen. Das ist auch gut so [...] Klimaschutz ist kein Eliteprojekt.

Nicht alle wollen sich engagieren, das ist auch in Ordnung.

Aber der Umbau Deutschlands [...] zum Null-Emissions-Land ist so tiefgreifend, dass zumindest die meisten eurer Generation einverstanden sein müssen [...]

Nicht alle Ziele lassen sich sofort erreichen. Nicht alle MitstreiterInnen von heute werden dabeibleiben [...]

Die Generationen vor euch haben es nicht mit Absicht so eingerichtet, dass das Klima kippt, die Pflanzen und Tiere verschwinden und die Ozeane vermüllen. Das sind Nebeneffekte, die wir bisher billigend in Kauf genommen haben, um unseren (und euren) Lebensstandard zu organisieren.

Das fossil befeuerte moderne Leben hat uns fast alle Annehmlichkeiten des 21. Jahrhunderts beschert. Es muss sich radikal ändern, um sich den physikalischen Grenzen der Erde anzupassen und trotzdem Wohlstand möglichst für alle zu garantieren.

* Bei Kommunalwahlen gibt es das schon.

Das ist eine riesige Aufgabe. Aber sie ist zu schaffen. Ein bisschen noch von uns. Vor allem aber von euch. Dann mal los!

Ich weiß, das könnte jetzt ein passender Schluss sein, aber ich muss doch noch etwas dranhängen. Der Grund ist der 27. Januar 1945, der Tag der Befreiung des KZ Auschwitz durch sowjetische Soldaten, der sich als *Internationaler Holocaust-Gedenktag* ins Gedächtnis der Menschheit eingeschrieben hat, der sich heuer, 2020, zum 75. Mal jährt.

Dieser Tag ist nicht nur chronologisch mit meinem Geburtstag zehn Tage später verbunden, es ist immer auch das Jahr der Zeitenwende, 1945, in das ich geboren bin, so dass ich auch alle Jahrestage, die damit zu tun haben, sehr persönlich erlebe.

Ich möchte nur eine Äußerung unter den vielen aus diesem Anlass gemachten herausgreifen: diejenige von Mirjam Zadoff. Sie ist Historikerin und Direktorin des NS-Dokumentationszentrum München.

Sie schreibt unter der Überschrift: *Fragile Menschlichkeit*:

Im „Dritten Reich“ war Menschlichkeit eine Schwäche, die es zu überwinden galt. „Wir werden die letzten Schlacken unserer Humanitätsduselei ablegen“, versprach Fritz Sauckel, Gauleiter in Thüringen und Generalbevollmächtigter für Millionen nach Deutschland verschleppter Zwangsarbeiter.

Sauckel gehörte zu den Hauptkriegsverbrechern von Nürnberg, wo auf Initiative des Völkerrechtlers Hersch Lauterpacht „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ geahndet wurden. Hersch selbst hatte fast seine ganze Familie verloren.

Menschlichkeit musste in Deutschland nach 1945 erst wieder erlernt werden, ebenso ein Verständnis darüber, was ein Verlust derselben bedeutet.

Vor vier Jahren erklärte die Literaturwissenschaftlerin und Auschwitzüberlebende Ruth Klüger, Deutschland habe sich verändert. Sie sprach von der Offenheit, mit der 2015 Flüchtlinge aufgenommen wurden. Obwohl das Land sich seitdem verändert hat, und die Taten von Halle und Kassel uns erschüttern, obwohl rechte Hetzer die liberale politische Kultur zu destabilisieren versuchen – trotz alledem existiert

dieses zum Guten veränderte Deutschland weiter. Und es ist immer noch die Wahlheimat des größeren Teils der Bevölkerung, die Menschlichkeit nicht als Schwäche sieht, sondern als hohes Gut.

Aber:

Das Projekt der 1990er Jahre, eine gemeinsame europäische Erinnerungskultur, ist längst gescheitert. Inzwischen sucht Deutschland nach einer Form des Gedenkens, das die Migrationsgesellschaft miteinbezieht [...] Ja, wir haben vieles richtig gemacht, aber es ist Zeit, unsere Erinnerungsdiskurse zu überdenken, zu öffnen, inklusiver zu machen. Selbst Auschwitz ist zum Symbol eines ritualisierten Gedenkens geworden, dabei ist es nichts anderes als unser aller Erbe, ein lästiges, bedrückendes Erbe vielleicht, aber eines, von dem wir uns niemals frei machen dürfen.

Und sie fragt abschließend:

Haben Sie einen Twitteraccount? * Dann folgen Sie dem Account: „Auschwitz Memorial“ [...] Darin stellt sie die Menschen vor, die nach Auschwitz deportiert worden waren: Kinder, Frauen, Männer, manche überlebten nur wenige Tage, andere begrüßten ihre Befreier im Januar 1945 [...] Etwas ist jetzt da. Mitten unter uns.

Soweit die Direktorin des Münchner NS-Dokumentationszentrums, Mirjam Zadoff.

Dieses setzte sich unter ihrer Leitung damit durch, ein *Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde* herzustellen und zu veröffentlichen, um an diese grausame Praxis zu erinnern. Erschienen im *Wallstein-Verlag*.

Jedes Opfer wird genannt, dazu der Geburts- und Deportations- oder Todestag.

Das Projekt war umstritten: Nicht alle Angehörigen von geistig behinderten oder psychisch kranken Menschen wollten ihre Familiennamen veröffentlicht sehen, argumentierten Kritiker. Doch das NS-Dokumentationszentrum argumentierte, man dürfe nicht an einzelne Opfergruppen erinnern und an andere nicht. Mit der Veröffentlichung ihrer Namen gebe man nun auch

* Nein, hab ich nicht!

den Euthanasietoten „die ihnen genomme Würde zurück“, sagt der Mitherausgeber und Psychiatrieprofessor Michael von Cranach.

Ein Schicksal:

Irmgard Burger wog am Ende nur noch 30,5 Kilogramm, die Ärzte der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar hatten die an Schizophrenie erkrankte Frau einfach verhungern lassen.

Sie zählt zu jenen mehr als 2.000 Münchner Bürgerinnen und Bürgern, die zwischen 1939 und 1945 im Rahmen der sogenannten Euthanasie getötet wurden, die meisten starben in Gaskammern oder an tödlichen Medikamenten, andere an Nahrungsentzug. (Quelle: *DER SPIEGEL* 29/2018)

Und noch eine Warnung anlässlich des 75. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz vom Historiker Michael Brenner, 56 von der LMU München (*DER SPIEGEL* 4/2020):

Die Gefahr erkennt man immer zu spät [...] Als der braune Spuk am 8. Mai 1945 sich endlich auflöste, waren etwa zwei Drittel der europäischen Juden ermordet worden [...] Ein kleiner Rest der mitteleuropäischen Juden hatte überlebt. Unter ihnen waren meine Eltern [...] Gemeinsam mit weniger als 30.000 anderen jüdischen Überlebenden und Rückkehrern aus dem Exil trugen meine Eltern dazu bei, die kleine jüdische Gemeinschaft in Deutschland wiederzube-gründen [...] Doch je länger sie blieben, umso mehr Hoffnung setzten sie auf einen Neuanfang in Deutschland.

Sie sahen die Eröffnung jüdischer Museen und neuer Synagogen wie auch des Mahnmals für die ermordeten Juden zu Beginn der Nullerjahre als Zeichen der Zuversicht und einer besseren Zukunft. Die Zuversicht ist heute einer Skepsis gewichen, der selbst eingefleischte Optimisten wie ich wenig entgegensetzen können [...] Doch in Deutschland hat ein Wiederaufleben des Antisemitismus aufgrund unserer Geschichte nun einmal eine andere Qualität. Das ist gemeint, wenn man davon spricht, dass Deutsche eine besondere historische Verantwortung haben [...]

Was haben wir eigentlich aus der Geschichte gelernt? Als Historiker ist diese Frage besonders bitter.

Etwas ist heute doch anders als damals. Wir wissen heute, nach Auschwitz, wohin Rassenhetze und Antisemitismus führen können. Heute muss man sich fragen, wann ist der Punkt gekommen, an dem auch die jüdische Existenz wieder in Frage gestellt wird? Die Repräsentanten jüdischen Lebens haben unlängst ausgedrückt, wann für sie ein Weiterleben hierzulande nicht mehr möglich sein wird. Sowohl Michel Friedman wie auch der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, haben in Interviews den Eintritt der AfD in eine Koalitionsregierung als einen solchen Marker genannt [...]

Und wer weiß, ob das, was wir heute erleben, eine Episode ist, die bald vorübergehen wird, oder der Beginn einer neuen Epoche? [...] Wann es zu spät sein wird, dies zu erkennen, übersteigt unsere Urteilskraft [...] so gibt es auch heute mehrere Wege in die Zukunft. Welchen wir gehen werden, das wissen wir nicht.

Und doch können wir in einer demokratischen Gesellschaft alle, und zwar ohne Aufopferung unseres Lebens, einen kleinen Beitrag dazu leisten, den Kurs dieser Reise zu steuern.

Wir können uns gegen die heranziehenden Gefahren stemmen, wir können die demokratische Grundordnung verteidigen, verfolgten Minderheiten Schutz bieten und eine Zukunft mitgestalten helfen, die unsere Gesellschaft, unsere Werte und unseren Planeten rettet.

In diesem Sinne noch einmal: Entscheidet Euch, eh' es zu spät ist!

Ich hoffe, dass ich mit meinem „Bericht“ gezeigt habe, dass ich im Sinne dieser Mahnung unterwegs war, bin und bleiben werde, als aufrechter, engagierter und organisierter „Humanist im Werden“.

Mit diesem „Prinzip Hoffnung“ schließe ich heute, am 27. Januar 2020, dem 75. Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz, meinen Bericht. Damit habe ich mir das schönste Geschenk zu meinem 75. Geburtstag am 5. Februar 2020 gemacht.

PS: AUSCHWITZ-APPELL 2020

Dieses eine meiner zwei Lebensthemen lässt mich einfach nicht los:

In *kontext* Nr. 461, der Online-Beilage der *taz am Wochenende* vom 1./2. Februar 2020 lese ich unter der Überschrift *Symbol des Nazi-Terrors zerbröselt* den folgenden Artikel, geschrieben von Helmut Heißenbüttel:

Auf Unglauben und Skepsis stößt Peter Grohmann, wenn er vom Auschwitz-Appell erzählt: ein Appell der „AnStifter“ an die Bundesrepublik Deutschland, an die deutsche Öffentlichkeit, in Anerkennung der historischen Schuld diese Erbschaft anzunehmen, und alles zu tun, um dieses Mahnmal auf Dauer als Erbe der Menschheit zu erhalten.

Versteht sich das denn nicht von selbst?

Seit 2007 gehört das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau zum UNESCO-Weltkulturerbe, wobei es in diesem Fall eher „Unkulturerbe“ heißen müsste.

Hat nicht Angela Merkel erst im Dezember 60 Millionen seitens der Bundesregierung zugesagt? Ja, das hat sie [...]

Nur reicht diese Einmalzahlung von 60 Millionen, – nicht mehr als 75 Cent pro Kopf der Bevölkerung, wie die AnStifter vorrechnen –, bei Weitem nicht aus.

Dies liegt zum einen an der schieren Größe des Vernichtungslagers und seinem prekären Zustand. Zum anderen am Finanzierungsmodell, für das diese Zahlung gedacht ist.

Die Bundesrepublik will nämlich nicht etwa die Instandhaltung des Mahnmals finanzieren, sondern [...] einen weiteren Beitrag in eine Stiftung einzahlen, die 2009 von dem Auschwitz-Überlebenden und früheren polnischen Außenminister Wladyslaw Bartoszewski ins Leben gerufen wurde. Die Idee war damals, von den Regierungen Deutschlands und anderer Länder 120 Millionen einzuwerben, sodass aus den Zinsen [...] der Erhalt finanziert werden könnte.

Diese Rechnung geht aber (wegen der Niedrigzinspolitik der EZB) nicht auf [...]

Derweil verfallen die Baracken, in denen unter grauenhaftesten Bedingungen unzählige Menschen zusammengepfercht wurden, um, solange sie bei minimaler Ernährung noch konnten, härteste Arbeit zu verrichten und danach einem sicheren Tod entgegenzusehen.

155 Gebäude und 300 Ruinen stehen auf dem 161 Hektar großen Gelände [...] Und

sie wurden nicht für die Ewigkeit gebaut. 350.000 Euro kann der Erhalt einer einzigen Baracke kosten, insgesamt wären das Kosten bis zu 15 Millionen, rechnet die Initiative vor.

Dazu kommen die Überreste der von den Nazis ganz zum Schluss noch gesprengten Gaskammern;

Wege, Straßen, Bahngleise, Stacheldrahtzäune, aber auch die letzte Habe der Gefangenen, mehr als 3.800 Koffer sind erhalten, mitsamt Habseligkeiten.

Es ist also eine gewisse Eile geboten [...]

Der Vorgang offenbart darüber hinaus auch eine Unwürdigkeit im Umgang mit dem Gedenken, und zwar auf deutscher Seite.

Polen hat das Lager gleich 1947 zum Museum erklärt. Und Polen finanziert bis heute die Stellen der 200 Mitarbeiter, die in diesem Museum tätig sind.

Mehr als zwei Millionen Besucher kommen mittlerweile jährlich zu der Gedenkstätte, fast die Hälfte davon aus Polen, dann aus Großbritannien, den USA, Italien und Spanien, aber nur 85.000 aus Deutschland [...]

Aber ist die Finanzierung des Mahnmals wirklich Sache der Nachbarländer?

„Unsere deutsche Verantwortung vergeht nicht. Ihr wollen wir gerecht werden“, hat Bundespräsident Walter Steinmeier vor wenigen Tagen an der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem gesagt.

Sollte nicht Deutschland, das Land, das die historische Schuld auf sich geladen hat, selbst Sorge tragen, dass die Gedenkstätte erhalten bleibt, zur ständigen Erinnerung, dass so etwas nie wieder vorkommen darf? Genau dies fordern die AnStifter, nachdem sie sich im vergangenen Oktober auf einer Reise nach Auschwitz ein Bild vom schlechten Zustand der Gedenkstätte gemacht haben.

Dabei geht es ihnen keinesfalls nur darum, die Regierenden an ihre Verantwortung zu erinnern, wie Grohmann, Monika Kneer und Klaus Kunkel auf der Landespressekonferenz zum 75. Jahrestag der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee ausführen.

Sie wollen die Zivilgesellschaft erreichen. Auch wenn sich unter den Erstunterzeichnern viele Politiker befinden [...] auch die Gedenkstätten im Land sind allesamt nur

aufgrund zivilgesellschaftlicher Initiative zustande gekommen [...]

Viele der mehr als 1.000 Erstunterzeichner kommen aus dem Kulturbereich [...] die Liste ist viel zu lang, um mehr als ein paar [...] Namen aufzuführen.

Bis zum nächsten Jahrestag der Befreiung am 27. Januar 2021 sollen es 100.000 Unterzeichner werden, sagt Grohmann. Oder eine Million [...]

Ich bin Helmut Heißenbüttel für diesen Artikel zu Dank verpflichtet, weil er damit meinem Bericht einen quasi offiziellen Schlusspunkt setzt. Und die Frage beantwortet, wie es von seiten der deutschen Zivilbevölkerung mit dem Engagement in Sachen: Erinnerungsarbeit weitergehen kann und weitergehen muss. Der Link zum Appell: www.die-anstifter.de/auschwitz-appell.

ZWEI ANMERKUNGEN

ANMERKUNG I

Auch das „Stolperstein-Projekt“ des Kölner Künstlers Gunter Demnig mit seinen inzwischen über 70.000 verlegten Gedenksteinen ist ohne das zivilgesellschaftliche Engagement der örtlichen Koordinatoren, der Paten, Initiativen, Jugend- und Gewerkschaftsgruppen, Schulen und vielen anderen mehr einfach nicht vorstellbar. Zum aktuellen Stand der Stolpersteine, auch in Duisburg, habe ich weiter oben berichtet.

Dabei habe ich die erste Stolpersteine-Broschüre in Duisburg von Ende 2005 erwähnt, die unter meiner Mitwirkung auch „an zwei Täter erinnert“.

Einer davon ist Oswalt Pohl, 1892 in Duisburg-Ruhrort geboren, der 1933 Himmeler, den „Reichsführer SS“ kennenlernte, seinen Förderer, und zum engsten Vertrauten wurde, so dass er rasch Karriere in der SS machte und schließlich Anfang 1942 Leiter des „Wirtschaftsverwaltungshauptamtes“ (WVHA) der SS bis zum Kriegsende wurde.

Er war verantwortlich für die Durchführung des NS-Programms der „Vernichtung durch Arbeit“ und entschied in dieser Funktion über alle Angelegenheiten der Zwangsarbeits-, Konzentrations- und Vernichtungslager. Das waren 1944 deren einhundertfünfundachtzig mit Hunderttausenden von Arbeitssklaven.

Pohl bestimmte deren grausames Schicksal mit Hilfe von 1.700 WVHA-Mitarbeitern und 40.000 KZ-Aufsehern...

Er wurde zum Tode verurteilt und als einer der letzten prominenten Nazi-Täter am 8. Juni 1951 hingerichtet.

ANMERKUNG II

In dem von mir weiter oben schon erwähnten, aktuellen Aufsatz von Frieder Otto Wolf: *Sechs Säulen des praktischen Humanismus* (2019) ist als Erste Säule – in meinem Exzerpt – zu lesen:

Bedeutende Orte aufsuchen:

Die Geschichtszeichen Auschwitz und Hiroshima als Zivilisationsbrüche des 20. Jahrhunderts haben NICHT-Orte geschaffen, an denen die Zerstörung jeglichen humanen Lebenssinns greifbare Gestalt angenommen hat.

Sie sind längst zu unumgänglichen Gedenk-Orten für die gesamte Menschheit geworden.

Im Rückblick bin ich froh darüber, dass ich mich entschlossen hatte, 2004, noch im aktiven Berufsleben stehend, einen Sonderurlaub zur Teilnahme an der Veranstaltung *Standort Auschwitz – Vergewisserung & Vergegenwärtigung* zu beantragen, und dabei den Leiter dieser Fahrt, Christoph Speier kennenzulernen, der mir zum Freund wurde.

Einen bedrückenderen „Bildungsurlaub“ als diesen kann ich mir nicht vorstellen.

Da war es dann 2007 umso erleichtert, der für mich – wiederum als Sonderurlaub/Bildungsurlaub – mir die Vorlesungsreihe an der Urania Berlin mit Frieder Otto Wolf anhören zu können, zu dem Thema:

Humanismus für das 21. Jahrhundert.

Helmut Becker-Behn, Duisburg, den 2. Februar 2020.



Helmut Becker-Behn
Duisburg 2017,
Rheinkilometer 775.